Kursbuch 88

Gesundheit

Herbert Will, Fetisch Gesundheit
Evelyn Roll, Der schöne, neue Bio-Markt
Renate Jäckle, Die Esoterik in der Medizin
Jörg Bopp, Die Tyrannei des Körpers
Axel Hacke / Eckart Britsch, Muskuläre Aufrüstung
Gerd Göckenjan, Die Aids-Falle
Günter Niklewski, Alles krank und nichts gesund
Ulrich Schairer, Aus der Praxis eines Landarztes
Lao She, Die Klinik der drei Kostbarkeiten
Christiane Grefe, Instant-Heil: Rezepte vom Kiosk

Kursbuch / Rotbuch Verlag
Mai 1987
10 Mark A 20281 F

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

87-294
Goethe-Institut e.V. Bibliothek
ausgeschieden am: 05

88 Gesundheit

Mai 1987

Beatrix Füsser-Novy, Heile, heile [illegible]
Herbert Will, Fetisch Gesundheit 7
Evelyn Roll, Der schöne, neue Markt 23
Renate Jäckle, Biotanz ins Jenseits. Der Einbruch der Esoterik in die Medizin 35
Jörg Bopp, Die Tyrannei des Körpers 49
Axel Hacke, Muskuläre Aufrüstung 69
Eckart Britsch, Jogging in der Endlos-Schleife. Über die kalifornische Vorhut 79
Wie alles anfing. Aus dem Gesundheits-Katechismus von 1794 95
Gerd Göckenjan, Die Aids-Falle. Politik mit der Krankheit 113
Günter Niklewski, Alles krank und nichts gesund. Der »Münchhausen-Arzt« und die psychosomatische Flucht seiner Patienten 125
Ulrich Schairer, »Heute war es schön bei Ihnen, Herr Doktor«. Aus der Praxis eines Landarztes 137
Lao She, Die Klinik der drei Kostbarkeiten. Eine Geschichte aus China 147
Christiane Grefe, Instant-Heil: Rezepte vom Kiosk 157
Karin Reschke, Ein Sündenfall 165
Exkurse: ex oriente nix 167 / Gorbatschow in Osteuropa 169 / KPI zwischen Hammer und Nelke 172 / Die präservative Revolution 174 / Die neue Armut 176 / AEIOU 179 / Frühlingsrolle '87 182

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 8,50, im Einzelverkauf DM 10. Verlag: Kursbuch Verlag GmbH/Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30; Telefon 261 1196. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 881 5059. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Jungfernstieg 20, 1000 Berlin 45, Telefon 030/772 24 43 und 773 30 61.

© 1987 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Druck und Bindung: Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen.
Beilagen: Verlag Freies Geistesleben, »Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage), Klett-Cotta Verlag, Kühl KG, Luchterhand Verlag

Beatrix Füsser-Novy
Heile, heile

Sie spüren so ein Kratzen im Hals, ein Kribbeln in der Nase, ein Drücken auf der Brust ... schon müssen Sie niesen, kurz: Ihnen ist gar nicht gut. Das kann kein Zufall sein. Dahinter steckt eine Botschaft. Eine Unlust, die Ihnen, Ihrem Bewußtsein bisher verborgen geblieben ist. Jetzt müßten Sie alles hinwerfen können und über sich nachdenken ... Sie *wollen* krank sein. Keine Frage.

Die Frage ist jetzt allein, ob Sie ein hartes Grippemittel schlucken oder ein Präparat auf der Basis jener unschädlichen Wunderpflanze Echinacea, die derzeit eine sagenhafte – und ihrem Hersteller gewiß zuträgliche – Karriere in gebildeten Kreisen macht. Die Echinacea ist, wie das Foto auf der Pakkung einwandfrei zeigt, eine rührende Wiesenpflanze, reine Natur, sie tut nichts anderes, als unsere eigenen Abwehrkräfte zu stärken, und es gibt Leute, die nehmen sie aus lauter Vorsorge das ganze Jahr über. Denn auf zwei Kräfte verläßt sich der aufgeklärte Patient heute: auf die NATUR und auf das SELBST.

Längst gehört er damit nicht mehr zu einem Außenseitergrüppchen. Er hat die Ablehnung der sogenannten Schulmedizin in weite Kreise getragen. Vor zehn Jahren war die Hausgeburt noch ein rein alternatives Ereignis, das fast ausschließlich in Wohngemeinschaften auf dem selbstgebauten Bett stattfand. Inzwischen drucksen Mütter, die in der Klinik entbinden wollen, ganz schön schuldbewußt herum. Nur der Hinweis auf rooming-in rettet vor Schmach und Schande, und selbst die vierfache Mutter, die ganz gern im Krankenhaus ihre Ruhe hätte statt den Säugling am Bett, ist nicht zu entschuldigen. Aber: Wer einmal im Kreißsaal an einem Wehenschreiber gelegen hat, einen Katheter am Kopf des Kindes im Bauch angeschlossen, in der Armvene den Wehentropf, das Ohr furchtsam auf die Herztöne des Ungeborenen fixiert, gezwungen, in der unbequemen Rückenlage zu verharren, weiß, warum das nicht so bleiben konnte.

Und wer, nachdem seine chronische Nebenhöhlenvereiterung jahrzehntelang stumpfsinnig mit immer stärkeren Antibiotika behandelt worden ist, mittlerweile auf das dritte Präparat allergisch reagiert, greift auch irgend-

wann zur Selbstbehandlung mit natürlichen Mitteln und wird anhaltender gesund, nur erheblich langsamer. Aber in dieser Gesellschaft kann sich noch lange nicht jeder die Geduld leisten, die man für den Umgang mit Kamilleaufgüssen braucht. Es ist auch noch die Frage, ob der erstaunliche Aufschwung der Naturheilverfahren, der Kräuter und Tees den leistungsorientierten Anspruch auf Instant-Gesundheit tatsächlich über den Haufen geworfen hat.

Gleichwohl, der Aufschwung ist gigantisch: Die kleine grüne Minderheit, die vor zehn Jahren die Adressen des Homöopathen oder des Anthroposophenkrankenhauses unter sich weitergab, hat sich flächendeckend übers Land ausgebreitet. Die technische und chemische Medizin selbst hat uns empfänglich gemacht für Heilweisen, deren Denkgrundlage eine andere ist als die rigid-naturwissenschaftliche der offiziellen Medizin. Über die Hälfte der Bundesbürger möchte lieber durch sanfte Methoden gesunden. Und wo eine Nachfrage ist, kommt im Kapitalismus das Angebot gleich massenhaft: Homöopathie sowieso, Isopathie, Akupunktur, Blutegel, Ozon- und Frischzellentherapie, Pflanzenheilkunde, Wasserbehandlung, Neuraltherapie. Ein Gemischtwarenladen, dessen Öko-Chinesisch fast so schwer zu durchschauen ist wie das Latein des Chefarztes, der uns am Krankenbett Unverständliches erzählt.

Kein größerer Verlag, der nicht ein Buch über Natur- und Erfahrungsmedizin im Programm hätte, mit der leichtfaßlichen Anleitung zur Selbstbehandlung: bei Migräne dreimal täglich 25 Tropfen Biosanum Migraenum; bei Herzasthma dreimal täglich 25 Tropfen Biosanum Cardiacum, zuzüglich einer ärztlichen Strophantin-Behandlung – da kann nichts schiefgehen. So ein Buch versäumt es nicht, den Leser auf das grundlegend Falsche seiner Lebensführung in der Industriegesellschaft aufmerksam zu machen: Zur Gesundung gehören unbedingt eine heile Psyche und ein heiles Leben. Eine heile Umwelt haben wir ja nun leider nicht.

Obwohl er gerade mit dieser Tatsache eindeutig etwas zu tun hat, wirbt der Pharma-Hersteller unbefangen mit Sätzen wie: »Natur nimmt den Husten.« Derselbe Arzt, der vor fünf Jahren seinem chronischen Nebenhöhlen-Patienten das Breitbandantibiotikum aufdrängte, unter Androhung schwerster gesundheitlicher Folgen im Falle der Nichteinnahme, verschreibt ihm heute dasselbe Präparat, diesmal aber mit dem Hinweis, daß man eigentlich nicht so viele schwere Mittel nehmen sollte – so, als wäre er und nicht seine Patienten darauf zuerst gekommen. Aber jetzt muß er gründlicher umdenken. Drei Millionen haben schließlich Maria Trebens Kräuterbuch gekauft, da heißt es für Ärzte und Apotheker Fortbildungskurse besuchen. Jeder fünfte Arzt hat es schon mal mit Naturheilmitteln

versucht, Heilpraktiker ärgern sich über den Einbruch der Schulmediziner in ihre Domäne. Lieber hätten sie selbst die Kassenzulassung. Zahnärzte haben es besser, sie können ganz ohne Fortbildung Tausende von Amalgamfüllungen in den Zähnen aufgeklärter Patienten durch garantiert ungiftiges Gold ersetzen. Hocherfreut über deren kostensparenden Effekt preisen die Krankenkassen-Zeitschriften unser aller Selbstheilungskräfte, schließlich braucht man für die Pflanze Echinacea kein Rezept. Je selbster, desto selbstverantwortlicher, nicht zufällig stehen an der Spitze der Bewegung Prince Charles und Veronica Carstens. So trifft sich, was als linke Kritik am Gesundheitswesen begann, mit konservativem Geschmack, und ganz von selbst entsteht ein Stück Klassenmedizin.

Kein Zweifel: Kritischer ist der Patient geworden. Aber mündig, ist er das? Die populäre Literatur über moderne Naturmedizin ermutigt zwar zum Do-it-yourself, zum Ausprobieren von Heilmethoden aus anderen Kulturkreisen, zum Umdenken – aber die Wechselbeziehung zwischen versorgungsbereitem, zuwendungsorientiertem Patiententum und der Mentalität der Götter in Weiß, deren besonderer Aura und Autorität sich das Volk beugt, besteht fort.

Das war immerhin die Leistung des modernen Arzttyps mitsamt seinem Umfeld, der umsatzträchtigen Kassenpraxis und dem vollklimatisierten Großklinikum: daß er so gründlich in Frage gestellt werden konnte. Bei den neuen Gurus könnte das wesentlich schwerer fallen. Noch vor Pillenskandalen, Euthanasiediskussionen und Chemieangst war es doch der Arzt als Person, der uns wieder und wieder enttäuschte. Wir wollten seine Zuwendung, deswegen gingen wir doch jedes zweite Mal ohne ernsthafte Beschwerden zu ihm hin, in dieser priesterlosen Zeit. Er aber schaute durch uns hindurch, schrieb ein Rezept und dann etwas auf ein Karteiblatt: Dort waren wir registriert, reine Ziffern der Gebührenordnung. Wie oft lagen wir einsam unter imponierenden Apparaten, nur weil die Kassen technische Leistungen höher honorieren. Wehmütig sahen wir uns Filme an, in denen gute alte praktische Ärzte Hausbesuche machen. Ein Mythos starb aus.

Was ist denn das Faszinierende an der heute überall aufzufindenden Idee einer ganzheitlichen Medizin, die den Menschen als Einheit, als ökologisch vernetztes System zu sehen verspricht? Es ist die Hoffnung auf die Wiederherstellung der Zuwendung, die der Spezialarzt nicht liefert. Ein Versprechen, gegen das nichts zu sagen ist, hängt doch der Heilerfolg wesentlich von der Vertrauensbeziehung ab. Der Glaube allerdings, diese ganzheitliche Behandlung im Sinne einer stärker auf die Psyche gerichteten Fürsorge bei den Außenseitern unter den Ärzten zu finden, ist nicht durchweg berechtigt. Das Schema eines Elektroakupunkteurs, der im Körper nach alten

Giften sucht, kann höchst eindimensional sein und außer dem Kernsatz »Gift schadet – Gift muß raus« nichts weiter bieten.
Eine Krebskranke, die über Monate versucht hatte, ihre Krankheit mittels Kräutern, Wünschelrutengängern, Vollwert-Ernährung und Meditation im Griff zu behalten, ging schließlich doch ins Krankenhaus. Dort sagte man ihr: Ja, *jetzt* kommen Sie! Natürlich haben die Schulmediziner keinen Grund zum billigen Triumph über die begrenzten Möglichkeiten der alternativen Heilweisen; besser sollten sie selbst nach neuen Wegen suchen. Aber die Gefahr besteht, daß sektiererische Heils-Lehrer – und deren Klienten – die Gesundung der ganzen Menschheit nur von der eigenen Theorie her zu denken imstande sind. Das gleiche gilt für den Patienten oder Selbstbehandler, dessen eigene Ideologie nichts mehr zuläßt, was nach Schulmedizin auch nur riecht. Ein in den sechziger Jahren so modisches Utensil wie die Pillendose unterliegt heute ebenso wie das Großkrankenhaus und die schnell verpaßte Cortisonspritze der allgemeinen Fortschrittskritik. Schon deshalb müssen die medizinischen Subkulturen, Unterströmungen, von denen die Geschichte der neuzeitlichen Rationalität immer begleitet wurde, wieder hochkommen.
Gerade in der Medizin ist der Zusammenhang mit der Menschenverachtung eines blinden Machbarkeitsdenkens ja deutlich sichtbar – man braucht nur an die übriggebliebenen Embryonen in den Zeugungslabors zu denken. Andererseits gelangt die Kritik hieran schnell an eine Grenze. Die lebensfeindliche Tendenz des neuzeitlichen Denkens, das in die Natur der Dinge durch Zerlegen in immer kleinere Teile eindringen will, ohne ihre ganze Gestalt zu sehen, die hat unleugbar Leben auch erhalten. Bei der ersten schiefgegangenen Hausgeburt, der ersten erfolgreichen Krebstherapie wird sich der Kritiker fragen, an welchem Punkt er denn die Geschichte angehalten hätte. Sicher nicht vor der Erfindung des Mittels gegen die eigene Krankheit.
Die Geistheilersendung im ZDF hat gezeigt, daß viele Menschen jetzt, nachdem man ihnen die Schulmedizin madig gemacht hat, ihre Verunsicherung in Séancen ausleben müssen. Die Apparate haben ihre Rolle als Religionsersatz ausgespielt; die enttäuschte Patientenerwartung ist heimatlos und kann sich kritiklos auf jeden selbsternannten Schamanen richten. Was in den zwanziger Jahren, im Rahmen eines ungebrochenen Fortschrittsglaubens, noch als Exotismus galt, wird heute bestärkt durch die postmoderne Vernunftkritik in ihrem trivialisierten Aggregatzustand. Der neue Aberglaube beruht auch auf einem unhistorischen Denken, das jeder Komplexität abhold ist. Daß der medizinische Fortschritt auch emanzipatorische Seiten hatte, will man gar nicht hören.

Längst ist ja über die Psycho-Szene das ganze alternative Heilerwesen auf die Massen gekommen. Im esoterischen Buchladen stehen allein fünf Werke über Edelsteintherapie, das Boulevardblatt informiert über Farbtherapie und die Frauenzeitschrift über die Blütentropfen des Dr. Bach. Mittelalterliche Magie, Kabbalismus und die ganze Dritte Welt werden ausgebeutet auf der Suche nach stabilisierenden Heils-Lehren, die uns unsere verlorene Leib-Seele-Einheit wiedergeben sollen.

Je abgehobener von der europäischen Lebenspraxis, desto besser. Die von jeder kulturellen Voraussetzung ungetrübte Lust, sich auf esoterisches Denken einzulassen, geht einher mit der grenzenlosen Bereitschaft, alles zu glauben: Wenn man die Aufklärung schon mal über Bord geworfen hat... Hat man das? Warum muß man dann noch die Wirkung der dubiosen Bachblüten so erläutern: »Die Blüten werden in Quellwasser und dann in die Sonne gelegt. Die Sonne imprägniert das Wasser mit der Blume-Seele-Idee und wir erhalten ein feines harmonisierendes Blüten-Konzentrat.« Wenn Bach-Blüten uns bei unseren Depressionen und Magendrücken helfen – und sie können, wenn der Glaube nicht fehlt –, dann nicht wegen solcher pseudo-naturwissenschaftlichen Erklärungen, die unsereins offenbar benötigt. Das alte Zweckdenken ist da nicht fern. Wenn ein jeder das »Heilen durch Handauflegen« in einem eintägigen Kurs erlernen kann – kostet aber eine Kleinigkeit –, dann doch nur, weil da dasselbe voraussetzungslose Instant-Denken waltet wie überall.

Heilung durch das Selbst – das ist einerseits die notwendige Abkehr von der Enteignung und Entfremdung des Körpers durch die Medizin. Doch andererseits wird nicht mehr gefragt, was denn dieses Selbst heute sei und angesichts seiner gesellschaftlichen Prägung sein könne. Genau wie »Natur« ist »Selbst« einfach ein positiver Begriff, unbefragt. Je stärker die eigene Zuständigkeit und damit Verantwortung für den Körper betont wird, desto mehr tritt das Seelische in den Vordergrund. Kam man vor fünfzehn Jahren mit Kreislaufbeschwerden zum Doktor, dann sagte der »vegetative Dystonie« und verschrieb Pillen. Kommt man heute mit denselben Leiden, dann fragt der Doktor, wie es denn in der Ehe steht.

Die Psychosomatik, die Lehre von der seelischen Bedingtheit körperlicher Leiden, hat einen Platz im Medizinbetrieb eingenommen, der sicher noch viel zu bescheiden ist. Auch hier steht ja den Ärzten ihre aufs Detail gerichtete Ausbildung im Weg, und viele akzeptieren gerade nur Asthma als typisch »seelische Erkrankung«. Aber schon driftet der gnadenlose Zeitgeist ins andere Extrem. Mußte man früher den auffällig oft fiebernden Freund drängeln, sich einmal nach tieferen Ursachen zu fragen, so traut man sich heute kaum, vom allergischen Ausschlag an der rechten Hand zu

erzählen, denn prompt kommt die Auskunft: »Du hast Kontaktschwierigkeiten!« Schmerzt die Niere? Das sind Partnerschaftsprobleme. Allergie? Das sind verdrängte Aggressionen. »Du mußt dich nur positiv sehen«, verkündet eine amerikanische Psychotherapeutin und behauptet, so kriege man auch Metastasen weg. Funktionaler denkt ein deutscher Chefarzt auch nicht.

Nicht nur Krebs, jede Krankheit wird so zur Metapher. Also stigmatisiert sie auch, also kann sie moralisch gewertet werden, vor allem von der Szene, die mitten im falschen Leben ihr kleines richtiges gebaut hat: in den vier Wänden mit Vollwertkost und Meditation und Holzspielzeug für die Kinder. Da wird die Nachricht von der Krebserkrankung eines Freundes quittiert mit einem »Das hat er von seinem Streß! Wie der gelebt hat!«. Die christliche Tradition, die die Krankheit als göttliche Strafe auffaßt, läßt grüßen, der Bestrafende sitzt jetzt nur innendrin – im Selbst. Auch so kann sich eine Zwei-Klassen-Weltsicht unverhofft einstellen: Wer ganz entspannt und zudem vollwertgenährt zu leben weiß, zählt zu einer gesunden und moralisch höherwertigen Spezies.

Die Subjektivierung führt zu einer grotesken Individualisierung der Krankheit – äußere Faktoren werden durch die simple Interpretation aus dem Seelischen ja schlicht vergessen; nicht geleugnet, aber vergessen. So kommt es, daß der Atomkraftgegner beim Leukämiefall des Freundes eher an dessen unausgegorene Lebensweise denkt als an den Fallout in den fünfziger Jahren. Der Leukämie-Patient aber bleibt zunächst am Leben, weil er Zytostatika nimmt, und nicht, weil er die angeratene Psychotherapie macht. Zwar spielt ja ganz offensichtlich die innere Bereitschaft eine Rolle beim Krankwerden, und diese Erkenntnis sollte uns vielleicht zu einem anderen Gesundheitsbegriff leiten, der Krankheit als menschengemäß akzeptiert, obwohl es mehr als zweifelhaft ist, daß wir die unendlich vielfältigen Beziehungen zwischen Psyche und Körper je durchdringen. Aber offenbar läßt unser aller Denken, ob als Naturwissenschaftler oder Esoteriker, einen Rest Unbegreiflichkeit nicht zu.

Herbert Will
Fetisch Gesundheit

Adam und Eva im Paradies waren immer gesund. Weder Krankheit noch Tod konnten ihnen etwas anhaben, sie waren unverletzlich und unsterblich. Diesen paradiesischen Zustand kennen wir alle, im Unbewußten ist jeder von seiner Unsterblichkeit überzeugt. Freud (1915) hat beschrieben, wie wir erst durch eigene Krankheit und durch den Verlust geliebter Menschen in unserer vorgestellten Unverletzlichkeit und Unsterblichkeit erschüttert werden. Das Bild von Adam und Eva im Paradies verkörpert unseren Wunsch nach magischer Allmacht über Leben und Tod.

Aber in der religiösen Vorstellungswelt gab es noch einen Gott, der den beiden ihre Unsterblichkeit verlieh. In der christlichen Tradition waren Gesundheit, Krankheit und Tod in eine höhere göttliche Ordnung gestellt. Oft wurde diese Ordnung der Welt metaphorisch als gesund bezeichnet, und gesund war der Einzelne dann, wenn er in sie integriert war. In dieser religiösen Weltsicht hatte körperliche Gesundheit keine zentrale Bedeutung. Das Heil des Menschen umfaßte sein Leben im Diesseits und im Jenseits. Der Tod galt nicht als absolutes Ende, sondern als Übergang in ein anderes Leben. Erst im 18. Jahrhundert kam es zu einem tiefgreifenden Wandel dieser Weltsicht. Die Paradieshoffnungen wanderten ins Diesseits ein. Gesundheit wurde zu einem zentralen Thema; Krankheit wurde der religiösen Sphäre entzogen.

1715 hatte man noch lesen können: »Gewiß ist, daß die Krankheiten und der frühzeitige Tod denen Sündern von Gott als eine Strafe auferlegt werde.« Dies glaubte bald kein aufgeklärter Bürger mehr. Wenige Jahrzehnte später teilte Medizinalprofessor Rickmann der Öffentlichkeit mit: »Der göttliche Urheber der Natur hat derselben ihren Lauf bestimmt, er hat die Menschen mit Freiheiten, Vernunft und Vorschriften versehen, und man darf also keine Wunderwerke weiter von Gott erwarten.« Die Wunderwerke erwartete in Zukunft der Mensch immer mehr von sich selbst. Er wurde verantwortlich für seine Gesundheit und verband damit die Hoffnung auf ein langes und nützliches Leben. Die Medizin gab ihm dafür die neuen (säkularen) Lebensregeln. Rousseaus Leibarzt formulierte es 1766 so:

»Wir suchen nichts anderes, als die Menschen weise, klug, nüchtern, mäßig, tugendhaft, munter und lebhaft zu machen und sie lange Zeit in dem Zustand einer vollkommenen Gesundheit zu erhalten, welcher zu genauer Beobachtung ihrer Pflichten notwendig ist« (Zitate nach Göckenjan).
Zur höchsten Pflicht des Bürgers wurde bald seine *Pflicht zur Gesundheit*. Er entdeckte, daß die von ihm angestrebte Vollkommenheit und Glückseligkeit eng mit der irdischen Gesundheit und einem langen Leben zusammenhingen. Die Gesundheit wurde zur Bedingung der Möglichkeit seiner irdischen Utopie. In dieser Zeit gewann der Ärztestand enorm an Ansehen und Macht. Er konnte zwar für viele Jahrzehnte weiterhin kaum helfen und heilen. Der Gesundheitszustand der Bevölkerung, vor allem des neuen Industrieproletariats, verschlechterte sich eher. Erst Fortschritte in Hygiene, Ernährung und Lebensumständen führten zu einer Besserung. Doch die Ärzte wurden vor allem wichtig als Ideologen der neuen Zeit, als *Prediger des Diesseits* (Göckenjan). Sie verkörpern bis heute die Hoffnung auf Gesundheit und Leben. Und ihr Status als Halbgott in Weiß hat nicht nur mit ihrer Position in Gesellschaft und Medizinbetrieb zu tun, sondern hängt mit den Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen zusammen, die sich an sie heften, vom Jenseits der Religion aufs Diesseits des irdischen Lebens gewendet.
Unser säkulares Selbstverständnis führt zu einer stärkeren Besetzung des diesseitigen Lebens, zu einer höheren Bewertung unserer Leistungs- und Genußkraft und zu gesteigerten Erwartungen in die Medizin. Dies kulminiert in einem heiligen Wort: *Gesundheit* (ähnlich heilig für uns wie *Liebe* oder *Geld*). Gesundheit ist keineswegs ein klar definierbares, zeitloses, quasi natürliches Bedürfnis des Menschen. Sie hat sich erst für uns als zentraler Wert etabliert. Sie ist deshalb heilig, weil an ihrem besonderen Wert niemand zweifeln darf, weil eine Fülle von Wünschen und Hoffnungen auf sie gerichtet ist, weil vielfältige Praktiken ihr zugeordnet sind, die man nur als kultisch oder magisch bezeichnen kann, und weil zahllose Interessenten die Gesundheit benutzen, um Kapital zu mehren, Berufsstände zu sichern, Institutionen zu bedienen, gesellschaftliche Werte durchzusetzen und zu stabilisieren. So haben Gesundheit und Gesundheitswesen heute eine Bedeutung erhalten, wie sie der Religion zu den Zeiten zukam, als die Kirchen über das Leben herrschten und viele im Namen der Religion ihr Süppchen kochten.
Das alles geht nur, weil Gesundheit uns als ganz einfach und unkompliziert erscheint. Sie ist – solange man sie hat – das Selbstverständlichste von der Welt. Dieses Selbstverständliche ist Schein. Er täuscht über einen grundsätzlichen Widerspruch hinweg: daß Gesundheit einerseits ein naturwüch-

sig-subjektiver Wunsch ist, der sich jedem gesellschaftlichen Zugriff entzieht, und andererseits nicht zu haben ist unabhängig von ihrer jeweils konkreten gesellschaftlichen Bestimmung. Dem homo heidelbergensis lag sicher ebenso wie uns an Leben und körperlicher Unversehrtheit, doch war ›Gesundheit‹ für ihn kaum mit denselben Konnotationen und Bedingungen verbunden wie für uns. Das scheinbar Eindeutige der Gesundheit legt einen Schleier über unsere Wirklichkeit und suggeriert dem Menschen, ihm gehöre etwas ganz Persönliches, Einmaliges, Individuelles. Dabei ist das Einzelmenschliche in den ökonomischen und gesellschaftlichen Bewegungen von geringer Bedeutung. Unser Gesundheitssystem ist weitgehend ausgerichtet auf die Austauschbarkeit seiner Objekte, auf technisch-rationale Abläufe, auf abstrakte Organisation und Kapitalverwertung. Sigusch hat für die Sexualität gezeigt, auf welch spezifische Weise sie in unserer Welt mystifiziert wird zu Liebe oder Triebbefriedigung, welche Widersprüche dadurch verschleiert werden und welche gesellschaftlichen Bewegungen sich dahinter verbergen. Ähnlich ist es mit der Gesundheit. Alle tun so, als ob es um *eine* Gesundheit ginge, über die Einigkeit besteht. »Gesundheit ist das *höchste Gut* des Menschen. Sie ist die beste Voraussetzung für Arbeits- und Lebensfreude. Es lohnt sich, sie zu bewahren oder bei Beschwerden rasch und auf möglichst natürliche Weise wiederherzustellen. Klosterfrau Melissengeist ist die natürliche Ganzheitstherapie . . .«
Dieser scheinbare Konsens macht Gesundheit zu einem *Fetisch*. Ein Fetisch ist ein zauberkräftiges Ding, in dem sich eine übernatürliche Macht verkörpert, dem deshalb eine besondere Kraft zukommt und das der Mensch durch besondere Handlungen und Vorstellungen sich geneigt machen kann. Der Fetisch Gesundheit ist kein Gegenstand, sondern eine mächtige Vorstellung. Er schenkt uns unser diesseitiges Leben; wir dienen ihm, indem wir ihn feiern und indem wir durch verschiedenste Vorstellungen und Handlungen versuchen, Gesundheit zu erhalten oder herzustellen. Die Krankenhäuser sind unsere Kirchen, die Ärzte die Priester, die Psychotherapeuten die Seelsorger, wir alle ihre Gemeinde. Selbstverständlich dienen auch die Gesundheitsläden, die Vollwerternährung, die natürlichen und Ganzheitstherapien dem Fetisch Gesundheit. Jede Vorstellung von Gesundheit, die einfach davon ausgeht, daß sie unser höchstes Gut sei, und Heilserwartungen mit ihr verknüpft (und das tun wir alle, in verschiedenem Ausmaß), ist in diesem Sinne fetischistisch. Gesundheit erscheint dann (gemäß Marxens Analyse der Ware) als ein selbstverständliches, triviales Ding. Dabei wird verkannt, daß sie, wie jede Ware, »ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken« (Marx).

Was bürgerliches Glück sei, läßt sich heute weniger eindeutig bestimmen als in der Aufklärungszeit. Aber eins ist klar: Die Bedeutung der Gesundheit hat eher noch zugenommen. Die Ansprüche an unsere Leistungskraft im Bereich der Arbeit steigen ununterbrochen, vor allem werden diese Anforderungen immer komplexer und abstrakter. Die technisch-rationale Welt verlangt nach einer Gesundheit und Leistungsfähigkeit, die möglichst austauschbar und abstrakt einsetzbar sind. Talcott Parsons hat eine zeitgemäße Definition formuliert: Gesundheit ist der Zustand optimaler Leistungsfähigkeit eines Individuums für die wirksame Erfüllung seiner Rollen und Aufgaben. Krankheit ist dann die generalisierte Störung dieser Leistungsfähigkeit. Wichtig dabei ist, daß alle subjektiven und individuellen Momente von Gesundheit und Krankheit in den Hintergrund treten; das nackte Problem der Leistungsfähigkeit wird zentral. Dies betrifft neben der Arbeitswelt auch die Sphären von Freizeit, Konsum, Kultur, Privatleben. Wir müssen höchstleistungsfähig sein, um dem immer rascheren sozialen Wandel, dem technischen Fortschritt, den wechselnden Moden gerecht zu werden, um immer neue Bedürfnisse in uns wecken zu lassen, immer anderes zu wollen und zu wünschen. Gesundheit heißt also: unbegrenzte Leistungs- und Genußfähigkeit im Konsum, austauschbares Interesse, unbegrenzte Anpassungsfähigkeit und Wandelbarkeit in unseren Wünschen.
Neben ihrem gesellschaftlich-ökonomischen Nutzen demonstriert Gesundheit somit Lebendigkeit und Todesferne. Die Vorstellung von ihr löst sich vom realen Gesundheitszustand ab und wird wichtiger als dieser selbst. Der Schein von Gesundheit wird zum zentralen Wert, gesundes Aussehen (gebräunt, sportlich, jugendlich usw.) und dessen Herstellung werden zur gesellschaftlichen Pflicht. Dies führt zu tragikomischem Verhalten: Jimmy Carter, politisch angeschlagen, demonstrierte öffentlich seine jugendliche Spannkraft, indem er joggte. Er brach dabei zusammen; von diesem Moment an war es aus mit ihm. Willy Brandt unterzog sich einem face-lifting, Ronald Reagan versucht, mit gefärbten Haaren sein Greisenalter zu kaschieren. Solche Beispiele zeigen, daß unsere Gesundheit nicht nur der letzte Halt für uns selbst ist, sondern gleichzeitig eine Botschaft nach außen, die der Ästhetik der Waren entspricht: Ich bin gesund, ich bin leistungsfähig, ich kann arbeiten und genießen. Dahinter steckt die Angst, »als Altware aus dem Gebrauch gezogen zu werden« (Kracauer), sobald Gesundheit und Leistungskraft verlorengehen. Denn Gesundheit erhöht unseren Tauschwert. Sie wird zu einer Sache des gesellschaftlichen Verkehrs, die relativ losgelöst ist von unserem individuellen Leben.

Dieses objektive und abstrakte Verständnis der Gesundheit ist die eine Seite unserer Vorstellung. Die andere Seite ist die Subjektivität von Gesundheit und Krankheit. Je abstrakter die uns umgebende Welt wird und je belangloser und austauschbarer der Einzelne in ihr, desto mehr werden unser Gefühl und unser Leib zur letzten Zuflucht des Subjektiven und unverwechselbar Eigenen. Krankheit erscheint dann als ein Bereich, in dem der Mensch noch von Bedeutung ist, in dem das Individuum mit seinem Erleben und seiner Besonderheit noch ernst genommen wird. Die Hoffnung auf Zuwendung und persönlichen Kontakt richtet sich auf das Gesundheitssystem, das die Kälte der technisch-rationalen Welt konterkarieren soll. Es kommt zum *Rückzug in die Krankheit*. Das Leiden an der Welt wandelt sich zu einem Leiden unter seelisch-körperlichen Beschwerden. Dabei ist das psychosomatische Symptom noch ein schöpferischer Akt, verzweifelt zwar, doch immerhin ein individueller Protest gegenüber restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen. Es sind vor allem Frauen, die mit diesem Angebot des »leidenden Menschen« in die ärztliche Praxis kommen.
Bei den Männern überwiegt die psychosomatische Kollusion (Golling), ein noch fataleres Zusammenspiel der individuellen Psyche mit den gesellschaftlichen Zuständen. Diese Patienten präsentieren mit der Mentalität des Reparaturbedürftigen ihre Krankheit als zu behebende Störung. Sie erscheinen frei von Affekten und persönlichem Erleben, alle Zuwendungswünsche sind abgewehrt. Ihre Anpassung an verdinglichte Arbeits- und Interaktionsprozesse ist vollendet; individuelle Abwehr und gesellschaftliche Verleugnung von Widersprüchen und Konflikten treffen sich in den neuen sozialen Tugenden: einem mechanistischen Denken und Handeln, das abgepuffert ist durch oberflächliche Genußfreude bei funktionaler Anhedonie (wer glücklich wäre, wäre bekanntlich wunschlos: ein schlechter Kunde), einer zweckrationalen Welt- und Menschenauffassung mit allgemeinster Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit und einer emotionalen Verödung (Alexithymie), die durch gesteuerte Empfindsamkeit und narzißtische Affektdurchbrüche nur verschleiert wird.
Eine subjektivistische Krankheitsauffassung (Rückzug aus der unerträglichen Welt) und ein technisch-rationales, objektiviertes Verständnis stehen nebeneinander. Beiden ist gemeinsam, daß Krankheit den drohenden sozialen Tod bedeutet und die Gefahr der totalen Auslöschung der individuellen Existenz (realer Tod). Beide stellen sie ein spezifisches Arrangement mit der uns umgebenden Welt dar. Sie entspringen deshalb in keinem Fall einer nur individuellen Pathologie. Und beide sind in je verschiedenem Ausmaß bei jedem von uns anzutreffen und sind in den Wünschen und Ängsten präsent, die wir mit Gesundheit und Krankheit verbinden.

Solche abstrakten Überlegungen finden natürlich ihre Grenze dann, wenn jemand wirklich krank ist. Zum Glück gelingt es nie, das persönliche Erleben eines Kranken mit Allgemeinplätzen zu bannen. »Ich sage, kein Gesunder kann sich eine Vorstellung davon machen, was in uns Kranken vorgeht. Ich sage, die Krankheit gehört mir, sie ist ein innerer Monolog, da braucht es keinen Souffleur. Ich sage, manchmal muß ich mir die Finger in die Ohren stecken, um das viele Geschrei nicht zu hören« (Karasek).

Die Konstruktion der Gesundheit

Gesundheit und Krankheit werden durch unser Gesundheitssystem konstruiert. Dieses besteht aus einer Fülle von Institutionen, Ideologien, Verhaltenstechniken und gesellschaftlichen Erwartungen. Systemrational betrachtet ist es ziemlich anarchisch verfaßt: verschwenderisch, wenig produktiv, kaum zielstrebig ausgerichtet auf die Herstellung von Gesundheit, ungeregelt im nur oberflächlichen Ausgleich divergierendster, meist ökonomischer Interessen, dabei ein zentraler gesellschaftlicher Sektor, der fast ein Zehntel unseres Bruttosozialprodukts schluckt. Seinem Selbstverständnis nach wird dieses anarchische System bestimmt durch ein Ethos der *Rationalität* (Rössler). Diese ist dreifach begründet: in dem objektivierenden naturwissenschaftlichen Selbstverständnis unserer Medizin, in dem (zumindest der Vorstellung nach) zweckrationalen Verhalten bürokratischer Organisationen und in der Logik der Kapitalverwertung.
Die neue Medizin des 19. Jahrhunderts entwickelte sich als Repräsentant des naturwissenschaftlich-technischen Denkens und der Beherrschung von Welt und Leben. Krankheit wurde objektiviert und von dem Individuum des Kranken gelöst. Nicht der Kranke, sondern die Krankheit war Gegenstand von Diagnostik und Therapie. Krankheit wurde als das Pathologische verstanden und durch ihre Abweichung von Gesundheit definiert. Sie bedeutet damit subjektiv ein Defizit und objektiv einen Defekt, den es mit Hilfe der Medizin zu beseitigen gilt. Die Medizin stellt das technisch-rationale Know-how bereit, um dieses Ziel zu erreichen. Die Machbarkeit der Gesundheit wird zum Vorbild für die Ideologie von der Beherrschbarkeit der Welt. Einer der gebräuchlichsten medizinischen Ausdrücke ist, die Krankheit »in den Griff« zu kriegen. Gerade die Faszination der Hochleistungsmedizin ist ein sinnfälliger Ausdruck für diese Ideologie, zumal auf der Intensivstation Arzt und Schwester tatsächlich zu Herren über Leben und Tod geworden sind.
Die Bürokratisierung der Medizin fördert ebenfalls ein subjektloses Ver-

ständnis von Gesundheit und Krankheit. Sie bedarf handfester Diagnosen und formal eindeutiger Unterscheidungen von gesund und krank. Der Eintritt ins Gesundheitssystem verlangt den Erwerb einer Krankheitsdiagnose: Erst aufgrund einer Diagnose, d. h. eines Krankheitsetiketts, zahlen die Kassen, akzeptiert der Arbeitgeber die Arbeitsunfähigkeit, bestätigt das Sozialgericht die Berentung. Krankheit wird zu einem verwaltungstechnischen Akt, der eine irreale Exaktheit und Objektivität des medizinischen Handelns vorspiegelt. Jedes subjektive Leiden, jeder schwer definierbare Schmerz erhält dabei die Funktion eines Störfaktors. Da die Ärzte und alle anderen Mitarbeiter des Gesundheitssystems einen Großteil ihrer Arbeitszeit mit verwaltungstechnischen Arbeiten verbringen, färbt deren technisch-rationale Pseudologie auf ihr Selbstverständnis ebenso ab wie auf ihren Umgang mit den Patienten.

Auf die Spitze getrieben wird dieses Prinzip in der Verrechtlichung der Medizin. Einen großen Sektor unseres Gesundheitssystem bilden rechtliche Auseinandersetzungen, in denen vor allem verschiedene »Kostenträger« (Krankenkassen, Rententräger, Unfallversicherungen, Haftpflichtversicherungen usw.) einander mit juristischen Verfahren überziehen, um Kosten zu verschieben, oder in denen Kranke oder (selten) Pseudo-Kranke um ihre Berentung streiten. Das Ganze heißt Sozialmedizin. Ihr Material sind medizinische Gutachten, die, verpflichtet zu pseudoexakten Aussagen, in Prozentangaben festlegen, als wie berufsunfähig ein Kranker einzustufen ist oder welchen Preis seine Krankheit wert ist. Durch das juristische Verfahren werden Gesundheit und Arbeitsfähigkeit zu einem Rechtsgut geformt, sie erhalten einen definierbaren 100-Prozent-Sollwert. Jede Abweichung davon kann als Schaden erfaßt werden, der sich in Geld ausdrücken läßt. Das Rechtssystem legt z. B. in Haftpflichtprozessen mit Hilfe ärztlicher Sachverständiger die Preise für Gesundheit und Krankheit fest. Es kommt zu einer Abstrahierung von Gesundheit, wie sie vollkommener nicht mehr denkbar ist: die allgemeine Einwechselbarkeit von Gesundheit in Geld.

Diese Entwicklung steht in direktem Zusammenhang mit der ökonomischen Struktur unseres Gesundheitssystems. In den USA, in denen das »freie Spiel der Kräfte« noch ungebremster ist und gleichzeitig offener diskutiert wird, wurde dafür der Terminus der *Monetarisierung* von Gesundheit und Medizin geprägt. Dieser allgemeinen Monetarisierung entspricht die Organisation weiter Teile unseres Gesundheitssystems als *medizinisch-industrieller Komplex*. In diesen Komplex wird Kapital investiert, damit es sich, wie es sein Wesen ist, vermehre, als hätte es »Lieb' im Leibe« (Marx). Das Gesundheitssystem erhält damit den gleichen Status wie die Waffenproduktion oder die Nahrungsmittelindustrie. Daß es in ihm ausgerechnet

um Gesundheit geht, ist fürs Geldverdienen grundsätzlich gleichgültig, praktisch jedoch höchst günstig. Denn das Thema Gesundheit, verwendet als Fetisch, als grenzenloses, selbstverständliches Bedürfnis und höchstes Gut (siehe Klosterfrau Melissengeist), trifft allemal auf offene Gemüter und Geldbeutel. Im medizinisch-industriellen Komplex werden technische Apparaturen produziert, Arztpraxen (die meist 300 000 bis 500 000 DM Kapital binden, oft Millionen), Medikamente und medizinisches Know-how, mit denen sich – zumindest dem Versprechen nach – Gesundheit herstellen läßt. Auch dieser Komplex zielt seiner Tendenz nach nicht auf die persönliche Bedürfnislage der Kranken, sondern auf abstrakte Vorstellungen von Gesundheit und objektivierbare Symptome von Krankheit.

Schleier und Schein

Auf das Thema Gesundheit richtet sich also eine Vielzahl von Wünschen und Interessen, die in einem fundamentalen Widerspruch stehen: Einerseits repräsentieren sie gesteigerte subjektive Hoffnungen und Ängste. Die Medizin soll uns unser diesseitiges Leben gewähren und, wenn wir krank werden, Zuwendung und subjektive Hilfe leisten. Im Gegensatz dazu steht die vielgestaltige Tendenz zur Abstrahierung und Objektivierung. Wie wird die Medizin mit diesen widersprüchlichen Erwartungen fertig? Wie reagiert sie auf die Hoffnungen, die an sie herangetragen werden? Auffälligerweise beschäftigt sie sich kaum mit diesen Fragen. Sie tut so, als sei Gesundheit das Selbstverständlichste von der Welt und als sei ihr Handeln von breiter Übereinstimmung getragen. In ihrem Selbstverständnis gibt sie sich realistisch und bescheiden, in ihrem Handeln reagiert sie jedoch auf die Hoffnungen, die sich auf sie richten, und verstärkt sie noch, ohne es zu merken und zu wollen. Sie betreibt in dieser Hinsicht das, was die Psychoanalyse »Agieren« und »Abwehr« nennt. Es kommt zur (teilweise sicher ungewollten) Kumpanei mit jenen Kräften, die den Fetisch Gesundheit zur Durchsetzung ihrer ökonomischen und gesellschaftlichen Interessen verwenden. Wie auch könnte die Medizin diese Widersprüche wahrnehmen, wenn sie selbst so weitgehend nach den herrschenden Idealen von Objektivierbarkeit, Rationalität, naturwissenschaftlicher Methode konstruiert ist und alles, was mit dem Subjekt und seiner sozialen Lage zu tun hat, methodisch ausschaltet?
Die gesamte Medizin ist deshalb durchsetzt von vielfältigen Ebenen des Scheins. Kein Sektor von Medizin, Gesundheitssystem, Gesundheitsdiskussion, der nicht in sich widersprüchlich und gebrochen wäre, und in dem es

nicht gleichzeitig die Tendenz gäbe, seine Widersprüche, Konflikte, Unverträglichkeiten zu verschleiern und Einfachheit, scheinbares Einverständnis vorzuspiegeln. Um den Fetisch Gesundheit gruppiert sich damit eine Fülle kleinerer Fetische. Man könnte jedes Thema, das mit Gesundheit zusammenhängt, auf einer solchen Ebene des Scheins beschreiben, der die Funktion hat, die Dissonanz zwischen Vorstellungen (Hoffnungen, Wünschen, Erwartungen, Wertvorstellungen) und realem Handeln und Erleben zum Verschwinden zu bringen – anstatt den Widersprüchen selbst Raum zu geben. Es ist ein Schleier, an dem alle eifrig weben, Patienten, Ärzte, Verwaltungsorgane, Kapitalinvestoren – die einen, weil sie das Sagen haben, die anderen, weil sie hilflos und abhängig erscheinen. Ich greife einige Momente heraus:

1. Die *Präventivmedizin.* Die Präventivmedizin vertritt die durchaus sinnvolle Ansicht, man könne der Entstehung von Krankheiten teilweise vorbeugen. In den letzten zwei Jahrhunderten sind bei uns ja die größten Fortschritte der realen Gesundheit durch solche allgemein präventiven Maßnahmen erzielt worden wie verbesserte Ernährung, Verbesserung der hygienischen Verhältnisse, Verbesserung der Arbeitsbedingungen usw. Es gibt jedoch eine andere Art von Präventivmedizin, die ideologische Züge trägt. Sie sagt: Jeder Einzelne ist für seine Gesundheit verantwortlich. Jeder sollte so gesund leben, daß er möglichst gar nicht krank werden kann. Wenn er krank wird, könnte dies ein Zeichen dafür sein, daß er selbst schuld daran ist. Es läßt sich deshalb auch nicht rechtfertigen, daß nur die anderen (d. h. die Solidargemeinschaft) für seine Krankheit bezahlen. Auffällig ist hier, daß sehr viel von dieser individuellen Prävention gesprochen und geschrieben wird, daß das aber kaum praktische Folgen hat. Die Lebensführung der meisten Menschen bleibt »ungesund«. Die Gründe sind bekannt: weil die in der herrschenden Präventivmedizin vertretenen Gesundheitsnormen in der Bevölkerung nicht auf ungeteilten Beifall stoßen, bei Randgruppen wie ungelernten und ausländischen Arbeitern gar auf Gleichgültigkeit (Labisch); und weil es vielen Menschen offenbar eher fern liegt, ihr Leben wegen eines abstrakten Ziels von Gesundheit zweckrational »gesund« einzurichten.

Die Folge ist, daß die riesigen Erwartungen, die sich mit der Gesundheit verbinden, von dem Gesundheitssystem abgezogen und dem Individuum aufgebürdet werden. Gesundsein oder wieder gesundwerden ist Aufgabe des Einzelnen und fordert seine Leistung. Die Macht zu definieren, was als gesund und ungesund zu gelten habe, verbleibt dabei dem Gesundheitssystem. Diese Herrschaft eines hypostasierten Lebensziels Gesundheit ist, obschon in Selbstanwendung, auch in der alternativen Szene weit verbreitet.

Hier gilt etwa die gesunde und natürliche Ernährung als Gesetz, das man sich auferlegen kann, um zumindest in der eigenen Vorstellung Gesundheit und Leben zu gewinnen. Adam und Eva im Paradies, das ist das Ziel einer solchen »natürlichen« Gesundheitsvorstellung.

2. *Selbsthilfe* und *Subsidiarität*. Alf Trojan hat drei Typen von Selbsthilfegruppen unterschieden: psychologisch-therapeutische Gesprächsgruppen, alternative Projekte und Selbsthilfegruppen, die sich zusammentun wegen bestimmter Krankheits- oder Lebensprobleme. Selbsthilfe im Gesundheitssystem hatte zunächst die positive Konnotation der Selbstbestimmung, der Eigeninitiative, der Kritik einer absoluten Herrschaft von Experten und Institutionen. In dieser Hinsicht hat sie auch heute eine eminente Bedeutung. Doch ist verdächtig, daß das Prinzip der Selbsthilfe zwei zunächst unvermutete Freunde gefunden hat: einmal die konservative Sozialpolitik, die unter dem Motto »weniger Staat, mehr Mitmenschlichkeit« und nach dem Prinzip der Subsidiarität (Hilfe zur Selbsthilfe) die Selbsthilfebewegung zunehmend als ein Instrument der staatlichen Armenpolitik verwendet (Pfütze). Und zum anderen die Experten der naturwissenschaftlich-objektivierenden Medizin, denen die Selbsthilfegruppen zunächst sehr fremd waren, die jedoch zunehmend ihren Wert erkennen, je unabweisbarer auch für sie die Bedeutung psychosomatischer und psychosozialer Faktoren gerade für den Verlauf chronischer Krankheiten werden, die in krankheitsbezogenen Selbsthilfegruppen im Vordergrund stehen. Der Wert von Selbsthilfe für die naturwissenschaftlich-objektivierende Medizin liegt gerade darin, daß sie deren Hilflosigkeit und therapeutische Beschränktheit kaschiert. Immer häufiger erlebt man, daß Patienten, die »Probleme« haben oder machen, an Selbsthilfegruppen verwiesen werden. Damit werden diese Probleme aus der Medizin entfernt, ohne deren methodisch bedingte Selbsteinschränkung und Inhumanität zu tangieren. In jedem Fall jedoch bleibt Selbsthilfe verbunden mit den positiven Konnotationen von gegenseitiger Hilfe und Stützung, gemeinschaftlicher Leistungskraft, gesundmachender Solidarität und wird damit eingesetzt als Verschleierung jener Widersprüche und Unerträglichkeiten, welche gerade zum Entstehen der Selbsthilfebewegung geführt haben.

3. Die *Arzt-Patient-Beziehung*. Im 19. Jahrhundert erhielt der Arzt den Status des Halbgottes in Weiß. Er wurde zum allmächtigen Herrn über Gesundheit und Krankheit erhoben. Heute ist man bescheidener geworden, die Ärzte versuchen, realistisch zu wirken und dem Kranken keine Wunder zu versprechen. Mit diesem Bild vom Arzt als anständigem Handwerker mit wissenschaftlichem Hintergrund sind die Erwartungen, die in die Medizin gesetzt werden, keineswegs erschöpft. Deshalb entstand in den letzten

Kursbuch

Vierteljahreszeitschrift für Kultur und Politik

»Erstaunlich und zu rühmen, wie die Redaktion des Kursbuchs es seit zwanzig Jahren immer wieder schafft, ob zu den Müttern, zu SDI oder zum Versanden und Versenden der Aufklärung, immer wieder Autoren zusammenzubringen, die intelligent und lesbar schreiben, nicht für irgendeine Subkultur, und sei sie noch so intelligent, sondern für's »Publikum«.« (Mathias Greffrath, in: Die Zeit, 25.7.1986)

Die Themen der kommenden Hefte:

Blüh im Glanze

Kursbuch 89 / September 1987

Aus dem Inhalt: Was ist des Deutschen Vaterland? Blüh im Glanze deiner Schuld / Made in Germany. Deutsche Mark und deutsche Macht / Haus Vaterland heute: Abriß oder Sanierung? / Die Transzendenz des Winkels oder der Traum von der Weltmacht / Deutsche Kultur – ein Kosmetikkurs / Deutschland, Deutschland: ein vaterländischer Wettbewerb / Lob der Bescheidenheit / Die Konjunktur der Fassade

Die Medien

Kursbuch 90 / November 1987

Stichworte zum Inhalt: Wir, die lieben, die sehr verehrten Damen und Herren Leser, Hörer, Zuschauer – wir empfangen. Und damit hat sich's auch schon. Das ist unfruchtbar. Deshalb soll endlich einmal der Versuch gemacht werden, das in einer Woche Empfangene auch auszutragen, zu wickeln und zu kitzeln. Und dann zu schauen: was haben wir da eigentlich empfangen von unseren trefflichen Medien?

Ich möchte das **Kursbuch** im Abonnement beziehen. Bitte lassen Sie es mir regelmäßig zuschicken. Im Jahresabonnement zu **DM 34** für vier Hefte plus Portoanteil.

Mein Abonnement gilt ab einschl. Nr.:

Zusätzlich zu meinem Abo bestelle ich folgende Hefte zum Abopreis:

Ich bestelle folgende **Kursbücher** zum Einzelpreis:

Unterschrift des Bestellers:

Mir ist bekannt, daß diese Bestellung erst wirksam wird, wenn ich sie nicht innerhalb einer Woche (Datum des Poststempels) gegenüber dem Rotbuch Verlag widerrufe.

Datum/Unterschrift:

Einladung zum Abonnement

Das **Kursbuch** wird herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler; freie Mitarbeit: Hans Magnus Enzensberger; Redaktion: Ingrid Karsunke.

Das **Kursbuch** erscheint mit vier Heften im Jahr. Die Hefte haben einen Umfang von jeweils 192 Seiten. Einzeln kostet das **Kursbuch** DM 10.

Wenn Sie sich zu einem Abonnement entschließen, zahlen Sie pro Heft statt DM 10 nur DM 8.50. Bitte wenden Sie sich an Ihren Buchhändler. Ist Ihr Buchhändler unwillig oder keine Buchhandlung in der Nähe, schicken Sie uns bitte diese Karte. Wir sorgen dafür, daß Sie das **Kursbuch** regelmäßig, sofort nach Erscheinen erhalten (pro Jahr DM 34 plus Portoanteil).

Übrigens: Wenn Sie jetzt abonnieren, können Sie bereits erschienene Hefte zum Abo-Preis nachbeziehen. Und: von jeweils 5 bestellten **Kursbüchern** erhalten Sie eins geschenkt!

Lieferbare Kursbücher

88: Gesundheit
87: Trennungen
86: Esoterik
85: GAU – Die Havarie der Expertenkultur
84: Sprachlose Intelligenz?
83: Streit um SDI
82: Die Therapie-Gesellschaft
81: Die andere Hälfte Europas
80: Begabung und Erziehung
79: Der gute Geschmack
78: Lust an der Theorie
77: Politik machen
76: Mütter
75: Computerkultur
74: Zumutungen an die Grünen
73: Konservativismus
71: Zur Lage der Nation
70: Macht
69: Unsere Wirtschaft
68: Furcht und Zittern
67: Militär
66: Die erfaßte Gesellschaft
65: Der große Bruch – Revolte 81
64: Das Wetter
63: Spielregeln
62: Vielvölkerstaat Bundesrepublik
61: Sicher in die 80er Jahre
60: Moral
59: Bilderbuch
58: Karrieren
57: Der Mythos des Internationalismus
56: Unser Rechtsstaat
55: Sekten
54: Jugend
53: Lust an der Zukunft
52: Zweifel an der Zukunft
51: Leben gegen Gewalt

Name _____

Straße _____

Ort _____

☐ Außerdem bitte ich Sie, mir Ihren Almanach »Das kleine Rotbuch« kostenlos zuzuschicken.

Bitte als Postkarte frankieren

Rotbuch Verlag
Potsdamer Str. 98

1000 Berlin 30

Jahrzehnten die Ideologie der Arzt-Patient-Beziehung. Sie ist Ausdruck der Unzufriedenheit mancher Ärzte und Patienten mit ihrer Situation. Ich nenne sie deswegen eine Ideologie, weil wie bei der Präventionsdebatte eines auffällt: Es wird ungeheuer viel von der Arzt-Patient-Beziehung gesprochen und über sie geschrieben, doch hat sich in dem praktischen Verhältnis zwischen Arzt und Patient nicht viel geändert. Die Drei-Minuten-Medizin herrscht weiterhin in Praxis und Klinik. Warum gibt es keine ausufernde Literatur über die Handwerker-Kunde-Beziehung, über die Rechtsanwalt-Mandant-Beziehung oder über die Milchmann-Hausfrau-Beziehung? Sie sind nicht mit solchen Hoffnungen beladen. Die Erwartungen an die Medizin bleiben aus vielfältigen Gründen real unbefriedigt, werden deshalb in die Vorstellung verlagert und führen zur Ausbildung der Ideologie von der Arzt-Patient-Beziehung. Bei ihrer Erwähnung wird jedem warm ums Herz; die Strukturen der Medizin bleiben unangetastet.

4. Die *Wundermedizin.* Mit Überlegungen zur Arzt-Patient-Beziehung findet man vor allem bei Angehörigen der Mittelschicht Anklang, für die »Beziehung« von gleich zu gleich sehr viel bedeutet. Die Patienten aus unteren sozialen Schichten können damit nicht viel anfangen, sie sind gegenüber dem Arzt sehr viel stärker autoritätsgläubig. Von der Medizin erwarten sie Wunder, das heißt eine Heilung, die von außen über sie kommt. Die objektivierende Tendenz unserer Medizin tut alles, um ihre Erwartung zu unterstützen. Als Patienten sind sie deshalb sehr geeignet, solange die Autorität des Arztes Bestand hat, das heißt, solange dieser sie gesund machen kann. Wenn die Schulmedizin jedoch scheitert, dann neigen sie dazu, ihre Hilfe bei paramedizinischen Verfahren, etwa bei Heilpraktikern zu suchen, denen ebenfalls eine wundertätige Wirkung zugeschrieben wird. Die Schulmedizin wirft diesen Außenseitern zwar ständig vor, sie machten ein Geschäft mit den irrationalen Erwartungen der Patienten. Sie selbst jedoch stellt eigene Strukturen kaum in Frage, die Wunder versprechen, wie z. B. den herrschenden Umgang mit Medikamenten (Basaglia). Diese Heilmittel sollen, von außen kommend, als fremde überwältigende Macht die Krankheit heilen können. »Lexotanil« läßt die Angst verschwinden, »Adalat« normalisiert den Blutdruck, »Saroten« heilt die Depression. Die therapeutische Wirksamkeit der Medikamente wird gerade nach ihrer austauschbaren und subjektfremden Wirkungsweise bewertet. Die Medizin dichtet sich damit eine Macht an, die bisher nur Gott oder geheimen Mächten zugeschrieben wurde.

5. *Verkrankung* und *Therapeutisierung.* Immer mehr Menschen werden immer häufiger als krank bezeichnet und verstehen sich selbst als krank, und immer mehr werden demzufolge auch einer Therapie bedürftig. Die

Verkrankung und Therapeutisierung unserer Gesellschaft (Hellerich) bezieht sich auf körperliche Störungen ebenso wie auf psychische Auffälligkeiten. Heute ist tendenziell jeder immerzu krank; gesund kann sich nur noch derjenige fühlen, der nicht ausführlich genug untersucht worden ist. Und Therapiemöglichkeiten bieten sich für jeden körperlichen und psychischen Zustand genügend an. Die Gründe für diese Entwicklung sind äußerst komplex; die Medizin lebt von ihr und trägt zu ihrer Ideologisierung bei, unter anderem im Rahmen der psychosomatischen Medizin. Nichts gegen die Psychosomatik, sie ist eine der wenigen Hoffnungen unserer Medizin. Doch ist hier wiederum auffällig, daß es eine ausufernde Diskussion und Literatur zu Fragen der Psychosomatik gibt, daß aber die Psychosomatiker seit Jahrzehnten stereotyp und auch zu Recht beklagen, wie gering die praktischen Auswirkungen ihres Denkens auf den Medizinbetrieb sind. Die Psychosomatik ist weitgehend ghettoisiert und ansonsten Gegenstand von Sonntagsreden. Als solcher hat sie wohl hauptsächlich die Bedeutung, die gesteigerten Erwartungen an Gesundheit und therapeutische Stützung und das schlechte Gewissen der Ärzte abzufangen. Die populäre Literatur zu psychosomatischen Fragen bringt zum Ausdruck, wie sehr die Psychosomatik die Hoffnung auf eine umfassende, menschliche, liebevolle, ganzheitliche Medizin verkörpert, welche die Kälte der technisch-rationalen Welt konterkariert. Ihren stärksten Ausdruck findet diese Hoffnung in der Psychotherapeutisierung unseres Gefühlslebens, wie sie sich in der Therapieszene des Mittelstandes realisiert hat. Dort werden Lebenskrisen und -probleme in therapeutische Aufgaben umgewandelt (vgl. *Kursbuch* 82: Die Therapie-Gesellschaft). Die humanistische Psychologie und die Ansätze einer humanen Medizin werden so ungewollt zu Kumpanen jener tendenziell unmenschlichen Lebensumstände, als deren Kritik sie einmal entstanden sind: indem sie ein gesellschaftliches Subsystem ausbilden (unter der Überschrift: Menschlichkeit, Subjektbezogenheit), das das Gesamtsystem stabilisieren hilft.

6. Die *Verurteilung zum Erfolg*. Das objektivierende Handeln unserer Medizin und ihre Beschränkung auf organmedizinische Aspekte hat zu einer klaren Trennung von therapeutischem Erfolg und Mißerfolg geführt: Erfolg ist die Wiederherstellung der Gesundheit, Mißerfolg ist alles andere. Für das ärztliche Handeln gilt das Erfolgsprinzip (Rössler). Kommt es dennoch zum Scheitern, ist eigentlich niemand in Person verantwortlich. Das Scheitern im Umgang mit Kranken und mit der Wiederherstellung ihrer Gesundheit definiert die Grenzen der Medizin. Vor allem die Patienten mit chronischen Krankheiten, diejenigen mit körpermedizinisch unbehandelbaren Störungen und diejenigen, deren Sterben nicht zu verhindern

ist, sind Opfer dieser Verurteilung zum Erfolg. Eine Psychoanalyse des Arztes ist noch nicht geschrieben. Es steht jedoch zu vermuten, daß sich unbewußte Omnipotenzwünsche und Allmachtsphantasien der Ärzte mit ähnlichen Vorstellungen und Hoffnungen der Patienten verbünden und zur Abwehr aller drohenden Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht führen. Diese psychischen Mechanismen stimmen aufs beste mit der Tendenz unserer Medizin zur Machbarkeit und Beherrschbarkeit von allem und jedem überein.
Diese Vorstellung von Erfolg und medizinischer Leistungskraft (das machen wir, das werden wir schon richten, das kriegen wir in den Griff) bestimmt das Selbstverständnis vieler Ärzte und wird damit zu einer Ideologie, der sie selbst zum Opfer fallen. Sie stehen unter hohem Druck und tragen gleichzeitig andauernd das Gefühl von Ungenügen mit sich herum. Die Verurteilung zum Erfolg und die daraus folgende Hilflosigkeit führen zu den merkwürdigsten Handlungen, etwa zu dem weit verbreiteten diagnostischen und »therapeutischen« Agieren, d. h. zu Maßnahmen des Arztes, die objektiv nicht sinnvoll und heilsam sind. Besonders verzweifelte Aktionen dieser Art werden »heroisches« Therapieren genannt, als ob der Arzt dabei der Held wäre. Viele Patienten lernen auch, den Arzt zu schützen und zu schonen, etwa indem sie eine von ihm erwartete und auf seine Medikamente zurückgeführte Besserung der Symptome schildern, obwohl sie die ihnen verordneten Medikamente in die Toilette geworfen haben (ca. 30 Prozent aller verordneten Medikamente landen dort), oder indem sie bei Krebserkrankungen auf jede Aufklärung über ihre Krankheit verzichten, weil diese dem Arzt zu weh tun würde (über 90 Prozent der nicht aufgeklärten Patienten wissen über ihre Diagnose Bescheid), dabei im Stillen hoffend, ihr eigenes Wissen könnte falsch sein. Kurz, der Möglichkeit von Scheinverhältnissen zwischen Arzt und Patient unter der Ägide des medizinischen Erfolgsprinzips sind keine Grenzen gesetzt.

Kränkeln und Gesündeln

Kränkeln, ewig etwas unpäßlich sein, empfindsam leiden, immer kränklich erscheinen, das konnte man schon lange; Gesündeln ist eine neue menschliche Eigenart. Wer kränkelt, der tanzt um die Krankheiten herum; wer gesündelt, der dreht sich um die Gesundheit – oder vielmehr um deren Fetisch – und lebt für sie. Gesündeln ist ein heute weit verbreitetes Syndrom. Es nimmt, individuell gesehen, unsere unbewußte Vorstellung, wir seien unsterblich und unverletzlich, beim Wort und treibt sie auf die Spitze,

verbindet sie mit der Hoffnung, wir selbst könnten unsere Gesundheit herstellen und würden damit zu Herren unserer phantasierten Unsterblichkeit – und zwar im Diesseits unseres irdischen Lebens. Diese verzweifelte Forderung muß notwendig scheitern, weil die Realität von Krankheit und Tod ihr radikal widerspricht. Doch was tun (oder denken oder glauben) angesichts der Sicherheit des Todes, wenn kein Jenseits zu Hilfe kommt? Offenbar bietet es sich dann an, das Diesseits zum Jenseits zu machen und nicht zuletzt alle Sehnsucht nach Transzendenz auf die Gesundheit zu richten. So entsteht der Fetisch Gesundheit mit all seinen Verschleierungen und unbegriffenen Merkwürdigkeiten. Seine historischen Wurzeln hat er in einer langen Entwicklung gesellschaftlicher Differenzierung und Integration, in welcher das Gesundheitsthema erhöhte Komplexität und gleichzeitig verstärkte Verbindlichkeit für alle Menschen gewann, so daß Gesundheit heute zu einer kaum mehr kritikfähigen Kategorie sozialen Handelns geworden ist (Labisch): zum höchsten Gut. Schließlich entspringt der Fetisch Gesundheit den verschiedensten berufsständischen und ökonomischen Interessen, die sich in ihm verbergen. Auf alle Fälle wird das Subjekt, der einzelne Gesunde oder Kranke mit seinem konkreten Leben, tendenziell aus der Gesundheit entfernt, je mehr diese zum Fetisch wird.

In der medizinischen Praxis verwundert es immer wieder, wie irrational die Menschen sind. Sie leben ungesund, sie verweigern Operationen, sie nehmen Medikamente nicht ein, sie vernachlässigen die Vorsorgeuntersuchungen, kurz: In der Praxis ist der Siegeszug der technisch-rationalen Vernünftigkeit in ihrer medizinischen Form längst nicht so selbstverständlich, wie er sein sollte. Dies ist die Subversion des Subjektes gegen das System der Gesundheit. Doch wird diese Subversion zunehmend vom System selbst beherrscht, schwankt deshalb zwischen Unterwerfung (unter den Fetisch Gesundheit) und Verweigerung. Wir brauchen mehr: eine konkrete Änderung des Gesundheitssystems, welche eine Strukturänderung in vielen inhaltlichen Schritten sein müßte, eine *Öffnung gegenüber dem Subjekt.* Dessen Interesse wäre ja gerade, als Einzelner, Besonderer, Unverwechselbarer in seinen (bewußten und unbewußten) Wünschen und Lebenszusammenhängen wahrgenommen zu werden. Wer vertritt bisher die Subjekte, die Betroffenen, die »Leistungsempfänger« im Gesundheitssystem? Sie selbst jedenfalls nicht, sie werden weitgehend behandelt wie unmündige Kinder, nur häufig schlechter. Indirekt werden sie von vielen vertreten, die alle sagen, sie wollten ihr Bestes, von den Ärzten bis zu den Sozialpolitikern. Doch läßt sich dieses »Beste« kaum überprüfen und korrigieren, da Fragen des Einverständnisses, der subjektiven Zufriedenheit, auch der objektiven Versorgungsqualität in unserem Gesundheitssystem nebensächlich sind.

Dessen Reform ist bekanntlich abgeschlossen, weitere Debatten drehen sich nur um Kostenfragen (die jedoch keineswegs durch Kostenexplosionen verursacht sind, sondern durch die politisch gezielte Verschiebung von Kosten vor allem aus der Altersversorgung in den Gesundheitsbereich), inhaltliche Auseinandersetzungen sind im Zeichen der Wende verabschiedet (Cassebaum). Worum es bei diesen Auseinandersetzungen gehen muß, ist in den »gesundheitspolitischen Vorstellungen der Grünen« (1986) hervorragend zusammengefaßt. Verbesserungen im Gesundheitssystem sind ohne umfassende Änderungen seiner wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen nicht zu haben; sie müssen gegen vielfältige Interessen erkämpft werden.

Doch was bedeutet schon die Macht der Gesundheit angesichts der anderen Freuden und Ärgernisse des Lebens, oder nach Karl Valentin: »Aus Gesundheitsrücksichten erlernte ich im Alter von zwölf Jahren die Abnormität und zeigte nach reiflicher Überlegung Talent zum Zeitunglesen.«

Literatur

F. O. Basaglia, *Gesundheit, Krankheit. Das Elend der Medizin*, Frankfurt a. M. 1985

A. Cassebaum, »Crisis? What Crisis? Überlegungen zur Krise des Gesundheitswesens«, in: *Widersprüche*, H. 17, 1985, S. 7-23

S. Freud, »Zeitgemäßes über Krieg und Tod«, 1915, *GW* X, S. 323-355

G. Göckenjan, *Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a. M. 1985

H. Golling, »Das Kollusionskonzept – Ein Erklärungsmodell für psychosomatische Kommunikation?«, Diss. med., München 1986

G. Hellerich, *homo therapeuticus. Der Mensch im Netz der Helfer*, Bonn 1985

H. Karasek, *Blutwäsche. Chronik eines eingeschränkten Lebens*, Darmstadt u. Neuwied 1985, 1987

A. Labisch, »Die Wiederaneignung der Gesundheit. Zur sozialen Funktion des Gesundheitsbegriffs«, in: *Argument*, Sonderband 113, 1984, S. 13-32

R. J. Lifton, *Der Verlust des Todes. Über die Sterblichkeit des Menschen und die Fortdauer des Lebens*, München 1986

T. Parsons, »Definition von Gesundheit und Krankheit im Lichte der Wertbegriffe und der sozialen Struktur Amerikas« (1964), in: *Der Kranke in der modernen Gesellschaft*, Hg. A. Mitscherlich u. a., Frankfurt a. M. 1984, S. 57-87

H. Pfütze, »Ehrenamtlichkeit und Selbsthilfe im Dienst konservativer Sozialpolitik?«, in: *Widersprüche*, H. 17, 1985, S. 107-114

D. Rössler, »Theologische Fragen medizinischer Ethik«, in: *Pluralität in der Medizin?* Frankfurt a. M. 1980

V. Sigusch, *Die Mystifikation des Sexuellen*, Frankfurt a. M. 1984

A. Trojan, in: *Widersprüche*, Heft 17, 1985

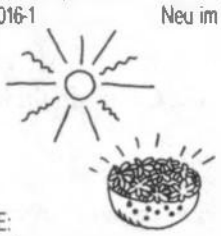
JULIAN BARNARD

BLÜTEN FÜR DIE SEELE

DEIN ERSTER SCHRITT
AUF DEM SANFTEN WEG
ZUM GESUND SEIN

Seit mehr als einem halben Jahrhundert werden »Bachblüten« (Dr. Bach Blüten-Essenzen) bei einem breiten Spektrum von emotionalen und »psychologischen« Schwierigkeiten angewandt, um das seelische *Gleichgewicht* wieder herzustellen. Der englische Arzt Dr. Edward Bach erfaßte Anfang der 30er Jahre mit seiner Heilmethode den (heute erwiesenen) Zusammenhang zwischen physischen Krankheiten und *Stress*, mental wie emotional, als deren Ursache.
Je mehr wir mit uns im Reinen sind — klar, zentriert, ausgeglichen — desto wirksamer können wir vorhandenem Stress begegnen. Viele Heilpraktiker, manche Ärzte behandeln mit Bachblüten. Wesentlich ist, daß mit einer guten Basisinformation jede/jeder die Blüten-Essenzen mit großem Nutzen *selbst anwenden* kann. Julian Barnard gibt in »Blüten für die Seele« eine leicht zugängliche Einführung und alle Informationen, die nötig sind zum *Anfangen*.

48 Seiten, broschiert, 9,80 DM*
ISBN 3-89304-016-1 Neu im INTEGRAL VERLAG



STUART WILDE:
»WUNDER«
EINE ANLEITUNG ZUM GLÜCKLICH SEIN
ISBN 3-89304-008-0 48 Seiten, broschiert, 9,80 DM*

MICHAEL VETTER:
»WENN HIMMEL UND ERDE
SICH WIEDER VEREINEN«
Gedanken, Meditationen, Übungen zum Weg der Stimme
ISBN 3-89304-000-5 128 S., 27 Zeichnungen, Pb., 19,80 DM*

GREGORY J. BOOKOUT:
»TAROT FÜR DICH:
ELEMENTE DES SEINS«
ISBN 3-89304-011-0 80 Mandala-Karten, Samtbeutel, ausführliche Spielanleitung 35,– DM im Set (Buchkassette)*

INTEGRAL

VIELE WEGE FÜHREN AN *DASSELBE ZIEL*
INTEGRAL VERLAG VOLKER RUDOLF KARRER
Postfach 5, D-8129 Wessobrunn

Diese und weitere Bücher aus dem INTEGRAL VERLAG hat oder besorgt (mit den * Angaben) jede *Buchhandlung*. Sollte es einmal ein Hindernis geben, kann mit Voraus-Scheck (Buchpreis, kein Porto) *direkt* bei der Verlagsauslieferung bestellt werden:

Revilak, Gutenbergstr. 5, D-8031 Gilching.

Heiner Legewie

Alltag und seelische Gesundheit

Gespräche mit Menschen
aus dem Berliner Stephanviertel

Fotos von Georg Eichinger,
357 Seiten, 32,80 DM

Fünf Bewohner eines Berliner Arbeiterviertels erzählen von ihrem früheren und heutigen Leben. Heiner Legewie, Gemeindepsychologe, hat mit ihnen lange und einfühlsame Gespräche geführt.

Heiner Keupp

Psychosoziale Praxis im gesellschaftlichen Umbruch

222 Seiten, 24,80 DM

Heiner Keupp beobachtet seit langem kritisch gesellschaftliche Entwicklungen und analysiert deren Auswirkungen auf das Feld der psychosozialen Arbeit. Dieses Buch zieht eine Bilanz. Es geht um Möglichkeiten und Probleme von professioneller und Laienhilfe in einer sich wandelnden Gesellschaft.

PSYCHIATRIE VERLAG

Evelyn Roll
Der schöne, neue Markt

»Und, was essen Sie so?« – Fünf Wörter, eine Frage. Wie leicht das geworden ist, einen Menschen zur Sau zu machen, bloß weil der immer noch Schweinefleisch ißt. Dieser Frischkornbrei vor mir jedenfalls, den ich betont nachdenklich zerquase, wurde zubereitet aus Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Hirse, Buchweizen, Obst und Nüssen. Und aus Verlegenheit über meine chaotischen Eßgewohnheiten habe ich vergessen, ob sie das Getreide gestern abend erst geschrotet oder gemahlen haben. Jedenfalls, und das ist wichtig: gestern abend erst.

In den sinnlichsten Vokabeln hatte Gebhard Schuhböck eben noch die Angst der Schweine vor ihrem gewaltsamen Tod geschildert. Wie die arme Sau hormon- und chemieverseucht vor ihren Elektrometzger tritt, nur durch Tranquilizer daran gehindert, schon eine Stunde vor dem eigentlichen Schlachtakt aus Panik am Herzinfarkt zu krepieren. Man kennt diese Schilderungen ja. Und dann der Satz, der wie ein Kolbenschuß vor die Stirn traf: »Diese Todesangst essen wir in uns hinein.«

»Und, was essen Sie so?« – Gebhard Schuhböck ist Landwirt (biologisch-dynamisch) und Dichter (naturalistisch-philosophisch), Freimaurer, Goetheaner, Vegetarier. Nein, Anthroposoph mag er sich nicht nennen, die sind ihm »zu versteinert«. Im *Öko-Atlas für die Region München, Südbayern, Schwaben* und im *Alternativen Branchenbuch*, das Alfred Mechtersheimer einmal mit den besten Empfehlungen schickte, ist der Moierhof am Chiemsee eingetragen unter der Rubrik »Naturkost-Pensionen«. Umgestellt hat Gebhard Schuhböck seinen Hof schon 1950. Goethe, Steiner und die großen deutschsprachigen Philosophen sind dem jungen Schuhböck, der nur sieben Jahre »und immer barfuß« die Dorfschule besucht hat, »zugelaufen, wie alle wichtigen Bücher und auch die Menschen mir in meinem Leben immer einfach zugelaufen sind«. So hatte der Gebirgsjäger Schuhböck, als er im Zweiten Weltkrieg zwischen die Schützengräben seiner Wehrmachtskameraden und die der Russen geraten war, »durch Zufall« Goethes Naturwissenschaftliche Schriften, herausgegeben von Rudolf Steiner, im Rucksack, die er im Lazarett in Wien dann ausgiebig studieren konnte.

Nach dem Krieg wurden Goethes Warnung »Die Natur verstummt auf der Folter« und Steiners Empfehlungen aus dem »Landwirtschaftlichen Kurs« (1924) auf dem Moierhof biologisch und dynamisch beachtet.
Damals bestand allerdings weder Bedarf nach biologisch-dynamisch angebauten Produkten noch Verständnis bei den Nachbarn, die gerade erst entdeckt hatten, daß man mit Kunstdünger die dicksten Kartoffeln ernten kann. Schuhböck hatte zu seinen zunächst mickrigen Erträgen den Spott der Chiemgauer Bauern. Heute schickt die Herausgeberin des *Öko-Atlas,* Friederike Schulze-Höing, ihre Eltern auf den Moierhof und hofft, »daß sie sich vielleicht dort zur Umstellung unseres Betriebes entschließen«.
Wenn Gebhard Schuhböck nach dem Motto des Hippokrates »Eure Nahrungsmittel sollen Eure Heilmittel sein« über Ernährung spricht, gerät, was eigentlich von Holzofenschrotbrot, selbstgerührter Bauernbutter, milchsauer eingelegten Gemüsen und unserer Gesundheit handelt, zu einem Siebenmeilenspaziergang, vorbei an den wuchtigsten Findlingen aus den Werken Goethes, Schopenhauers und Nietzsches. Die Pensionsgäste schätzen außer der Kost, die von einem seit 35 Jahren streng biologisch-dynamisch bearbeiteten Boden kommt, vor allem diesen Mann mit dem Körperbau eines Bauern, den Augen eines Weisen und der Aufmerksamkeit eines alten Freundes. Sie, die immer wieder kommen, lieben den vierstündigen Vortrag Schuhböcks, der immer wieder kommt, wie auch seine Dichterlesungen »Im Nachtwind der Welt«, die feierlich mit klassischer Musik zelebriert werden.

Auf dem Moierhof ist die Bio-Welt in Ordnung. Draußen ist sie ganz fürchterlich ins Trudeln geraten. Die ständig wachsende Naturkost-Nachfrage hat die ohnehin verwirrenden Vermarktungsstrukturen kräftig aufgemischt, und keiner weiß im Augenblick so recht, wo der Weg hinführt.
Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte mit der vegetarischen Bewegung alles begonnen. 1893 wurde die Obstbausiedlung Eden in Berlin gegründet. 1900 eröffnete das erste Reformhaus in Wuppertal. 1924 begründete Steiner den dynamisch-biologischen Landbau. In den dreißiger Jahren, vor allem aber nach dem Zweiten Weltkrieg entstand der organisch-biologische Anbau. Die Zahl der biologisch wirtschaftenden Betriebe wuchs in der Bundesrepublik von etwa 140 im Jahr 1960 auf heute rund 2200. Über das Angebot von Produkten aus alternativer Erzeugung und die ebenfalls stark angestiegenen Importe aus alternativem Landbau gibt es keine Statistiken.
Den entscheidenden Boom haben die Verbraucher ausgelöst. Die ersten Naturkostläden entstanden im Jahr 1972. Noch zehn Jahre später versorg-

ten nur etwa 300 Läden die wenigen Vegetarier, Makrobiotiker und Öko-Freaks, die nicht »Selbstabholer« waren und auch nicht mehr in den Reformhäusern kauften. Seit 1983 sind in jedem Jahr 200 bis 300 Naturkostläden hinzugekommen. Cadmium im Gemüse, Lebensmittelvergiftungen, Berichte von ganzen Betriebsbelegschaften, denen nach Genuß des Kantinenschweinebratens Brüste gewachsen waren, der Trend zum neuen Umweltbewußtsein, immer mehr fundierte Erkenntnisse über den Zusammenhang von falscher Ernährung und Krankheit, die Verbreitung dieser neuen und alten Erkenntnisse durch die Medien und spätestens die große Vertrauenskrise nach Tschernobyl haben alles, was die Zauberlebensformel »bio« trägt, was »naturnah«, »ohne chemische Zusätze«, »Vollwert«, »aus kontrolliertem Anbau« heißt, begehrt gemacht. 1800 Naturkostläden und 2700 Reformhäuser in der Republik lebten plötzlich mit wachsenden Umsätzen vom neuen, selektiven Gesundheits- und Ernährungsbewußtsein, von den Konsumenten, denen die Abwandlung »aus deutschen Landen Gift auf den Tisch« plausibler klingt als der Originalspruch.

Und nun, seit etwa drei Jahren, haben auch die großen Lebensmittelhersteller und Supermarktkonzerne begehrliche Blicke auf diesen schönen, neuen Markt geworfen. Zwar werden im Bio-Markt bisher erst drei Milliarden Mark im Jahr umgesetzt. Meinungs- und Ernährungsforscher prognostizieren aber kontinuierliche Zuwachsraten von bis zu 40 Prozent.

Eine Studie der Universität Hohenheim (Bückenhof/Hamm) rechnete schon 1983 vor, daß die Naturkost-Kunden inzwischen aus breiten Bevölkerungsschichten kommen und daß immer mehr Konsumenten bereit sind, höhere Preise für die vorausgesetzte höhere Qualität zu zahlen. Als einzigen Hemmfaktor in dieser Entwicklung sahen Bückenhoff und Hamm das zu knappe Angebot an biologischen Produkten. Emnid erfragte dann, daß elf Millionen Deutsche schon einmal Bio-Kost gekauft haben. Die GFK-Handelsforschung, Nürnberg, erklärte dazu, die Hälfte der bisherigen Nichtkäufer verpflege sich nur deshalb noch aus dem konventionellen Angebot, weil die Bio-Preise zu hoch seien. Ein Drittel der Nichtkäufer kenne außerdem keine Geschäfte, die biologische Produkte führen. An der TU-Weihenstephan schreibt Elisabeth Baade zur Zeit an einer Studie im Auftrag der Deutschen Forschungsgesellschaft, deren interessanter Zwischenbericht demnächst vorliegen wird.

Nach der Quoten- und vergleichenden Flächenbefragung in Münchens Naturkost-Läden ist die Nachfrage bei Bio-Produkten weiter gestiegen. Zuwachsraten von durchschnittlich 15 Prozent wurden ermittelt – im Januar 1986. Der Tschernobyl-Effekt, wenn es denn einen gab, drückt sich also in diesen Zahlen noch nicht einmal aus.

Über 50 Prozent der Naturkost-Kunden besitzen heute eine eigene Getreidemühle, ermittelte Elisabeth Baade, und: Je länger einer Kunde im Naturkostgeschäft ist, desto größer wird seine Einkaufsmenge und die Summe, die er im Laden läßt. Wer die Schwellenangst vor dem Naturkostladen einmal überwunden hat und wiederkommt, stellt nach und nach seine gesamte Ernährung und Lebensweise um. Naturkost-Konsumenten sind auch »deutlich umweltbewußter«. Alle Tendenzen sprechen für einen weiteren deutlichen Anstieg des Zuwachses und einen »längerfristig sich vollziehenden Wertewandel«. Der *Wertewandel* mag die Naturkosthändler freuen. Die Profis der Lebensmittelbranche aber werden hellwach, wenn sie die *Zuwachszahlen* in der Wirtschaftspresse lesen. Aus der Randerscheinung Bio-Laden, deren Umsatz so niedrig lag, daß ein einziger Großmarkt im Jahr einen höheren Umsatz hatte als alle Naturkostläden zusammen, ist eine »diskussionswürdige Nische« geworden. Ein Markt, auf dem sich wegen der hohen, akzeptierten Preise fünfmal höhere Gewinne abschöpfen lassen als bei Waschmitteln.

Dazu kommt, daß das konventionelle Geschäft mit Nahrungsmitteln stagniert, an Schwindsucht leidet. 80 000 Läden wurden in den letzten 15 Jahren geschlossen. Immer mehr Umsatz auf immer größer werdender Verkaufsfläche schien seither das Erfolgsrezept der Branche zu sein. Fusionen und Mengen sollten es bringen. Spielraum war nicht mehr in Sicht.

Also ran an den Bio-Kuchen: Jeder Supermarkt hat heute seine »Bio-Ecke«, was immer da auch angeboten werden mag. Feinkost-Käfer hat »Rapunzel-Müsli« im Sortiment, woanders heißt es: »Jetzt zieht Natur bei Coop ein.« Alles ist in Bewegung geraten: die alternativen Anbieter flirten mit dem normalen Handel, Makro-Shops führen Milchprodukte. Tengelmann gebiert ein »Naturkind« – 80 »Bio«-Artikel in »eigentlich fast allen Filialen«. Maggi hat »Vollkorn«-Ravioli. Produkte aus weißem Weizenmehl werden schön alternativ-braun eingefärbt, ein »grünes« Etikett drauf, fertig. Bioprodukte per Versandhauskatalog (auch Quelle machts möglich), Systemverweigerer in Öko-Läden überdenken Marketing-Konzepte als Abwehr-Strategie, Öko-Anarchos bezahlen Unternehmensberater, die alten »Müslis« denken über Werbewurfsendungen nach, überzeugte Vegetarier nehmen Fleisch in ihre Angebotspalette auf, und Tageszeitungsredakteure dichten Schlagzeilen wie »Die Bio-Welle schwappt in die Regale der Supermärkte«. Alles und alle sind eben ein bißchen durcheinandergeraten.

Gebhard Schuhböck nicht. »Bio-Kost im Wienerwald, da kann ich doch nur lachen. Alles Etikettenschwindel.« Die Leute vom Moierhof haben gut lachen. Der große, ungewisse Strukturwandel berührt sie nicht. Gebhard Schuhböck lebt schon immer und immer noch genau die romantischen

Vermarktungsideen, die sich die Biopioniere der siebziger Jahre heute nicht mehr leisten können, wenn sie weiter leben wollen. »Alles, was meine Pensionsgäste essen, kommt vom Hof. Bis auf etwas Obst, das ich zukaufe. Und wenn unsere Ernte mehr bringt, als hier gebraucht wird, Kartoffeln zum Beispiel, natürlich wie alles bei uns in Demeter-Qualität, dann kaufen das Leute, die ich kenne, gleich bei mir auf dem Hof.« Sogar der radioaktive Fallout vom Mai 1986 soll den Moierhof auf wundersame Weise verschont haben: »Bei mir hat es nicht geregnet«, weiß Schuhböck.
Wir verlassen ihn und seine heile biodynamische Welt, vier Gedichtbände und zwei Ernährungsfibeln unter dem Arm und im Kopf das Versprechen, einmal zum Mittagessen wiederzukommen. »Keine Angst, wir haben erst zweimal Leute hier gehabt, die sich geweigert haben, mit einem fleischessenden Menschen an einem Tisch zu sitzen.«

»Donnerstag gibt es Fleisch. Aber nur in kleinen Mengen. Mit der Vorbestellung hat es bisher nicht geklappt, also früh kommen« – Das Schild hängt am Verkaufstresen des »Erdgarten«, eines der ältesten und größten Naturkostgeschäfte in München. Im November ist der »Erdgarten« in die Tengstraße – ausgerechnet in eine ehemalige Filiale der Metzgerei Murr – umgezogen. Der neue Erdgarten hat freundlich-große Verkaufsräume, frisches Gemüse und Obst; kein verhuschter Latzhosenbetrieb.
Aus dem »Projekt« der siebziger Jahre – jedem gehört alles und jeder ist für alles zuständig – ist eine GmbH geworden mit zwei Besitzern und angestellten Verkäufern. Maximilian Bess, einer der beiden Chefs, er vertritt in München auch den Naturkostverband, erzählt im neuen und auf Marmor und Selbstbedienung umgestellten Café Höflinger bei einer konventionellen Salatplatte und einer Tasse Kaffee ein Stück Bio-Geschichte. Früher seien sie ja belächelt worden als gespinnerte Außenseiter, Müslis, Körnerfresser. »Dann wurden wir eine Zeitlang bekämpft, wie zum Beispiel mit der LUFA-Studie, in die die Düngemittelindustrie Kohle investiert hat, um nachzuweisen, daß das, was wir machen, Mist ist. Und heute schwenken die, die uns vorher bekämpft haben, auf das ein, was wir machen.«
Die LUFA-Studie, in der 1980 drei »Landwirtschaftliche Untersuchungs- und Forschungsanstalten« herausgefunden und verbreitet hatten, daß biologisch erzeugte Lebensmittel genauso belastet seien wie konventionelle Produkte, führte zu einem großen und schließlich unter Juristen ausgetragenen Streit zwischen *Natur* und den Verfassern der Studie. Inzwischen hat *Natur*-Redakteur Gerd Schuster zusammen mit Peter Gosch in einem Buch, dem *Biokost-Report,* die Studie fundiert und nicht ohne bittere Polemik in der Luft zerfetzt.

»Natürlich hatten wir nach der LUFA-Studie große Einbrüche, aber inzwischen ist der Umsatz wieder deutlich gestiegen.« Welchen Einfluß Tschernobyl langfristig haben wird, weiß Bess auch noch nicht. Er scheint vom Thema Becquerel ohnehin die Nase voll zu haben. »Das war wie im Krieg. Die Leute haben Getreide, Reis und Milch wie die Besessenen gekauft, so daß wir rationieren mußten.« Daß der Naturkost-Handel sich schnell die Milch der Molkerei Schrotzberg sicherte, in deren Region es nicht geregnet hatte, hat dem Biogeschäft sicher einen Image-Schub verpaßt. »Ich habe jetzt aber keinen Bock mehr, mir im Detail die Becquerel-Werte zu merken. Wir drücken unseren Kunden einen dicken Aktenordner mit den aktuellen Informationen in die Hand, da können sie sich selbst schlau machen.«
Ob die, die wegen der Milch kommen, auch zu Dauerkunden werden? – »Vielleicht. Sie haben ja nach Tschernobyl gemerkt, daß sie bei uns nicht verarscht werden. Aber eigentlich bin ich da pessimistisch. Die Kunden sind wie die Dirnen. Die gehen heute zu uns und morgen woanders hin, wenn bei uns mal Becquerel drin sind.«
Maximilian Bess fürchtet die neue Konkurrenz auf dem Bio-Markt nicht. Nicht mehr. »Wir müssen halt kapieren, was sich geändert hat, und anbieten, was der erweiterte Kundenkreis haben will. Das muß gute, biologische und frische Ware in großer Auswahl und ansprechender Präsentation sein.«
Die Zeiten, in denen die nostalgische Schrumpeligkeit eines Bio-Apfels oder der erdfarbene Naturwollpulli des Verkäufers dem Öko-Kunden als Qualitätsbeweise heilig waren, sind vorbei. »Wir brauchen hohe innere und äußere Qualität.« Ein »guter« Naturkostbetrieb, das war einmal ein Projekt in Selbstverwaltung der Idealisten, ohne innere Arbeitsteilung, mit Job-Rotation, keine Trennung zwischen Arbeit und Leben, keine Gewinne. Also auch kein Kapital für notwendige Investitionen, dafür unklare Entscheidungsstrukturen, wenig Sachkompetenz, Sechzig-Stunden-Woche und 800 Mark netto – an Steuer- und Sozialversicherung vorbeigeschmuggelt. Geschäftspartner waren gut, wenn sie persönlich, ökologisch und politisch paßten, auch wenn sie drei Tage altes Gemüse brachten. Werbung war verpönt, damit man ja nicht in den Verdacht geriet, zum Konsum anzuregen. Wer da inzwischen nicht ideologischen Ballast abgeworfen hat, dem geht jetzt die Puste aus.
Mindestens 100 Bio-Läden machten 1985 Pleite. Ihre Kosten waren dem Umsatz längst davongelaufen. Während der konventionelle Handel sich auf den Bio-Markt stürzt, passen sich die Naturkosthändler und -ladner immer geschickter den konventionellen Handelsstrukturen an. Wenn man in der Szene fragt, ob das gut oder schlecht sei, bekommt man pro Gesprächspart-

ner eine individuelle Einschätzung. Maximilian hat da »zwei Seelen in meiner Brust«. Dem utopischen Anspruch der siebziger Jahre sei man ja nun plötzlich sehr schnell nähergerückt. Die Utopie heißt: Eines Tages müssen alle Lebensmittel, die nicht biologisch erzeugt werden, als solche gekennzeichnet sein. Der Schritt zum konventionellen Handel sei eben nur eine »relativ logische Konsequenz«. »Wenn wir jetzt allerdings Handelsstrukturen übernehmen, die nicht gesund sind, dann machen wir alles wieder kaputt.«
Daß man kein Fleisch hatte, obwohl die biologisch produzierenden Bauern darauf angewiesen waren, Viecher für die Düngung zu halten, das war »ideologischer Ballast«, der die Entwicklung hemmte.
Wenn jetzt allerdings gleich aller Ballast über Bord geworfen wird, dann könnte der Naturkosthandel am Ende selbst dazu beitragen, daß er zwischen die mörderischen Räder des konventionellen Lebensmittelhandels gerät. Wo die Grenze zu ziehen ist, darüber hadert derzeit jeder mit jedem im Öko-Geschäft. Eine Schokolade – mit dem schönen Arbeitstitel »Nirwana« – anzubieten, das hätte sich »Rapunzel« jedenfalls noch vor kurzer Zeit genauso wenig getraut, wie den konventionellen Handel mit Bio-Kost zu versorgen.
Da Produkte aus kontrolliert biologischem Anbau, die mit dem eindeutigen »k. b. A.« vom Bundesverband Naturkost gekennzeichnet sind, nicht genügend produziert werden, kommt derzeit jede Menge Zeug in den Handel, das vom »Bio«-Image profitiert und von einer Lücke des Lebensmittelgesetzes, in dem immer noch keine exakte Definition von Bio-Kost festgeschrieben ist. Produkte mit diffusen »Qualitätsmerkmalen« wie »rückstandsfrei« oder »Bio-Vollwert« und in alternativer Aufmachung und Verpackung gehen en masse an den verwirrten Kunden.

Eine Firma in Sulzbach heißt »Biolan«. Ihr fehlt eben nur noch das »d« zu dem vom Bundesverband Naturkost anerkannten Warenzeichen. Die fünf anerkannten Organisationen des ökologischen Landbaus in Deutschland heißen »demeter« (biologisch-dynamisch), »Bioland« (organisch-biologisch), »ANOG« (naturnah), »Biokreis Ostbayern« und »Naturland« (naturgemäß). Dazu kommen noch die zahlreichen ausländischen Anbauverbände. Biolan-Produkte, die nicht sehr viel mit biologischem Anbau zu tun haben, werden in mehr als tausend Lebensmittel- und Drogeriemärkten verkauft.
80 Artikel umfaßt das Sortiment von Tengelmanns »Frisch und Fit«-Ecke. Auch hier viel Pseudo-Bio-Kost, wie die Verbraucherzentrale Hessen bemängelt. Aber auch Demeter-Ware. Dem Verbraucher bleibt in dieser Lage

nichts anderes übrig, als sehr viel Zeit für seine Information aufzuwenden, ausschließlich solche Artikel zu kaufen, die das »k.b.a.«-Kürzel tragen, oder, wie Friederike Schulze-Höing vom *Öko-Atlas* meint, »Vertrauen (zu) haben zum Naturkost-Händler und zu dem Bauern, bei dem ich meine Lebensmittel einkaufe«. Wie schwierig das mit dem Vertrauen ist, weiß Friederike aus anderen Bio-Erfahrungen. »Das Wissen ändert sich so schnell, daß man als Verbraucher gar nicht mitkommt.« Und das erzählt eine, die sich professionell mit dem Markt beschäftigt: Nach einem Wochenendseminar über Bioelektrik hat sie zu Hause »sofort mit dem Kompaß meine Federkernmatratze kontrolliert«. Und, siehe da, die Nadel schlug aus. Was nützt es dann, im ganzen Haus die Sicherungen auszuschrauben, um garantiert spannungsfrei zu schlafen, wenn die Matratze, auf der man liegt, so aufgeladen ist. Friederike hat gleich am nächsten Tag eine Strohkernmatratze gekauft, nach ihrem damaligen Erkenntnisstand der Sack der Zwerge, sozusagen.

Ein Wochenende später. Ein neues Seminar. Diesmal die ökologischen Orthopäden: Eine Strohkernmatratze? Das sei ja nun ungefähr das Schädlichste, was man seinen Knochen zumuten könne...

Für den Verbraucher ist es fast unmöglich, den Bio-Markt und die wirren Marktstrukturen zu durchschauen. Der Kaufmarkt in München zum Beispiel, ein typischer Supermarkt auf der grünen Wiese nach dem Motto »die Masse bringts«, hat in seiner »Öko-Ecke« ausschließlich saubere Ware aus kontrolliert biologischem Anbau.

Ein weiteres Beispiel, das in Bio-Kreisen immer wieder als möglicherweise zukunftsträchtig erwähnt wird: Der Naturkost-Shop im Marburger HaWeGe-Discount, der mittlerweile zwei Prozent des Gesamtumsatzes bringt. Götz Rehn, der mit dem HaWeGe-Chef aus der Waldorf-Schule bekannt ist und die Bioware auf eigene Rechnung unter dem Signet »Alnatura« verkauft, geht jetzt auch in dm-Drogeriemärkte, die für ihre Preisaggressivität bekannt sind. Nun zittern die Naturkostläden, obwohl einer ganz in der Nähe des Marburger HaWeGe-Discount bisher keine Einbußen durch den »Bio-Shop im Supermarktbrummer« erlitten hat. Es scheinen also ganz andere Kundenschichten angesprochen zu sein.

Seit März 1985 gibt es in Bünde in Westfalen den ersten, nach amerikanischem Vorbild hingestellten Natur-Discount-Markt »Vita-Kauf« mit einem Sortiment von 7000 Artikeln, die, wie *Natur* bemängelte, »oft nur mühsam in die Bio-Schublade passen«. Per Katalog verschickt Vita-Kauf – Jahresumsatz rund 1,7 Milliarden Mark – »Alles für ein gesundes, natürliches Leben – Jetzt von Deutschlands großem Gesundheits-Fachmarkt direkt ins Haus«. Bio-Medizin, Vitamine und Mineralstoffe aus der Kapsel, Natur-

kost, Diabetiker-Produkte, Sporternährung, Getreidemühlen und Zubehör, »umweltfreundliche« Wasch-, Spül- und Reinigungsmittel, Natur in Textil, Bio-Kosmetik und Körperpflege, Massagegeräte und Vorsorgeapparate, Blutdruckmesser, Inhalierapparate, Sanitäts-Artikel, Schuhe, Bücher, Wünschelruten, Kassetten und Schallplatten zur »Meditation, Tiefenentspannung und Bewußtseinserweiterung«, Trainingsprogramme »für Ihr Unterbewußtsein«, Kupfer-Magnet-Artikel und Holzspielzeug. 25 000 Mark Umsatz machte der Vita-Kauf mit seinen 7000 Artikeln ... am ersten Verkaufstag.
Und noch ein Beispiel: »Bioland«, die größte bundesdeutsche Organisation für ökologische Landwirtschaft, hat sich mit einem regionalen Lebensmittel-Großhändler, Richard Büchter aus Steinheim bei Paderborn, zusammengetan. Vierzig VéGé-Einzelhändler bekamen das etwa ein Meter breite, sechs-bödige Holzregal mit 50 Artikeln der Bioland-Qualität. Bioland war auf der Suche nach Möglichkeiten, die Produkte von jährlich 100 bis 200 neu anerkannten Bioland-Höfen an die Verbraucher zu bringen. Naturkostläden, Verbraucher-coops und Direktabholer kamen nicht mehr nach, die Bauern drohten auf Bioland-Bohnen, auf Kartoffeln oder Tomaten sitzen zu bleiben.
Der Bio-Markt wird in kurzer Zeit in zwei völlig unterschiedliche Branchen aufgeteilt sein: die alten Naturkostläden und der Supermarkt. Das muß nicht das Ende der Naturkostläden bedeuten. Aber die Gefahren sind klar. Es sind dieselben Mechanismen, die den konventionellen »Tante-Emma«-Laden bedroht haben, als die Supermärkte mit dem Absahnen anfingen: der Supermarkt kauft in großen Mengen ein, die Erzeuger geraten in Abhängigkeit von diesem Großabnehmer, der dann die Einkaufspreise auf möglichst niedrigem Niveau diktiert – und damit selbst billig anbieten kann.

Der Naturkostverband will der Expansion der Supermärkte professionell begegnen: mit »Professionalisierung«. Die Qualität der Naturkost-Ladner soll verbessert werden, Fachberatung soll Trumpf sein, weil das der Supermarkt nicht leisten kann. Die Münchner Industrie- und Handelskammer hat zusammen mit dem Naturkost-Verein die/den »Einzelhandelskauffrau/-mann Naturkost« erfunden: Zwei Jahre lernen die neuen Bio-Azubis Anbaumethoden, Psychologie eines Verkaufsgesprächs, Warenkunde und EDV-Buchhaltung. Seit einem Jahr laufen in Frankfurt, Stuttgart, München und Coesfeld zweitägige Fortbildungsseminare für die etwa 8000 Mitarbeiter der Öko-Läden. Auch PR, Werbung und Betriebswirtschaftslehre gehören zum Lehrangebot.
»Eine Kuh macht Muh. – Viele Kühe machen Mühe.« Den alternativ wirt-

schaftenden Bauern hat es lange Zeit nichts genutzt, darauf hinzuweisen, daß sie biologisch saubere Kühe im Stall und auf der Weide hatten. Auf die Idee, das Fleisch als Alternative zu den Hormon- und Chemiepaketen des konventionellen Handels zu vermarkten, kam niemand von den vegetarischen Individualisten der Naturkost-Bewegung. Den Bauern blieb bis vor einigen Jahren nichts anderes übrig, als ihre Schweine und Kühe an konventionelle Metzgereien zu liefern, die die biologische Qualität des Fleisches durch die Verarbeitung zu »normalen« Angeboten verwurstelten. In München gibt es inzwischen zwei biologische Fleischwarengeschäfte. Die meisten größeren und zum Überleben entschlossenen Naturkostläden bieten vorsichtig und zunächst noch »nur nach Vorbestellung« Fleisch an. Läden, die ihr extrem »alternatives« Rumpelkammer-Image mit bäuerlich-hellem Styling vertauscht haben, erleben Umsatzsteigerungen von einem Drittel. Münchner Ladner denken inzwischen auch über gemeinsame Werbemaßnahmen nach.

Die Puristen unter den Bios sind traurig über diese Entwicklung. »Das ganzheitliche Denken ist im Arsch«, jammern sie. »Nichtorganisierte Bauern werden praktisch gezwungen, sich zu organisieren, da sie sonst ihre Sachen nicht mehr verkaufen können, und der Großhandel nimmt es ihnen sowieso nicht mehr ab.«

»Der Teufelskreis ist längst geschlossen. Das Netz wird immer enger«, meint Friederike Schulze-Höing. Das politische Bewußtsein aus den Anfängen der Bio-Bewegung sei »hin«. Ebenso die Idee, wer die meiste Arbeit habe, der Bio-Bauer, solle auch am meisten verdienen. »Es fing alles mit dem großen Idealismus an, aber davon läßt sich halt auf Jahre nicht leben«, sagt sie traurig.

»Nichts ist verloren«, meint dagegen Jürgen Hilbert, der von einem Gemeinschaftsbüro in Wolfratshausen aus »Beratung für Einsteiger« macht. Hilbert, der sehr viel über Zukunftsstrategien einer besseren Welt grübelt, hat eine »normale« Lehre im normalen Lebensmittelhandel hinter sich und die normale Firma des Vaters in der Lebensmittelbranche übernommen. In den sechziger Jahren hat er dann viel über Machtverteilungsstrukturen nachgedacht, hatte keine Lust mehr, bei der Vernichtung des Mittelstandes mitzumachen, und stieg nach einer Begegnung mit der Bio-Firma »Naturata« auf der Ikofa in München aus oder besser *ein* in die Geschäftsführung der »Naturata«. 1985 hat er sich dann selbständig gemacht und verspricht nun »Rat & Tat« (so heißt seine Firma für neue »Einsteiger«). – »Wie schaffen Sie sich eine neue, sichere Existenz im BIO-Markt der Zukunft« steht auf seinen Beratungsblättern, die Interessenten zugeschickt bekommen. Er bietet an: »Analyse der Ausstiegsmöglichkeiten«, »Ent-

wicklung neuer Konzeptionen«, »Berechnung der Wirtschaftlichkeit« und »Prüfung der Existenzberechtigung«.
Ob er davon leben kann? – »Betriebsberatung ist sowieso ein Problem, und im grünen Bereich ist das doppelt schwierig. Ich bin da noch in der Gründungsphase und lebe von Erspartem.« – Wie denn die Strukturen eines Bio-Marktes in der Zukunft aussehen werden, oder auch nur, wie sie jetzt aussehen? – »Das ist eine gute Frage.« – Also nicht zu beantworten? – »Die gewachsenen Strukturen sind total unrationell, weil sie entstanden sind aus der Suche nach neuen sozialen Strukturen. Mindestens zehn Prozent, obwohl das ein böses Wort ist, mindestens zehn Prozent von den jetzigen Kosten im Naturkosthandel, wenn nicht sogar noch mehr, sind vollkommen unrentabel durch die nicht gesund gewordenen Strukturen.« – Kürzere Wege im Naturkosthandel, das wären bessere Strukturen. Also die Rückkehr aus dem Paradies zu konventionellen Handelsmustern ? – »Wenn Sie die alten Handelsstrukturen, sagen wir mal der Hansezeit, meinen, mit den alten Tugenden der Kaufleute, dann ja.«
Bio-Bauernhof, Großhändler, Zwischenverteiler, Naturkostladen – der Weg ist lang. Dazu kommt, daß jeder Naturkostladen bei verschiedenen Händlern, bei Vertretern und einiges direkt vom Hof einkauft. »Die gewachsenen Strukturen zu ändern, ist schwierig, weil es im Naturkostbereich wahnsinnig viele individuelle Menschen gibt. Um sich überhaupt vom Konventionellen loszureißen, braucht's halt einen Dickschädel, und deswegen gibt es auch so viele eigene Wege.«
Der Bioladen der Zukunft muß seiner Meinung nach so aussehen: größer, heller; die Schwellenangst der potentiellen Käufer muß weg; verkaufsstrategisch günstige Lage, überschaubares, gut sortiertes, vielfältiges und frisches Angebot, freundliche Beratung und angemessene Preise.
»Und, was essen Sie so?« – Wahrscheinlich bin ich genau der Kunde, auf den der Bio-Markt der Zukunft gewartet hat.

Aus dem literarischen Programm.

Georg Brunold Sandrosen

Orientalische Reportagen – Berichte aus einer Welt, die Europa seit Jahrhunderten fasziniert hat und die uns doch so fremd ist. Abseits des weltpolitischen Spektakels spürt der Autor eine vorborgene Kultur auf – verborgen wie Sandrosen, die in der Wüste treiben.

Georg Brunold
Sandrosen. Orientalische Reportagen. 150 Seiten.
Broschiert. DM 28,–

Tommaso Landolfi Nachtschatten

Landolfi ist hochberühmt – anderswo. Die amerikanische Kritikerin Susan Sonntag stellt ihn mit seinen besten Werken über Pavese, rückt seinen «makabren Witz, seine nüchterne Intellektualität, seine an den Surrealismus gemahnende Vorliebe für das Katastrophale» in die Nähe eines Borges.

Tommaso Landolfi
Nachtschatten
Erzählungen, Band 1.
Ausgewählt von
Italo Calvino.
Deutsch von
Heinz Riedt.
464 Seiten.
Gebunden.
DM 45,–

Italo Svevo Zeno Cosini

«Warum sind Sie entmutigt? Sie müssen wissen, daß es bei weitem Ihr bestes Buch ist.» Damit durchbrach James Joyce 1923 das Schweigen um Italo Svevo. Seitdem gilt «Zeno Cosini» als «der wichtigste Beitrag Italiens zur zeitgenössischen Weltliteratur» (Jean-Paul Sartre).

Italo Svevo · Zeno Cosini
Roman. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Band VII. Herausgegeben von C. Magris, G. Contini, S. de Lugnani. Deutsch von P. Rismondo und R. M. Gschwend. 576 S.
Gebunden. DM 58,–

Literatur-Magazin 19

Kann, ja soll Literatur auf die Inflation aufeinanderfolgender Krisen antworten? Das Literatur-Magazin fragt die neue Generation Schriftsteller, warum sie schreiben wie sie schreiben.

Literaturmagazin 19
Herausgegeben von
Martin Lüdke und Delf Schmidt. 192 Seiten.
Kartoniert. DM 15,–

István Eörsi Bei Phalaris

Gescheite, schmerzliche, aber auch mit Vergnügen zu lesende Erzählungen des bei uns als Dramatiker bekannten István Eörsi – Auseinandersetzungen mit der jüngsten Geschichte Ungarns.

István Eörsi · Bei Phalaris
Erzählungen und Geschichten. Deutsch von Hans Skirecki. 160 Seiten.
Kartoniert. DM 25,–

Rolf Dieter Brinkmann Tagebuch

Tagebücher, Notebooks, Collagen, Material- und Fotosammlungen, die der Autor 1970 bis 1973 verfaßte, in der Zeit seines öffentlichen Verstummens.

Rolf Dieter Brinkmann
Erkundungen für die Präzisierung des Gefühls für einen Aufstand: Zeit Reise Magazin (Tagebuch)
dnb 169. DM 38,–
ab Mai '87

Tommaso Landolfi

Rowohlt

Renate Jäckle
Biotanz ins Jenseits
Der Einbruch der Esoterik in die Medizin

Der Einbruch der Esoterik in die Medizin – beinahe hätte ich ihn versäumt. Natürlich hatte ich bemerkt, daß Buchläden ganze Regalwände und Schaufenster mühelos mit New Age und Esoterik füllen und der *Spiegel* mit der Wiederkehr des Teufels droht; daß an Volkshochschulen Hexenkurse als erstes ausgebucht sind; daß die kleine Gemeinde Kellberg im Landkreis Passau ihre 750 Fremdenbetten mit Ärzten, Heilpraktikern, Ingenieuren und Krankenschwestern belegt, die dort, im schwärzesten Bayern, Radiästhesie, Pendeln und den Umgang mit Wünschelruten üben. Aber das bemerkte ich eher nebenbei. Ich war, im Jahr von Tschernobyl, mit ganz anderen Dingen beschäftigt und hatte deshalb nicht bewußt registriert, wie deichbruchartig sich das New Age in die Medizin ergießt.
Die beiden ersten Bücher erstand ich eher zufällig im Frankfurter Hauptbahnhof. Ich kam niedergeschlagen von einem Verhandlungstag im letzten großen Euthanasieprozeß in der Bundesrepublik und stöberte lustlos in der Bahnhofsbuchhandlung. Direkt an der Kasse, nicht übersehbar, lag da stapelweise ein Sachbuch-rororo Transformation: *Die Medizin von Raum und Zeit. Ein Gesundheitsmodell* von Larry Dossey mit einem Vorwort von Fritjof Capra. Daneben ein fast noch höherer Stapel: *Schicksal als Chance. Das Urwissen zur Vollkommenheit des Menschen* von Thorwald Dethlefsen. Ein Goldmann-Taschenbuch, Grenzwissenschaften Esoterik. Bei ersterem kannte ich immerhin Capra, bei letzterem vom Autor den Titel *Krankheit als Weg,* Originalausgabe bei Bertelsmann. Während der Rückfahrt nach München im Intercity, mit den Gedanken noch im Gerichtssaal bei den plappernden Aussagen des 72jährigen Dr. med. Aquilin Ullrich, der, bereits 47 Jahre später, wegen Beihilfe zum Massenmord an psychisch kranken Menschen in mehreren tausend Fällen, vor Gericht steht, blätterte ich wahllos und unkonzentriert in den beiden Büchern, fand Stichworte wie »der Biotanz« oder »die Länge des Lebens ist bedeutungslos«; blieb an dem Satz hängen: »Überschreitet nämlich ein Mensch die Schwelle des Todes und gelangt ins Jenseits, so wird plötzlich das Jenseits für ihn zum Diesseits, weil immer nur der Ort des eigenen Aufenthaltes das Diesseits sein kann.«

Das Vorwort von Fritjof Capra in *Die Medizin von Raum und Zeit* kam mir bekannt vor, es steht nahezu identisch in dem Renner von Helmut Milz: *Ganzheitliche Medizin, Neue Wege zur Gesundheit,* ebenfalls als Vorwort. Schließlich las ich mich im Postskriptum des Buches fest, einer hübschen, auch mir verständlichen Geschichte mit dem Titel »Ein Herzinfarkt im Jahre 2000«, deren Botschaft sich kurz wiedergeben läßt:

Samuel Platte, ein Mitfünfziger, sitzt angelnd inmitten blühender Wiesen an einem glasklaren, juwelenartigen Bergsee, in dem die Forellen nur so wimmeln. Plötzlich spürt er, trotz der Mittagsruhe, eine unerklärliche Erschöpfung und einen Schmerz in der Brust, der in den linken Arm wandert. Da schaut er »auf den kleinen, in seine Armbanduhr eingebauten Monitor für die Herzkranzgefäße, der seine Daten aus dem Pulsieren der Speichenschlagader bezog. In dreißig Sekunden hatte ihm der Digitalanzeiger mehrmals den Stand seines Blutdrucks und seiner Herztätigkeit angezeigt. Die Information war alarmierend.« Sam wird klar, daß er im Begriff ist, einen Herzinfarkt zu erleiden. Was tun? Notarzt und Intensivstation sind weit, also legt er sich ins grüne, weiche Moos, blickt erneut auf seinen »Herzgefäßmonitor« und läßt dann die pathophysiologischen Zusammenhänge des Herzinfarktes derart gekonnt an seinem inneren Auge vorbeigleiten, daß es jedem Schulmediziner des Jahres 1987 zur Ehre gereichen würde. Sam weiß auch, daß diese Vorgänge wahrscheinlich mit dem Tod enden, wenn er nichts unternimmt. Er handelt. Kurz gefaßt besteht Sams »Strategie« darin, »sich ganz einer größeren Weisheit anzuvertrauen – der Weisheit des Körpers und des Universums«. Er liegt auf dem weichen, grünen Moos und läßt die »Weisheit, an die er glaubte, durch sich hindurchfließen, ein Teil seiner selbst werden, wie er ein Teil von ihr wurde«. Er erlebt das alles keineswegs als »Krise oder Katastrophe«, sondern einfach als ein »Ereignis in Raum und Zeit«, wobei er die »freie Wahl« hat, dieses »Ereignis mit Bestimmtheit und seinen eigenen Methoden zu meistern«. Dafür, daß es ihm gelingt, »seelisch vollkommen gleichmütig« zu bleiben, ist seine »Weltsicht« verantwortlich. Die »Möglichkeit der Auslöschung seiner Persönlichkeit« hat er nämlich von vornherein ausgeschlossen: »Tod oder Unsterblichkeit war für Sam Platte einfach keine überzeugende Frage mehr.« Seine »Strategie« ist erfolgreich, mit Bioenergetik und Meditation wendet er den Infarkt ab, Minuten später liest er auf dem Monitor Werte, »die vollkommen im Bereich des physiologisch Normalen« liegen, und schläft erschöpft ein. Als er gestärkt erwacht, denkt er über die Ereignisse des Nachmittages nach: »Er hatte einen Herzinfarkt erfolgreich abwenden können. Würde er das beim nächsten Mal wieder schaffen?« Nun muß Sam ein wenig über sich selbst

lächeln: »Beim nächsten Mal... Bedeutungslose Worte, die einer veralteten Wirklichkeitsschau angehörten, in der die Zeit aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammengesetzt war.« Sam erhebt sich, greift in der untergehenden Abendsonne zu seiner Angel, »auf den Abdruck schauend, den sein Körper auf dem Moos hinterließ«.
Hübsch, dachte ich und überlegte, ob das mit dem Abdruck vielleicht symbolisieren könne, daß Sam beim bedeutungslosen nächsten Infarkt einfach seine Strategie ändert, liegenbleibt und eins wird mit dem weichen, grünen Moos. Ich blätterte wieder wahllos in beiden Büchern herum und spürte, daß ich langsam anfing, mich zu ärgern. Es war dieses »wir«, mit dem ich von beiden Autoren geradezu aufdringlich angeredet wurde. Wir Ärzte. Wir, die Menschheit. Wir, das Universum. Ich fühlte mich in eine Wassermann-Wir-Gemeinschaft hineingezwängt, in die ich doch, wenn überhaupt, erst langsam Einstieg bekommen wollte. Ich kam mir schon als Außenseiter vor, nur weil ich immer noch »ich« dachte.
Und dann fiel mir noch etwas auf. Larry Dossey schreibt über sich: »Ich bin Arzt, nicht nur aufgrund meiner Ausbildung, sondern aus Veranlagung und Leidenschaft. Ich fühle mich mit den Heilern aller Kulturen und Zeitalter verbunden, ganz gleich, ob sie Schamanen oder – wie ich – Internisten sind.« In aller Bescheidenheit schildert der Kollege, was den wahren Arzt und Heiler ausmacht: »jene unbeschreibliche Mischung von intellektueller Brillanz, Menschlichkeit, persönlicher Integrität, Humor und gelassenen Mitfühlens«; schlicht, jene unbeschreibliche Mischung, wie sie in jedem Arztroman und jeder Schwarzwaldklinik Karriere macht.
Bei Dethlefsen klingt alles ein wenig religiöser: »Heilen ist immer ein priesterlicher Akt, der jenseits der Stofflichkeit sich vollzieht. Heilen ist daher nur sehr begrenzt erlernbar, ein wahrer Heiler muß von der Natur zum Priester legitimiert werden, muß ein Initiierter sein.«
Diese Auffassung vom angeborenen, wahren Arzttum ist nicht so neu, wie die Anhänger des New Age es sich und uns glauben machen möchten. Erwin Liek, einer der medizinischen Chefideologen der Weimarer Republik und der Nationalsozialisten, ein überzeugter Anhänger der Ganzheitsmedizin übrigens, dessen Bestseller *Der Arzt und seine Sendung* bis heute gerühmt wird, unterschied messerscharf zwischen dem geborenen, seelenvollen, gütigen »Arzt« und dem eiskalten, naturwissenschaftlich orientierten »Mediziner«. Letzteres konnte jeder per Studium werden, ersteres waren natürlich nur Auserwählte. Es versteht sich von selbst, daß Liek sich als »Arzt« fühlte, obschon er gelegentlich unbarmherzig werden konnte, wenn es um »Arbeitsscheue« ging, um »Weichliche und Faule«, für die die

»Fleißigen, Tüchtigen, Starken, Ehrlichen« unnötigerweise zahlen müßten. Notfalls wurde da aus dem geborenen, gütigen »Arzt« der Biologe:
»Man sehe alle diese Dinge einmal nicht als Arzt, sondern als Biologe an, denke nicht an den einzelnen Kranken, die einzelne Familie, sondern an ein ganzes Volk. Ist es von einem solchen biologischen Standpunkt aus wirklich wünschenswert, daß wir z. B. jeden, auch den denkbar schlecht veranlagten Säugling, mühsam hochziehen? Ist es klug, daß wir Idioten und Epileptiker in Musteranstalten pflegen, während gesunde, arbeitsfreudige Volksgenossen weder Obdach noch Nahrung haben. Was wir treiben, ist ganz bewußte negative Auslese, ist Förderung der Lebensschwachen und Lebensuntüchtigen zu Ungunsten der gut Veranlagten.« (*Der Arzt und seine Sendung*, 1930)
Ich las weiter in *Schicksal als Chance* und fand im Kapitel »Die Reinkarnationstherapie – ein Weg zur Ganzwerdung« die Aussage: »Wir lassen den Patienten in jene Situation regredieren, in der er selbst die Ursache für die später folgende Leidenskette setzte und den Inhalt für die später eingelösten Formen legte. Der Patient wird in diesem Schritt konfrontiert mit seiner karmischen Schuld, durch die er alle Erleidenssituationen selbst notwendig machte.« Bei diesen Sätzen erinnerte ich mich an eine Reportage in der *Süddeutschen Zeitung*, die ich vor Jahren gelesen hatte. Es ging um einen – »schulmedizinisch« orientierten – indischen Arzt, der versuchte, Lepra-Kranken zu helfen, und dabei auf beinahe verlorenem Posten gegen Vorurteile seiner Landsleute anzukämpfen hatte. Nach Auffassung gläubiger Inder nämlich haben Lepra-Kranke in einem früheren Leben Schuld auf sich geladen und sind nun, nach einer weiteren Wiedergeburt, von der Krankheit gezeichnet, als Strafe eben. Dieser Bericht hatte gezeigt, wie eng Krankheit, angebliche Schuld, moralische und religiöse Vorurteile zusammengehören – nicht nur in der katholischen Kirche, sondern auch in, für Außenstehende, so sanft erscheinenden Religionen wie dem Buddhismus.
Glücklicherweise näherte sich der Intercity München, und ich legte das New Age erst einmal beiseite. Einige Tage später besuchte ich eine mir bekannte Buchhändlerin, die sich bereit erklärt hatte, mir einen Überblick über das Medizin-Esoterik-Sortiment zu verschaffen. Mit meinem Kauf in der Frankfurter Bahnhofsbuchhandlung, so erfuhr ich, hatte ich bereits zwei New-Age-Standardwerke erstanden, mit denen ich mich schon ganz gut informieren könnte. Nun stapelten sich weitere vor mir.
Es begann mit der »Edition Schangrila«, deren Bücher, wie ich lernte, neu auf der Esoterik-Welle hochgeschwappt seien. Das *Polarity Handbuch* bietet eine »praktische Einführung in die harmonisierende und heilende Ener-

gie-Massage« und verspricht »Prozesse der emotionalen und körperlichen Befreiung und geistiger Erkenntnis auszulösen«. Polaritiy ist »einerseits praktische Handhabung« und andererseits »Verinnerlichung, will den Menschen zu seiner Mitte führen, es weist einen möglichen Weg zum Einssein mit sich und der Welt«. Polarity ist damit »eine Methode der Neuen Zeit, denn überall bahnt sich die Erkenntnis an, daß alles Polare der Ergänzung und Ganzwerdung dient«.

Bis hin zum ZDF, denn der Falken-Verlag war mit einem Begleitbuch zur Fernseh-Serie »Neues Denken, Alte Geister, New Age unter der Lupe« dabei, Vorwort von Robert Jungk. Drohend heißt das erste Kapitel: »Der tödliche Irrtum. Die Gefahr, die keinen Fehler mehr zuläßt«. Die Atomtechnik bedrohe die Menschheit zwar, die eigentliche Gefahr aber sei die Umweltkatastrophe, hervorgerufen durch »viereinhalb Milliarden unbekümmerte Umweltzerstörer«. Denn: »Der Mensch hat durch seine Art, die Umwelt zu gestalten, seine Lebensmöglichkeiten verbessert, vor allem seine Nahrungsbeschaffung erleichtert. Je mehr Technik er dafür entwickelte, desto leichter wurde die Nahrungsversorgung. Und wie reagierte die Menschheit darauf? Es wurden mehr Kinder gezeugt! Jede Verbesserung der Lebenssituation der Menschen wurde sofort für eine größere Vermehrung ausgenutzt... Das eigentliche Umweltproblem ist die Überbevölkerung. Gut erzogene Menschen werden die Umwelt nicht unnötig verschmutzen. Doch wie will man viereinhalb Milliarden Menschen so gut erziehen? Denn von Natur aus ist der Mensch unordentlich und schmutzig.« Das untermauert das ZDF-Begleitbuch mit einigen Bildern aus den Slums und Flüchtlingslagern dieser Erde. Müllhalden, in denen in Lumpen gekleidete Kinder nach Eßbarem suchen. Ein bis auf die Knochen abgemagertes Kind. Eine vom Hungertod gezeichnete Frau. Für diejenigen, die immer noch nicht verstanden haben, erklärt das Buch, daß zwar »Dichter und Philosophen, Moralisten und Juristen, Theologen, Anthropologen, Psychologen, Ethnologen, Ärzte und Politiker« furchtbar viel über die »Bevölkerungsexplosion« gedacht, geredet und geschrieben hätten: »Aber die meisten der vier Milliarden Menschen haben nicht zugehört, haben die vielen gedruckten Wörter nicht gelesen, erzeugen ihre Nachkommen nicht nach hohen Idealen oder weltpolitischen Interessen, sondern nach dem jeweiligen Stand ihrer Hormonspiegel – und aus Egoismus!«

Ich muß zugeben, daß es mir kurz die Sprache verschlug. Mit so viel reaktionärer Ignoranz und Plattheit in Zusammenhang mit dem mörderischen Teufelskreis aus Hunger, Armut, Kindersterblichkeit und Bevölkerungswachstum, der den Ländern der »DrittenWelt« von uns reichen Industrienationen aufgezwungen wird, hätte ich nicht einmal im Wassermannzeital-

ter des ZDF gerechnet. Ich überlegte, ob der vielbeschäftigte Robert Jungk das Buch gelesen hatte, bevor er sich für sein Vorwort hergab, und fragte meine Buchhändlerin, wer denn all diese Esoterik-New-Age-Werke kaufe?

»Ganz normale Menschen, die richtig wählen, auch grün«, die aber nicht unbedingt auf die Straße gehen und Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen würden. »Eine Art Mittelstandspublikum sozusagen?« hakte ich vorsichtig nach und griff zu Tom Johansons *Zuerst heile ich den Geist.* Das Buch versprach nicht nur dem geborenen Heiler, sondern auch dem Kranken selbst einen Gewinn: »denn es hilft ihm zu erkennen, wo die Ursachen für seine quälenden Probleme liegen«. Die Buchhändlerin überlegte noch. »Emotional verarmter Mittelstand vielleicht.« Menschen mit verständlichen Bedürfnissen nach Zuwendung und Zärtlichkeit. Körpertherapien aller Art seien sehr gefragt, und die Hinwendung zum Körper, zu Massage, Entspannungsübungen, Bioenergetik und Meditation habe durchaus auch positive Aspekte. Dem stimmte ich zu, natürlich. Andere Bücher könne man vielleicht als »esoterische Krücken« bezeichnen, als eine Hilfe für Menschen, die nicht nur in der einen, immer trostloser werdenden Wirklichkeit leben möchten, sondern in einer anderen Wirklichkeit nach ein bißchen Glück und Harmonie suchen.

In der *Süddeutschen Zeitung* wurde heute über das Jahresgutachten des Sachverständigenrats für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen berichtet, fiel mir ein. Danach litten sozial schwache Bevölkerungskreise in der BRD vermehrt unter degenerativen rheumatischen Beschwerden, Bronchitis, Kreislauferkrankungen und Krebs. Sozial Benachteiligte seien kränker. »Diese Menschen kommen aber wahrscheinlich nicht in den Buchladen?« fragte ich. Wir waren inzwischen beim Goldmann-Verlag angelangt, führend auf dem Markt, »was die Masse betrifft«. John Blofeld versprach »Selbstheilung durch die Kraft der Stille«, die Erlangung von »körperlicher Gesundheit, psychischer Stabilität und schöpferischer Spontaneität mit Hilfe altbewährter östlicher Meditationsmethoden«.

Dann griff ich mir Mechthild Scheffer: *Bach Blütentherapie. Therapie und Praxis,* Irisiana-Hugendubel-Verlag: »Die Ursache von Krankheiten hat ihren Ursprung in unserer Seele. Unerkannte oder nicht akzeptierte Gefühls- und Verhaltenskonzepte manifestieren sich zunächst als seelische Konflikte und später als körperliche Krankheiten... Bewußtseinserweiterung an Stelle von Psychopharmaka. Das ist der Leitgedanke, der diese Heilmethode des Wassermann-Zeitalters auszeichnet.« Ein Leitgedanke, der dazu verhilft, daß weniger Psychopharmaka geschluckt werden, kann ja kaum kritisiert werden. Trotzdem war ich ein wenig verblüfft über die

Gewißheit, mit der da so pauschal verkündet wurde, daß Krankheiten ihren Ursprung in der Seele haben, nachdem wir ja nicht nur im Wassermann-Zeitalter, sondern auch im Zeitalter von Tschernobyl und Sandoz-Rhein-verseuchungen leben. Meine Buchhändlerin erzählte von einer Diskussions-veranstaltung, auf der sie gesagt hatte, daß es Kindern in diesem Winter verboten werden mußte, mit dem giftigen, schwarzen Schnee zu spielen, und daß gerade Kinder unter dem Smog am meisten zu leiden hätten. Wenn ihr Kind huste, weil es schwache Bronchien habe, dann sei das eben sein Karma, habe sanft eine Frau geantwortet. Das Kind der Nachbarin huste nämlich nicht, obwohl es ja die gleiche schmutzige Luft einatme.
Vor mir lag der Stapel »Schamanen«. Heiler aller Art seien »der Renner überhaupt«, erfuhr ich. Goldmann, New Age, Modelle für Morgen: *Wege des Heilens. Vom Schamanismus der Steinzeit zur heutigen alternativen Medizin,* und, im gleichen Verlag, aus der Abteilung Grenzwissenschaft Esoterik: *Die andere Wirklichkeit der Schamanen – wie wir das für Schamanen so wichtige Gleichgewicht im Innern des Menschen und in der Natur wiedergewinnen können.* Die Reihe Sachbuch rororo-Transformation war mit *Der Weg des Schamanen. Ein praktischer Führer zur inneren Heilkraft* dabei und versprach, mir zu zeigen, wie ich »den schamanischen Bewußt-seinszustand erlangen« könnte, der mich »in eine über-normale Wirklich-keit eintreten läßt«.
Ich merkte, daß mein irdisch-normaler Widerwille gegen Worte wie »Heil« und »Heiler« überhandzunehmen drohte, und hatte erst einmal genug. Ich stand auf der Straße, völlig wirr im Kopf, und fühlte mich nur noch als altmodische, verbohrte, linke Schulmedizinerin – eine unmögliche Kombi-nation im Zeitalter des Wassermanns.
Ein paar Tage später mußte ich in Bonn auf einer Veranstaltung des »Deut-schen Kinderschutzbundes« wieder einmal über Tschernobyl diskutieren. Ich versuchte zu erklären, daß der exakte wissenschaftliche Nachweis, was Radioaktivität in niedrigen Dosen bewirke, schwierig bis unmöglich sei. Dies gelte vor allem für die Wirkung radioaktiver Teilchen wie Jod-131, Cäsium-137 oder Strontium-90, die über die Atmung und die Nahrungs-kette in den menschlichen Körper gelangen und sich dort in der Schild-drüse, im Muskelgewebe oder im Knochen anreichern. Was das für Kinder bedeute, die lebenslang radioaktive Partikel in ihren Organismus einbauen, sei kaum abschätzbar. Ich hätte daher das Faltblatt vom Juni 1986 aus dem Bundesgesundheitsministerium »Nach Tschernobyl. Antworten auf 21 Fra-gen« als außerordentlich zynisch empfunden, vor allem die Antwort auf die Frage 11: »Wenn ich nun aber doch Angst vor Krebs habe, wie kann ich mich schützen?« Unsere Bundesgesundheitsministerin antwortet: »Einer

Krebserkrankung können wir nur dadurch vorbeugen, daß wir gesund leben. Zum gesunden Leben gehört: nicht rauchen, mäßiger Alkoholgenuß, frische, ballastreiche Kost – und sportliche Betätigung. Im übrigen nicht vergessen: regelmäßig an den Krebsfrüherkennungsuntersuchungen teilnehmen.« Mit anderen Worten, wenn eines der Kinder, die Anfang Mai 1986, von der Strahlenschutzkommission der Bundesregierung nicht oder unzureichend gewarnt, im radioaktiven Fallout gespielt haben, eines Tages an Leukämie oder einer anderen Krebsart erkrankt, dann wird es heißen: »Du bist selbst schuld daran, warum hast du denn nicht gesund gelebt?«
Darüber hatte ich das New Age beinahe vergessen, bis ich an einem frühen Sonntagabend im Münchner Hauptbahnhof wieder daran erinnert wurde. Ich schlenderte durch die Bahnhofshalle, schaute einem in den Süden fahrenden Zug hinterher, sah unsere türkischen Mitbürger, die seit Jahren ihre Sonntage in Bahnhöfen verbringen, und landete schließlich im Fachpresse-Laden. Zögernd griff ich mir ein Exemplar der Zeitschrift *esotera* aus dem Hermann Bauer Verlag, Freiburg – die in Europa führende Zeitschrift für Grenzwissenschaften. Ein Muß also! Auf dem Titel der Februar-Ausgabe wurden gleich zwei medizinische Themen angekündigt: »Krebs-Früherkennung. Spuren im Blut« und »Handauflegen. Der Mann, der Kinderlähmung heilt«. Außerdem wurde gefragt: »Karma und Reinkarnation. Werden wir wirklich wiedergeboren?« Im Inhaltsverzeichnis stand unter der Rubrik »Ganzheitliche Gesundheit« über die Krebs-Früherkennung: »Die Schulmedizin erkennt Krebs erst dann, wenn der Tumor auf dem Röntgenschirm erscheint. Es gibt jedoch ein bis heute kaum bekanntes Verfahren, das Sensationelles bei der Früherkennung leistet: eine spezielle Analyse von Blutbildern.« Ich ertappte mich schon wieder beim Widerspruch: »Die« Schulmedizin erkennt Krebs manchmal nicht erst auf dem Röntgenschirm, und manche Krebsarten erkennt sie überhaupt nicht auf dem Röntgenschirm, weil es »den« Krebs nämlich nicht gibt. Außerdem klang mir das »Sensationelle« ziemlich marktschreierisch, nach Boulevardschlagzeile. Mit der Angst der Menschen vor Krankheit, Leid und Tod ist immer schon Geld gemacht worden. Der Beitrag im Heft entpuppte sich dann mehr oder weniger als ein wissenschaftlich klingender Reklameartikel für ein »Labor für Humoraldiagnostik« in Aschaffenburg. Dort wird mit der »Brehmerschen Diagnose« aus den zwanziger Jahren Blut untersucht und die Krebsanfälligkeit eines Menschen mit Hilfe der Mikrobe »Siphonospora polymorpha« ermittelt:
»Verkürzt gesagt gilt: Je stärker und ausgeprägter das Blut mit ›Siphonospora polymorpha‹ befallen ist, desto näher der Zeitpunkt, wo der Krebs konkret als Tumor in Erscheinung tritt! Durch Beurteilung des Blutes im

Dunkelfeldmikroskop kann aus dem Auftreten der Siphonospora ein unmittelbarer Rückschluß auf die Krebstendenz, die Präcancerose, gezogen werden. Die Infektion mit dieser Mikrobe stellt sich in unterschiedlichen Formen dar (entsprechend dem Entwicklungszyklus dieser Mikrobe), von den kleinen Sporen über die etwas größeren Sporangien, Sporenketten, Stäbchen usw. Sie treten sowohl in den roten Blutkörperchen (Erythrozyten) als auch im Blutplasma auf.«

Verkürzt gesagt, ich grübelte ein wenig darüber nach, wieso »die« Schulmedizin eine so bestechend einfache Methode einem Labor in Aschaffenburg überläßt, Adresse im Kasten links, Preis für einen »Kombinationstest« nur 135 Mark. Außerdem mußte ich erneut einen Verdacht abwehren, gegen den ich bei meiner Beschäftigung mit dem Wassermannzeitalter schon wiederholt angekämpft hatte, den ketzerischen Verdacht, das New Age setze einen Schwerpunkt seiner Arbeit darein, sich selbst mit den ansonsten so verpönten naturwissenschaftlichen Methoden seine Existenz zu beweisen. Wie auch immer, in Aschaffenburg wird ermittelt, »wieviel es auf der biologischen Uhr des Patienten geschlagen hat«, da die Labordiagnose eine »eventuelle Erkrankung einem der vier Stadien der Präcancerose« zuordnen kann. Abgesehen davon, daß es sich zumindest bei »Stadium 4: Cancerose – der Tumor ist manifest« nach biederen schulmedizinischen Vorstellungen nicht mehr um eine »Präcancerose« handelt, sondern eben um eine »manifeste« Erkrankung, war dem nächsten Satz zuzustimmen: »Indes kommt Krebs nicht von heute auf morgen. Bis zum Ausbruch eines Tumors dauert es etwa 15 bis 30 Jahre.« Daher gebe es viele Möglichkeiten, der Krankheit zu entgehen, wobei das Stichwort »Gleichgewicht« sei: »Denn heute besteht allgemeine Einigkeit darüber, daß Krebs auch und gerade mit psychischen Belastungen in Verbindung gebracht werden muß. So kann psychisches Fehlverhalten die Krebsdisposition fördern, während eine lebensbejahende Grundeinstellung auch die Bewältigung eventueller Krankheiten leichter macht.« Damit der »Mensch als Ganzheit, eben als Terrain« gesund bleibt, muß er Krankheitsursachen beachten wie: »Geistiges Fehlverhalten, falsche Lebenseinstellung, Angst, Sorge, Ungehorsam gegen die göttlichen Naturgesetze« und, abschließend: »Nach all dem liefert die Humoraldiagnostik einen beachtlichen Beitrag zur präventiven, ganzheitlichen Medizin. Um ihre Wirkung ganz entfalten zu können, bedarf sie aber dazu des Menschen, der das Leben als Aufgabe bejaht und zu meistern bereit ist.« Das würde auch unserem Bundeskanzler und Frau Süssmuth gefallen und hätte gut in die 21 Antworten auf Tschernobyl gepaßt, überlegte ich gerade, als ich zwei *esotera*-Seiten weiter endlich die Definition für »Karma« fand:

»Die Esoterik ruht in einem hierarchischen Weltbild, dessen Stufenleiter einem spirituellen Entwicklungsgedanken folgt und dessen Regulativ karmisch bedingt ist. (Als ›Karma‹ bezeichnet man die Summe der Konsequenzen des Handelns, Denkens und Fühlens eines Individuums in diesem oder einem vorangegangenen Leben.) Da gibt es keine Willkür. Das selbstverdiente Leid konnte zwar vielfach durch die Hand der Medizin gemildert werden, aber statt Pest, Cholera, Pocken, Aussatz und Kindersterblichkeit früherer Jahrhunderte haben wir nun Krebs, Herztod, Kreislaufschäden und Zivilisationskrankheiten, von der Bedrohung durch Umweltverschmutzung und radioaktive Verseuchung ganz abgesehen. Nicht das Karma, sondern die Art seines Zugriffs hat sich geändert.«
Aussatz und Kindersterblichkeit, Krebs und Herztod – nur Aids fehlte, doch dieser Strafe Gottes widmen sich ja bereits die katholische Kirche und die CSU zur Genüge –: Krankheit ist, »da gibt es keine Willkür!«, selbstverdientes Leid. Wie erklärt man das einem sechsjährigen, an Leukämie erkrankten Kind? Langsam, ganz langsam begann mir vor der knallharten Brutalität der sanften Verschwörung all dieser Heiler des Wassermann-Zeitalters zu gruseln, und ich kehrte zu Larry Dossey und seiner *Medizin von Raum und Zeit*, Vorwort von Fritjof Capra, zurück. Wenn ich diesen »Arzt aus Veranlagung und Leidenschaft« richtig verstanden habe, dann ist der Mensch, sind wir, die Menschheit, »zwischen Elektron und Milchstraße« angesiedelt. Wir sind nicht nur mit der von uns bevölkerten Erde innig verbunden, sondern auch mit dem fernsten Winkel des Kosmos. Kurzum: »wir sind das Universum«. Und so, wie der Apfelbaum Äpfel hervorbringt, so bringt das Universum Menschen hervor. Wir sind einfach eine, »wenn auch nur zeitweilige Zusammenballung des Universums, eine Frucht«. Genaugenommen aber »ist das Universum selbst das einzige Ereignis«, und die Vorstellung einer Ursächlichkeit stelle nur einen schwerfälligen Versuch dar, unterscheidbare Stadien eines Ereignisses miteinander zu verbinden. Zum Beispiel: »Mangel an Regen, Dürre, Hungersnot und Tod sind lediglich vier verschiedene Weisen, dasselbe Ereignis zu betrachten«, denn Mangel an Regen ist eben Tod – und man flickt alles nur »mit dem Leim der Ursächlichkeit« zusammen, wenn man womöglich Assoziationen zu verhungernden Menschen hat, die in Dürregebieten leben, weil Monokulturen der Reichen die Infrastrukturen ganzer Länder zerstört haben. Diese Assoziationen läßt unser Arzt aus Leidenschaft besser gar nicht zu, sondern er wiederholt:
»Das Universum selbst ist das einzige Ereignis. Dieses Ereignis hüllt uns alle ein – einschließlich unsere Geburt, unsere Gesundheit, unsere Krankheit, unser Tod *und* die von uns wahrgenommene Zeit. Wenn wir den Leim

der Ursächlichkeit entfernen, steht jedes der scheinbar aufeinander folgenden Lebensereignisse plötzlich für sich allein. Wenn wir sagen können, daß Regenmangel Tod *ist*, dann können wir analog dazu sagen: Geburt *ist* Tod, Gesundheit *ist* Tod, Krankheit *ist* Tod. Die moderne Zeitsicht unterstützt und bestätigt damit eine neue Sichtweise der Stadien unseres Lebens und der sie formenden Ereignisse.«

Im »Raum-Zeitmodell von Geburt, Leben, Gesundheit und Tod« wird die »Sehweise der modernen Physik« anschaulich-tabellarisch zusammengefaßt: »Da Gesundheit und Krankheit mit allen entfernten Geschehnissen im Universum verbunden und von ihnen abhängig sind, scheint die Bewertung solcher lokalen Ereignisse als ›positiv‹ oder ›negativ‹ nichts weiter als ein launenhaftes und willkürliches menschliches Urteil zu sein.« Da »die neue Sichtweise« den »Körper entmaterialisiert« hat, der »Körper also strenggenommen gar kein materielles Phänomen« ist, wird »die Länge des Lebens bedeutungslos, weil die Zeit gar kein linearer Fluß ist«. Folglich ist »der Tod kein endgültiges, absolutes Ereignis, denn er ist einem Körper zugeordnet, der sich auf alle anderen Körper erstreckt und dessen Materie nicht absolut ist.«

Tod ist Leben und Leben ist Tod, und in allem tanzt, vom Leim der Ursächlichkeit befreit, der »endlose und ununterbrochene Strom der Materie« seinen »Biotanz«. Folgerichtig – »alles ist lebendig« – ist der »Tod ein abstrakter Begriff« und kann damit »keine angemessene Aufgabe der Gesundheitspflege sein«. Leben ist Tod und Tod ist Leben, im Angesicht des Universums nämlich ist alles einerlei.

Ich spürte in mir und um mich herum den Biotanz der Elektronen, legte diese sanfte Version der neuen Medizin beiseite und nahm mir die härtere Variante vor, *Schicksal als Chance. Das Urwissen zur Vollkommenheit des Menschen*, von Thorwald Dethlefsen, einem Heiler, von der Natur zum Priester legitimiert, einem Initiierten sozusagen. Das Kapitel »Krankheit und Sündenfall« beginnt mit dem Satz: »Krankheit ist lediglich der mikrokosmische Nachvollzug des Sündenfalls«, und dann räumt der Heiler erst einmal mit einem alten Vorurteil auf: »Die Menschen meinen immer noch, daß Krankheit ein vermeidbares Mißgeschick ist. Man begreift nicht, daß Krankheit das kostbarste Gut der Menschheit ist, ja, sein Menschsein überhaupt erst ausmacht, da nur der Kranke heilbar ist. Die Krankheit macht den Menschen heiligungsfähig – doch dazu muß er sie durchwandern, nicht umgehen. So wie die Krankheit ein mikrokosmischer Sündenfall ist, muß Heilung auch immer ein mikrokosmischer Erlösungsprozeß sein. Der Kranke ist schuldig – im konkreten wie im metaphysischen Sinn ...«

Im Angesicht des Karma kann es selbstverständlich »niemals ein psychi-

sches oder somatisches Krankheitssymptom geben, dessen engere Ursachen in diesem Leben liegen«. Das Urproblem aller Kranken liegt nämlich in einem viel früheren Leben und ist, man höre und staune, die Macht. »Der Mensch erkrankt immer an der Macht.« An welcher Macht, überlegte ich, aber im Zeitalter des »harten Karmagesetzes« meint der Heiler wirklich das, was er schreibt: »Eine der häufigsten Formen in der heutigen Zeit, Macht auszuüben, ist die Krankheit«, da sie dem einzelnen »einen kritiklosen Freiraum für seine unbewußten Machtansprüche« garantiert: »Hier liegt der Grund, warum die Kranken in Wirklichkeit niemals ihre Krankheiten aufgeben möchten.«

Wenn Dethlefsens Weltbild repräsentativ ist für das Wassermann-Zeitalter, dann entpuppt sich die sanfte Verschwörung im Bereich der Medizin als eine bewußtseinsüberschreitende Variante der altbekannten sozialdarwinistischen Ideen. Der Gesunde, Starke treibt ein bißchen länger, reicher und besser im unendlichen Fluß des Lebens. Der Kranke, Schwache aber ist selbst daran schuld, wenn seine Moleküle ins Jenseits tanzen: »Es kommt auf den Menschen an, ob das Jenseits für ihn Himmel oder Hölle wird.« Und diejenigen, die wirklich die Macht in Händen haben, bekommen auch noch eine transzendentale Legitimation frei Haus, denn schließlich hat »hierarchisches Denken nichts mit Diktatur zu tun«: Das Gesetz des Karma fordert vielmehr vom einzelnen Menschen die Übernahme der vollen Verantwortung für sein Schicksal, es muß endlich Schluß damit sein, »die Schuld auf Gesellschaft, Krankheitserreger oder den bösen Zufall zu projizieren«, sondern wir müssen »ganz schlicht wieder die Schuld« bei uns selbst suchen. Schließlich ist Schicksal in seiner Ganzheit nur verständlich vor dem Hintergrund der Reinkarnation, und deshalb, allen Weltverbesserern sei es gesagt, ist es offenkundig, »daß nicht allen Menschen in diesem Leben die gleichen Startlöcher zugewiesen werden – und das ist ganz bestimmt nicht Schuld der Gesellschaft«. Nein, natürlich nicht, es ist unsere ganz individuelle Urschuld. Oben und Unten haben wir uns in der »Kette unserer Inkarnationen« selbst eingehandelt: »Dadurch entstehen ja gerade die Unterschiede in Intelligenz, Reife, Fähigkeiten und so weiter.«

In seinem zweiten Bestseller, *Krankheit als Weg*, befaßt sich Dethlefsen im Kapitel »Krebs (Malignome)« ebenfalls mit gottgegebenen, hierarchischen Strukturen, wobei er sich der klassischen Version der Ganzheitstheorie bedient, wie sie schon in den dreißiger Jahren ganze Bücher füllte. Danach ist der Mensch »Teil der Menschheit« – kürzer »des Staates« – und besteht selbst aus Organen, die wiederum aus Zellen bestehen. In dieser »Hierarchie« steht jede »individuelle Ganzheit (Zelle, Organ, Mensch) immer im Konflikt zwischen persönlichem Eigenleben und Unterordnung unter die

Interessen der nächst höheren Einheit«. Im Prinzip erwartet »jedes komplexe Gefüge (Menschheit, Staat, Organ)« von oben nach unten, daß »möglichst alle Teile sich der gemeinsamen Idee unterordnen und ihr dienen«. Das »große Werk« aber bedeutet »immer Opfer des Ichs im Tod des Egos«. Oder »in anderen Worten: Das Ich muß sterben, damit wir im Selbst wiedergeboren werden können«. Wir alle müssen begreifen, »daß das Wohl des Ganzen und unser Wohl das gleiche sind«, und damit wären wir alle endlich beim Krebs und beim Staat: »Jedes System verkraftet normalerweise das Austreten einiger weniger Mitglieder, ohne als Ganzes gefährdet zu sein. Doch gibt es einen Grenzwert, bei dessen Übertreten das Ganze in seiner Existenz gefährdet wird. So kann ein Staat einige Bürger verkraften, die nicht arbeiten, sich asozial verhalten oder gegen den Staat eingestellt sind«, und genauso ist es eben bei der Krebskrankheit. Eine ordentliche, brave Zelle, die bisher dem großen Ganzen gedient hat, »ändert plötzlich ihre Gesinnung und verläßt die gemeinsame Identifikation. Sie beginnt, eigene Ziele zu entwickeln und diese rücksichtslos zu verwirklichen.« In dieser renitenten Zelle entspricht der Zellkern dem Gehirn, und die Zellveränderung beim Krebs »entspricht der Überbetonung des egozentrischen Kopfdenkens, von dem auch unsere Zeit geprägt ist«. Der Krebs entzündet sich »letztlich an der Polarisierung ›Ich oder die Gemeinschaft‹«, und »die Menschen haben Krebs, weil sie Krebs sind«.

Was mag in einem Krebskranken vorgehen, der so etwas liest? Doch was sollen überhaupt noch Fragen in diesem menschenverachtenden Biotanz der ewig fließenden Materie! Eine geradezu irdisch-banale Frage läßt mich trotzdem nicht mehr los, seit ich im Intercity die hübsche Geschichte vom Herzinfarkt im Jahre 2000 gelesen habe: Ob es in der schönen, neuen Welt der Wassermänner und -frauen, in der Harmonie des Irrsinns, wenn im Angesicht des Universums alles eins ist, oben und unten, arm und reich, mächtig und ohnmächtig, satt und hungrig, tot und lebendig, ob es dann wieder saubere Luft und kristallklare, von Fischen durchwimmelte Seen zwischen blumenübersäten Wiesen geben wird? – Eines aber dürfte wahrscheinlich sein: Wir »Weltverbesserer«, die wir »von den anderen fordern«, was »zu leisten« wir »selber zu bequem sind«, wir Störenfriede des großen Ganzen, wir chronisch Kranke und Behinderte, wir Alte, Asoziale und Arbeitslose, wir alle werden in einem New Age voller Heiler, die das »Urwissen zur Vollkommenheit des Menschen« verkünden, keinen Platz mehr haben.

MAX HORKHEIMER

Gesammelte Schriften in achtzehn Bänden

Herausgegeben von Alfred Schmidt und Gunzelin Schmid Noerr

NEU

Band 5: Dialektik der Aufklärung und Schriften 1940 - 1950
462 Seiten. Leinen
DM 68,–
und als Fischer Taschenbuch
Bd. 7379 DM 24,80
Die von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno gemeinsam verfaßte *Dialektik der Aufklärung* ist der wichtigste Text der Kritischen Theorie und zugleich eines der klassischen Werke der Philosophie des 20. Jahrhunderts.

NEU

Band 9: Nachgelassene Schriften 1914 - 1931
494 Seiten. Leinen
DM 68,–
und als Fischer Taschenbuch
Bd. 7383 DM 24,80
In den Jahren nach seiner Habilitation lehrte Horkheimer als Privatdozent an der Universität Frankfurt. Aus dieser Zeit sind mehrere von Horkheimer vefaßte Vorlesungstexte erhalten, umfangreiche, noch unpublizierte Typoskripte.

BEREITS ERSCHIENEN:

Band 7: Vorträge und Aufzeichnungen 1949 - 1973. DM 56,–
und als Fischer Taschenbuch
Bd. 7381 DM 24,80
Band 8: Vorträge und Aufzeichnungen 1949 - 1973. DM 56,–
und als Fischer Taschenbuch
Bd. 7382 DM 24,80
Band 12: Nachgelassene Schriften 1931 - 1949. DM 64,–
und als Fischer Taschenbuch
Bd. 7355 DM 26,80

FORTSETZUNG DER EDITION:

Im Herbst 1987 erscheinen:
Band 2: Philosophische Frühschriften
Band 11: Nachgelassene Schriften 1914 - 1931

S. FISCHER

Jörg Bopp
Die Tyrannei des Körpers

»Gesundheit« ist wieder einmal zum Schlachtruf geworden, mit dem sich verschiedene politische, soziale, kulturelle und religiöse Lager bekämpfen. Dabei sind die Grenzen zwischen scheinbaren und wirklichen Gegensätzen oft schwer erkennbar oder gar verwischt. Perfektionierung der Medizin, Idealisierung von Jugendlichkeit durch die Werbung, privatwirtschaftliche Profitsucht, amerikanisches Fitness-Pathos, alternative Zivilisationskritik, reaktionäre Kreuzzugsträume, sexueller Puritanismus, technokratische Allmachtsphantasien, religiöser Bekehrungseifer, Kampf der Arbeiterbewegung um erträgliche Arbeitsbedingungen – es ist ein ebenso widersprüchliches wie schillerndes Gemisch von Interessen, das sich der Sorge um die Gesundheit angenommen hat.

Kämpfe um politische Macht und kulturelle Hegemonie vollziehen sich heute auch als semantische Auseinandersetzungen, d. h. als Streit um die Besetzung, Behauptung und Enteignung von Leitbegriffen. Je unterschiedlichere Interessen denselben Begriff für sich beanspruchen, desto konturloser wird er und desto besser eignet er sich für Täuschungsmanöver, weil dem jeweiligen Gegner eingeflüstert werden kann, es gehe schließlich um »die gemeinsame Sache«. In dem semantischen Tauziehen hat »Gesundheit« eine Schlüsselrolle eingenommen.

So unterschiedlich die Anschauungen über die Gesundheit und die Mittel, sie zu erhalten, sind, so verschieden sind auch die Bedrohungsvorstellungen, die den Hintergrund bilden. Sie verdichten sich jeweils in Krankheitsbildern. Auch sie enthalten heute eine Fülle von verdeckten Gemeinsamkeiten und scheinbaren Gegensätzen. Es ist deshalb notwendig, den Nebel zu lichten, der über der gegenwärtigen Gesundheitsdebatte liegt, und die Mythen greifbar zu machen, die die Kontroversen unbemerkt steuern.

1. Rückblenden

Die Verbindung von Gesundheit und Krankheit mit Lohn und Strafe, Gnade und Gericht der Götter ist ein altes Zentralthema der Religionen und bestimmt bis zur Gegenwart untergründig die Phantasie der Völker. Der Prophet Jeremia übermittelt dem Volk Israel die Verheißung Jahwes: »Ich will sie reinigen von aller Missetat, mit der sie wider mich gesündigt haben; ich will sie heilen und gesund machen.«[1] Und der Prophet Hesekiel überbringt dem Volk die göttliche Drohung: »Weh über alle Greuel der Bosheit im Hause Israel, darum sie durch Schwert, Hunger und Pestilenz fallen müssen.«[2]

Als sich im Mittelalter die Lepra im Abendland ausbreitete, tröstete ein kirchliches Liturgiebuch den Leprösen: »Mein Freund, es gefällt unserem Herrn, daß du von dieser Krankheit befallen bist, und unser Herr läßt dir eine große Gnade zuteil werden, wenn er dich strafen will für Böses, das du in dieser Welt getan hast.«[3] Seit je haben strenge Geister Seuchen, Krieg und Sittenverfall zum Anlaß für »Bußepidemien«[4] genommen, die in körperlichen Strafphantasien schwelgten und dem reuigen Sünder den Lohn der Gesundheit verhießen.

Die protestantischen Erweckungsbewegungen Englands und Deutschlands rückten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts den Kampf gegen Sittenverfall und Gefährdung der Gesundheit durch Industrialisierung und Französische Revolution ins Zentrum ihrer religiösen Anstrengungen.[5]

Im 19. Jahrhundert entstand in Deutschland die »Lebensreformbewegung« und verbreitete sich rasch. Sie versuchte, der fortschreitenden Gesundheitsgefährdung durch Zivilisationsschäden entgegenzuwirken. Es wurde die Rückkehr zu den »echten Lebenskräften«[6] gefordert und praktiziert: durch Vegetarismus, Sport, Nudismus, Alkoholabstinenz, Naturheilkunde, Gartenstädte. Die Industriestädte gerieten in den Ruf, Brutstätten der Unmoral und Krankheit zu sein. Die Lebensreformer mißtrauten der Wissenschaft und hielten die unvoreingenommene Erfahrung und das freie Gefühl für den Weg zum gesunden Leben. Von den Lebensreformern führt der Weg zum Aufbruch der Jugendbewegung um die Jahrhundertwende. Ihre Anhänger versuchten, die Konventionen abzustreifen, natürlich zu leben und den Körper wiederzuentdecken. Dieser Lebensstil war Bestandteil der Schaffung eines neuen Deutschland, das frei von Heuchelei und Dekadenz sein, in Natürlichkeit und Kameradschaftlichkeit seinen vitalen Ausdruck finden sollte.[7] Die Jugendbewegung erzog einen Menschentypus, der schließlich ebenso gesund wie verblendet in den Ersten Weltkrieg gelockt wurde, um auf seinen Schlachtfeldern zerschossen zu werden.

Die historischen Schlaglichter zeigen, wie eng das Thema »Gesundheit« mit der Auseinandersetzung um die Emanzipationsprozesse und die wissenschaftlich-technischen Innovationsschübe der Neuzeit verflochten ist. In der gegenwärtigen Debatte finden sich jene Konflikte wieder.

2. Vom sexuellen zum organischen Körper

Auch die Links-Alternativen haben die Gesundheit und den Körper für sich entdeckt. Gegenüber dem Ende der sechziger Jahre ist es zu folgenreichen Veränderungen der Perspektive gekommen. Die Studentenrevolte kritisierte die triebfeindliche Dressur des Körpers, seine Abrichtung für den Produktionsprozeß und seine Vermarktung durch die Konsumgüterindustrie. Es war ein Kampf gegen die »schwarze Pädagogik«[8] mit ihrer Sexualfeindlichkeit, die viele Rebellen erlitten hatten. Das Thema »Gesundheit« wurde nur am Rande erwähnt. Oft galt es geradezu als Ideal, ungesund zu leben, d.h. befreit von den Zwängen einer auf Sauberkeit, Fitness und Ordnung festgelegten Gesellschaft. Die Hoffnungen der studentischen Rebellen galten einem Körper, der sich aus den Fesseln der sexuellen »Repression« löste und eine neue sinnliche Sensibilität wagte. Daß ein triebbefreiter Körper nicht nur Träger von sexueller Lust, sondern auch von Aggressivität ist, erzeugte bei den Revoltierenden damals erhebliche Angst und wurde kaum gedanklich verarbeitet.[9]

Auf dem Kongreß »Dialektik der Befreiung«, der vom 15. bis 30. Juli 1967 stattfand, hatte Herbert Marcuse als Ziel der internationalen Jugendrevolte verkündet: das »Hervortreten eines neuen Menschentyps mit vitalen, biologischen Antrieben in Richtung auf Freiheit«.[10] Er forderte die »Einheit von moralisch-sexueller und politischer Rebellion«.[11] Die Körperdiskussion wurde in den Zusammenhang eines sozialutopischen Messianismus gerückt.

Die neuen sozialen Bewegungen der achtziger Jahre gehen von anderen Erfahrungen aus. Sie erleben, daß durch Umweltzerstörung und atomare Bedrohung ihnen die destruktiven Energien der modernen Zivilisation im direkten Wortsinn unerhört dicht »auf den Leib gerückt« sind. Durch Vergiftung der Nahrung, Verpestung der Luft, Verseuchung des Bodens, drohende atomare Verstrahlung gewinnt die Gefährdung durch die Gesellschaft eine außerordentliche Handgreiflichkeit. Damit erhält die Gesellschaftskritik eine Anschaulichkeit, nach der sich die Studentenbewegung vergeblich gesehnt hatte. Während 1968 große Teile der Bevölkerung dem studentischen Hinweis auf ihre »Entfremdung« mit Kopfschütteln begeg-

neten, ist für sie die Umweltzerstörung jetzt sinnlich erfahrbar. Die Bürger finden an ihren Ferienstränden den Schmutz und die Gifte wieder, die sie selbst in die Abgüsse geschüttet haben.
Da für die Links-Alternativen der Schutz der körperlichen Integrität zugleich eine Auflehnung gegen die Destruktivität der Gesellschaft ist, haben bei ihnen die Leitbegriffe »Gesundheit« und »Umweltzerstörung« einen Teil jener sozialkritischen Energien aufgesogen, die 1968 mit den Begriffen »Emanzipation« und »Repression« verbunden waren. Gegenwärtig vollzieht sich eine Naturalisierung der Emanzipationsdebatte. Die subversive Kraft, die für die Studentenbewegung von den sozialen Utopien ausging, erzeugen heute ökologische und atomare Apokalypsen, d. h. Szenarien des drohenden Untergangs.
Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht bei den Links-Alternativen nicht mehr der triebbefreite Körper, sondern der geschützte organische Körper. Die Gesundheitsdebatte dreht sich um die Intaktheit der Lunge und des Erbguts, die Stabilität des Kreislaufs, die Reinheit der Haut, die Funktionstüchtigkeit der inneren Organe. Der sozio-kulturelle Gesundheitsbegriff von 1968 – der triebbefreite Körper als Träger von Rebellion – wird von einem biologischen abgelöst: der Körper als behüteter Mikrokosmos. Damit wird das Ziel der Triebbefreiung natürlich nicht einfach aufgegeben; es ist nur nicht mehr so emphatisch mit dem Verständnis von Körper und Gesundheit verbunden.
Es wäre allerdings Schönfärberei, die alternativen Gesundheitsvorstellungen nur mit der Auseinandersetzung um atomares Wettrüsten und Umweltzerstörung zu verbinden. Wenn in den ausdrücklichen Selbstformulierungen auch jene Erfahrungen in den Vordergrund gerückt werden, so weichen die gelebten Selbstdarstellungen doch erheblich davon ab. Amerikanische Fitness-Träume und das Werbungsideal der Jugendlichkeit nehmen ebenso Einfluß. Dadurch droht eine ständige Verwässerung des theoretisch begründeten sozialkritischen Gehalts von »Gesundheit«. Und es wird noch zu zeigen sein, inwieweit sich auch technokratische Allmachtsphantasien, triebfeindlicher Puritanismus und rigider Bekehrungseifer den Mantel gesundheitlich-ökologischer Verantwortung angelegt haben. Das alternative Gesundheitsverständnis bewegt sich auf restaurativem Treibsand.
Die gegenwärtige Naturalisierung der Emanzipationsdebatte drückt sich auch darin aus, daß die Sozial- und Politikwissenschaften ihre kritische Vorreiterrolle von 1968 verloren haben. Es sind jetzt mehr und mehr Naturwissenschaftler, also Mediziner, Biologen, Chemiker, Physiker und Informatiker, die mit ihren Informationen und Analysen den Diskurs über die Destruktivität der Gesellschaft beeinflussen.

Das zunehmende kritische Engagement von Medizinern etwa ist aus der Einsicht entstanden, daß angesichts von atomaren und ökologischen Katastrophen die Medizin weder Gesundheit des Körpers noch Schutz vor dem Tod gewährleisten kann. In ihrem Aufbegehren drückt sich die Krise ihres Fachs aus, dem die Sorge um die Gesundheit entgleitet. Es wächst die Anzahl der Ärzte, die zum Schutz des Lebens Maßnahmen für notwendig halten, die den bisherigen Rahmen ihrer Tätigkeit weit übersteigen: direkte Einflußnahme auf die öffentliche Meinung, politische Aktionen, Handlungen zivilen Ungehorsams.

3. Der Krieg im Frieden

Der Terminus »Umweltzerstörung« wäre irreführend, wenn er nahelegen würde, daß die moderne Zivilisation einen Feldzug gegen die Natur führt. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte das so aussehen; tatsächlich geht es aber um die Vernichtung der menschlichen Biosphäre, die nur ein Teil der Natur ist. Die Natur als Gesamtheit wird jede Umweltvergiftung überleben. Ihre Evolution kann höchstens gehemmt oder verändert, nicht aber ausgelöscht werden. Nicht die Evolution steht auf dem Spiel, sondern die menschliche Gattung als ein Teil der Evolution. Die Umweltzerstörung ist als Zersetzung der menschlichen Biosphäre ein Feldzug der Menschen gegeneinander. Sie ist ein »Krieg im Frieden« (Franco Basaglia)[12], den die menschliche Gattung unter dem Kommando der ökonomischen und politischen Eliten gegen sich selbst führt.

Neben den spektakulären Katastrophen von Seveso, Bhopal und Tschernobyl vollzieht sich der ständige schleichende Angriff auf den Körper, inmitten von Wohlstand und wirtschaftlichem Wachstum. Vor glitzernden Fassaden nehmen die Subjekte die selbstproduzierten Gifte in sich auf, gut gekleidet und geschmackvoll eingerichtet, arbeitsam und anständig oder faul und dekadent, beim Besuch von Fitness-Zentren und beim Joggen.

Der Einsatz für die Gesundheit ist in einer Sackgasse. Auf der einen Seite wird der Bevölkerung ständig eingeredet und redet sie sich selbst ein, jeder könne durch individuelle Vorsorge seine Gesundheit erhalten. Auf der anderen Seite erlebt sie, daß ihre körperliche Unversehrtheit durch globale Katastrophen, denen sie wehrlos ausgeliefert ist, jederzeit ein Ende haben kann. Der Krieg im Frieden kann jeden, ohne eigenes Zutun, zum Opfer machen.

Deshalb leben Individuen und Gesellschaften in einer schroffen Gefühlsambivalenz. Einerseits schwelgen sie im Gefühl der Allmacht über ihren Kör-

per; andererseits wird ihnen die Ohnmacht der Gesundheitssicherung täglich vor Augen geführt. Sie werden zu Anstrengungen angestachelt, deren Erfolg zugleich individuell versichert und kollektiv widerlegt wird. Die Propaganda für die Machbarkeit der Gesundheit enthüllt sich als ein wirkungsloses Beruhigungsmittel jener, die die globalen Katastrophen in Gang setzen.
Viele Gesellschaftsmitglieder halten die zugespitzte Ambivalenz seelisch und gedanklich nicht aus. Sie entlasten sich durch eine Mythisierung ihrer Welterfahrung, indem sie die Zivilisation zu einer launischen Naturgottheit stilisieren, deren Gefühlsschwankungen jeder Sterbliche hilflos ausgeliefert sei. An die künstliche Menschenwelt werden Affekte und Phantasien geheftet, die aus archaischen Naturreligionen stammen: Gefühle von Ehrfurcht und Ergebung, Bilder von Unberechenbarkeit, Grausamkeit und Willkür. Die Verbindung von gewaltiger, hochgezüchteter wissenschaftlich-technischer Verfügungsmacht mit archaischen Weltbildern von menschlicher Ohnmacht ist eines der großen Hindernisse für einen nüchternen Diskurs über den Schutz der Gesundheit und die Steuerung des Gesellschaftsprozesses.

4. Sauberkeit und Schmutz

In der unübersichtlichen Vielfalt der Gruppen, die »Gesundheit« auf ihre Fahnen geschrieben haben, fallen zwei Typen auf, die miteinander im Widerstreit liegen. Der eine Typ findet sich hauptsächlich auf der politischen Rechten; er führt vor allem den Kampf um die geistig-moralische Gesundheit der Anderen; die Zerstörung der Umwelt und der kollektiven körperlichen Gesundheit stört ihn wenig. Der andere Typ ist bevorzugt bei den Links-Alternativen angesiedelt; er engagiert sich gegen die Umweltvernichtung und für den Schutz der körperlichen Gesundheit aller; die Rede von der geistig-moralischen Gesundheit ist ihm ein Greuel.
Den ersten Typus verkörpert mit karikaturhafter Deutlichkeit der bayerische Staatssekretär Peter Gauweiler. Seine ebenso grobschlächtigen wie hilflosen Forderungen zum Schutz der Bevölkerung vor Aids zeigen unfreiwillig, daß es ihm eigentlich um etwas Anderes geht, nämlich darum, die Vorsorge vor der Epidemie zum Anlaß zu nehmen, »in dieser bürgerlichen Dekadenzphase, in der wir leben«[13], einen Law-and-Order-Kreuzzug gegen sexuelle Liberalisierung zu fordern. Aids erscheint ihm als Folge von und verdiente Strafe für sittlichen Verfall. Eine ungezwungene, aufgeklärte Gesellschaft ist für ihn der fortgesetzte sittliche Super-GAU.

Die politische Rechte, die 1982 die Bonner Regierungsmacht mit dem Anspruch auf »geistig-moralische Führung« antrat – und sich als Meister in der pausenlosen Produktion von dreisten Skandalen hervortat –, interessiert sich mehr für Anständigkeit als für Gesundheit. Dabei weicht die rhetorische Selbstdarstellung von der eigenen Lebenspraxis oft genug ab. Die rechten Saubermänner fordern mehr Achtung vor der Ehe, größere Bereitschaft zum Kinderhaben (ohne daß in der Bevölkerung die Rate der Ehescheidungen gesunken und die der Geburten gestiegen wäre). Sie wenden sich gegen Kritik und vertreten einen aggressiven Zukunftsoptimismus. Sie werben für Leistung und Achtung vor Autoritäten, für die »Entsorgung der Vergangenheit« (Jürgen Habermas). Sie wenden sich gegen eine triebfreundliche Sexualmoral und inszenieren die alte Obsession der Rechten, daß Freiheit die Menschen verderbe. Sie sind geblendet von technischem Fortschritt und wirtschaftlichem Wachstum. »Statt der Norm der Gesundheit verkünden sie die Gesundheit aller wachstumsfördernden Normen.«[14]

Die rechten Weißwäscher, die sich über eine Nacktszene im Fernsehen mehr aufregen als über die Vergiftung des Rheins, preisen ein Gebräu an aus moralischem Spießbürgertum, kindlicher technologischer Maßlosigkeit und ökologischer Bewußtseinstrübung. Körperliche Gesundheit als öffentliches Gut interessiert sie höchstens als Wahlschlager, als Waffe gegen Sittenfäulnis und als Maßnahme, um Kostendämpfung im Gesundheitswesen zu erreichen. Für sie ist Gesundheit nicht wertvoll, sondern teuer. Sie fordern eine »natürliche« Moral und dulden die Zerstörung der Natur. Das alles wird oft von Gestalten vertreten, die von stiernackig-speckiger Unverwüstlichkeit derart unappetitlich strotzen, daß dem Betrachter schon die Silberlocke des Staatsoberhauptes einen ästhetischen Hochgenuß bereitet. Jene Verfettung der Politik verkörpert die Sehnsucht nach einer schmalzigen politischen Kultur, in der sich sinnliches Biedermeier mit der Lust an den funkelnden Ordnungswüsten zubetonierter Landschaften verbindet.

Das Pathos der Weißmacher, die auch so viel mit ihren eigenen Westen beschäftigt sind, ist natürlich ein Täuschungsmanöver. Wo Krankheit der Sittenlosigkeit zugerechnet wird, kann man natürlich davon ablenken, daß sie häufig Folge von ungleichen Besitz- und unerträglichen Arbeitsverhältnissen ist, daß sie der Tribut ist, den Viele für die Wachstumsgesellschaft zahlen müssen. Darin zeigt sich die alte Taktik, mit der die Machthaber das Volk blenden wollen, indem sie ihm vorpredigen, Anstand sei wichtiger als Brot und Vitalität, Ordnung wertvoller als Mündigkeit, ein Platz im Himmel kostbarer als ein weiches Bett auf der Erde.

»Gesundheit« heißt für den Typus auf der politischen Rechten »sittliche Reinheit«. Daß sich diese Sauberkeitswut so wenig an der verschmutzten

Umwelt stört, ist sozialpsychologisch zu erklären. Es zeigen sich hier die seelischen Abwehrmechanismen der Verdrängung und der Projektion.[15] Eigene Wünsche nach einem Leben in moralischem »Schmutz« werden aus der öffentlichen Selbstdarstellung und bei den asketischen Vertretern auch aus dem Bewußtsein verdrängt und auf die Umwelt übertragen. Die Natur wird zur Spielwiese für den unterdrückten »inneren Schweinehund«. In der Gleichgültigkeit gegenüber der Vergiftung der menschlichen Biosphäre lebt sich die versteckte Verachtung jener Tugendhaftigkeit aus, die die scheinheiligen Ordnungsfanatiker dem Publikum aufdrücken wollen.

Der Gegentypus bei den Links-Alternativen bevorzugt gerade jene Lebenshaltungen, die den Reaktionären als krank und schmutzig gelten. Vorstellungen von Reinheit und Sauberkeit verbinden sie mit den Flüssen, der Luft und den Nahrungsmitteln, nicht mit Geschlechterbeziehungen und politischer Kultur. Sie wollen den Dreck in der deutschen Geschichte offenlegen. Smog macht ihnen bewußte Angst, nicht Dekadenz. Sie verstehen »Gesundheit« als körperliches Wohlbefinden aller, Krankheit nicht als Folge von Unbotmäßigkeit, sondern als Ergebnis von schlechten Arbeitsbedingungen und Raubbau an der Umwelt.

Das Pathos und die Härte, mit welchen der links-alternative Typus sein Gesundheitsverständnis vertritt, fordern jedoch ebenfalls die sozialpsychologische Frage heraus, ob bei ihm Abwehrmechanismen die Hand im Spiel haben. Auch hier wirken Verdrängung und Projektion, wenn auch von ganz anderen Impulsen.

Sigmund Freud hat den konservativen Charakter des menschlichen Gewissens mit beunruhigender Nüchternheit beschrieben: »Es wird zum Träger der Tradition, all der zeitbeständigen Wertungen, die sich auf diesem Wege [sc. der Erziehung] über Generationen fortgepflanzt haben ... Die Menschheit lebt nie ganz in der Gegenwart, in den Ideologien des Über-Ichs lebt die Vergangenheit, die Tradition der Rasse und des Volkes fort, die den Einflüssen der Gegenwart, neuen Veränderungen nur langsam weicht.«[16] Die rechten Sauberkeitsfeldzüge, welche die Liberalisierungsschübe der letzten zwanzig Jahre rückgängig machen wollen, sind ein handgreiflicher Beweis für Freuds Anschauung.

Aber auch die Alternativen müssen sich mit durch Erziehung und Konvention eingeschliffenen Neigungen – seien sie nun bewußt oder unbewußt – zu sexueller Rigidität, Gehorsam, Einfügung in vorgestanzte soziale Rollen, mit der Bindung an ein strenges Gewissen, das Sauberkeit und Normalität einfordert, auseinandersetzen. So geraten sie in einen scharfen Konflikt zwischen den untergründigen konservativen Seiten ihres Über-Ichs und den aufsässigen und zwanglosen Lebensidealen, die sie öffentlich proklamieren

und teilweise auch praktizieren. Um diese Spannung bewältigen zu können, greifen viele zu Verdrängung und Projektion.
Im Kampf für eine makellose Natur leben sich die verpönten Neigungen nach moralischer Rigidität aus. Die gesunde Biosphäre, die sie phantasieren, wird zum entlastenden Stellvertreter für den eigenen triebfeindlichen und autoritären inneren Sittenwächter und für die unbewußte Verachtung jener Libertinage und Respektlosigkeit, die man öffentlich als alternatives Lebensideal verkündet. Projiziert der rechte Typus seine Triebhaftigkeit auf eine verschmutzte Natur, so der links-alternative Typus sein triebfeindliches Gewissen auf eine als sauber phantasierte Umwelt und auf die erstrebte Gesundheit aller.

5. Angst vor der Seele

In der Bundesrepublik hat sich in wenigen Jahren eine große Öffentlichkeit gebildet, die sich mit Umweltzerstörung und Gesundheitsschutz beschäftigt. Für die Auseinandersetzung mit den seelischen Schäden, die die moderne Vergesellschaftung verursacht, und mit den Möglichkeiten ihrer angemessenen Therapie sucht man solche Öffentlichkeit vergeblich. Der Psychoboom ist die Domäne von aufgeklärten Gebildeten. Nur eine kämpferische Minderheit engagiert sich für die Psychiatrie-Reform. Die Bevölkerung insgesamt interessiert sich mehr für sauren Regen als für Alkoholismus, mehr für Abgase als für Depressionen, mehr für biodynamische Ernährung als für psychiatrisch-psychotherapeutische Versorgung. Die Versuche von Gruppen aus den liberalen Mittelschichten, in den siebziger Jahren eine große Debatte über die seelischen Erkrankungen der Bevölkerung in Gang zu bringen, haben nicht den gewünschten Erfolg gehabt, obwohl die Untersuchungsergebnisse der Psychiatrie-Enquête alarmierend waren.[17] Jede Stellungnahme des Freiburger Öko-Instituts z. B. findet heute ungleich mehr Aufmerksamkeit als Veröffentlichungen über das massenhafte seelische Elend.
Was Ursache psychischer Krankheiten ist und wie sie angemessen behandelt werden könnten, überläßt die Öffentlichkeit weitgehend den Experten. Viele würden sich jedoch dagegen wehren, wenn von ihnen verlangt würde, die Sorge um den Schutz der Umwelt und die Erhaltung des Friedens ebenfalls den Experten zu überlassen. Ein Politiker, der für Ökologie und Raketen so wenig Interesse bekunden würde wie für seelische Störungen, geriete rasch in das Feuer der Kritik. Die gegenwärtige Debatte über die Gesundheit ist weitgehend biologistisch, weil sie die Beschäftigung mit

Neurosen und Psychosen an den Rand drückt. Das klassische Ideal »mens sana in corpore sano« ist dem neuen unbewußten Ideal gewichen: »eine kranke Seele in einem gesunden Körper«.
Michel Foucault[18] und Klaus Dörner[19] haben dargestellt, daß große Teile der abendländischen Gesellschaft seit Jahrhunderten Angst vor der seelischen Abweichung haben und deshalb einer ebenso furchtlosen wie einfühlsamen Auseinandersetzung mit Wahnsinn und Verrücktheit aus dem Weg gehen. Sie betreiben den »Ausschluß« (Franco Basaglia) und nicht die Integration der seelisch Kranken in die Gesellschaft. Nach der Philosophie »wo gehobelt wird, da fallen Späne« halten viele die Erschütterungen im Seelenleben für ein unvermeidliches Abfallprodukt der Wohlstandsgesellschaft und des technischen Fortschritts oder für eine Folge des Werteverfalls. Die politische Rechte verkündet, wer moralisch gesund sei, bleibe auch seelisch normal. Die Pathologie der Normalität feiert ihren Triumph. Und es besteht die Gefahr, daß diese rauhbeinige Verleumdung der psychischen Wunden unter der Devise »Gesundheit« sich in die liberalen Mittelschichten einschleicht.
Diese kollektive Verleumdung unter einem scheinbar vernünftigen Leitmotiv – die Psychoanalyse nennt das den Abwehrmechanismus der Rationalisierung – beweist, welche tiefe Beunruhigung die menschliche Gefühlswelt bei Individuen und Gesellschaften erzeugt. Die durchwühlte Vielfalt und Gegensätzlichkeit des Seelenlebens, die durchlässige Grenze zwischen Normalität und Anomalität, zwischen Wahn und Besonnenheit, die schroffen Gefühlsambivalenzen, das konflikthafte Gegeneinander von Liebeswünschen und Zerstörungsbedürfnissen, von Selbsthaß und Selbstachtung, die untergründige Faszination durch die Verrücktheit und die panische Furcht vor der psychotischen Einsamkeit – das hat die Subjekte und die Ordnungshüter seit je verwirrt. Und der untergründige Protestcharakter der seelischen Krankheitssymptome, den das Sozialistische Patientenkollektiv Heidelberg gegen massive äußere Widerstände behauptete[20], hat oft eher Rachebedürfnisse als Verständnis herausgefordert; denn diese Dynamik des verdeckten Aufstandes galt als bedrohlich.
Viele verkraften eher eine Gefährdung von Außen als eine Erschütterung aus der seelischen Innenwelt. Geblendet durch eine sich als allmächtig aufblähende naturwissenschaftliche Medizin, glauben sie, es sei erträglicher, mit Stoffwechselprozessen umzugehen als mit Leidenschaften. Es ist in der Tat auch eher möglich, ein Ernährungsprogramm zu verändern als die Strukturen der Gefühlswelt. Über eigene körperliche Krankheiten kann man öffentlich reden, während das Sprechen über eigene seelische Störungen für viele Menschen schambesetzt bleibt. Deshalb sind sie froh, wenn sie

sich aus dem unsicheren Gelände einer Auseinandersetzung mit ihrer Innenwelt an die festen Gestade von Gesundheitsstrategien retten können.
Es gibt Anzeichen dafür, daß selbst Angehörige der psychosozialen Berufe unter dem Motto »Gesundheitsfürsorge« in den Sog geraten, die seelische Konflikthaftigkeit zu vereinfachen oder gar zu leugnen. Es ist kein Zufall, daß in der Zunft die Sympathie für »Körpertherapien«[21] wächst. Das hat seinen Grund nicht nur in oberflächlichen Menschenbildern, welche die kindliche Sehnsucht nach einfachen Lösungen befriedigen, sondern auch in einem Dilemma, das durch gesellschaftliche Probleme aufgezwungen wird.
Die psychosozialen Helfer müssen immer deutlicher erfahren, daß ihre Patienten und Klienten Ängste ausdrücken, die therapeutisch nach den klassischen Schemata nicht mehr zu bearbeiten sind, weil sie nicht Ausdruck individueller Störungen, sondern Reaktion auf makrosoziale Bedrohungen sind. Wer therapeutisch mit Jugendlichen arbeitet, stellt zunehmend fest, daß die Ängste vor Umweltkatastrophen, elektronischer Überwachung, Atomkrieg und Arbeitslosigkeit so stark werden wie die Ängste, die aus unbewältigten individuellen Konflikten herrühren, ob es sich nun um die Verselbständigung gegenüber den Eltern, Verlust von Partnern oder den Umgang mit den eigenen Trieben handelt. Umgekehrt läßt sich die Entwicklung eines neuen Krankheitssyndroms beobachten, das unter Berufung auf die persönlichen Schwierigkeiten die gesamtgesellschaftlichen Bedrohungen verleugnet. So wächst die Einsicht in den psychosozialen Berufen, daß neue Methoden der Konfliktbearbeitung notwendig werden.
Jene Helfer werden von wachsenden Gefühlen eigener Ohnmacht und Ratlosigkeit bedrängt. Das erzeugt Kränkung und Angst, die seelisch bewältigt werden muß. Während eine Gruppe die Einbeziehung der globalen Ängste in die Therapie, eine sozialkritische öffentliche Debatte und politisches Engagement versucht, neigt eine andere Gruppe dazu, auf solche aufreibenden Versuche zu verzichten und die Therapie mit übersichtlichen Programmen von »Körperarbeit« und Gesundheitsfürsorge zu imprägnieren, um wieder Sicherheit zu erfahren. Der Preis für die Sicherheit ist die Neigung zu einer sozialkonformistischen Psychotherapie.
In der ersten Gruppe weiß heute allerdings niemand, wie die Auseinandersetzung um die Zivilisationsängste mit der Bearbeitung der Störungen, die aus der individuellen Lebensgeschichte stammen, methodisch diszipliniert und krankheitstheoretisch fundiert verklammert werden könnte. Horst-Eberhard Richter erklärt emphatisch: »Mir ist wichtig, daß meine Patienten nie aus dem Blick verlieren, in welchem Maße die innere Geschichte und die innere Aktualität verwoben sind mit gesellschaftlichen Vorgängen.«[22] *Wie* das allerdings geschehen kann, bleibt bei ihm im Dunkeln.

Die sozialkritisch engagierten Therapeuten stehen heute vor derselben Schwierigkeit, in welche die Antipsychiatrie der siebziger Jahre geraten war: Sie suchen nach einem politischen Krankheitsverständnis und nach einer an ihm orientierten Methodologie des therapeutischen Vorgehens, ohne die sichere Aussicht zu haben, beides bald zu finden.[23] Wie damals die Antipsychiater sind heute die Therapeuten mit makrosozialer Perspektive auf tastende Versuche in unsicherem Gelände angewiesen.

6. Der Fetisch »natürliches Leben«

Wo heute über die Gesundheit gestritten wird, stellt sich alsbald die quallige Botschaft vom New Age ein. Einer ihrer Propheten, Fritjof Capra, fordert zum Schutz der menschlichen Biosphäre ein »ganzheitliches Weltbild«, das »die grundlegende Vernetzung und wechselseitige Abhängigkeit aller Phänomene und die Eingebundenheit des einzelnen Menschen sowie der Gesellschaft in die zyklischen Vorgänge der Natur«[24] erkennt und daraus praktische Folgerungen zieht. »Natur« wird in dieser vernetzungsfreudigen Phantasie zum Inbegriff für die Rückkehr vom Verdrängten zum Lebendigen, vom Entfremdeten zum Eigenen, vom Kranken zum Gesunden; sie wird zum heilsamen Unruhestifter in einer destruktiven Zivilisation. Die Natur erhält die Züge einer freundlichen Muttergottheit.
Capras Formel von der »Eingebundenheit in die zyklischen Vorgänge der Natur« klingt beruhigend und erbaulich, solange damit Bilder von Saat und Ernte, Wachstum und Reifung, Werden und Vergehen assoziiert werden. Es wird die Utopie beschworen, das Verhältnis der Menschen zur Natur könne ein unaufhörliches Erntedankfest werden. Jene Vorstellung verliert aber ihren sanften Glanz, wenn sich der Betrachter den nüchternen Einsichten der Evolutionstheorie von Charles Darwin zuwendet. Sein Hinweis auf den »Kampf ums Dasein« zersetzt die Romantisierung der Natur, wie sie die Missionare des New Age betreiben; denn nun erscheint die Natur nicht als sauber, heilsam und freundlich, sondern als eine recht ungemütliche Veranstaltung. »Daß die wirkliche Natur ihr gesundes Gleichgewicht durch Krankheit und Seuchen, Fressen und Gefressenwerden herzustellen pflegt, was für die Betroffenen so gesund und bekömmlich nicht ist, blendet der alternative Naturbegriff aus.«[25]
Die Verklärung der Natur kann nur dadurch aufrechterhalten werden, daß ihre zerstörerischen Seiten von ihr abgespalten und der Gesellschaft zugeschoben werden. So entsteht der süßliche Glaube, die Natur sei menschenfreundlich, nur die Gesellschaft grausam; bedrohlich werde die Natur erst,

wenn die menschliche Spezies sie vergifte. Der Preis für die Idealisierung der Natur ist eine Dämonisierung der Kultur, wie sie sich heute als popularisierte Gesellschaftskritik selbst bei kritischen Intellektuellen findet. Die Verkitschung der Natur leugnet die Ambivalenz der Vergesellschaftung; daß sie einerseits den Menschen vor der Bedrohung durch die Natur schützt, andererseits dafür oft den Preis der Unterdrückung des Menschen durch den Menschen fordert. Die Natur behandelt die menschliche Gattung genauso gegensätzlich wie die Gesellschaft: sie erhält und zerstört den Menschen.

Die Bindung an die Zyklen der Natur präsentiert sich vordergründig zwar als Ausdruck menschlicher Selbstbescheidung, enthüllt sich aber bei scharfem Hinsehen als das Gegenteil. Wenn der Mensch die angebliche ursprüngliche Güte der Natur durch Verzicht auf Umweltzerstörung wiederherstellen kann, dann ist er Herrscher über die Evolution; denn er ist es, der der Natur den Charakter von Sicherheit oder Gefahr verleiht. So übt er die Macht über sie aus. Das Naturverständnis des New Age gerät mit seinem getarnten Allmachtsanspruch in überraschende Nähe zu den größenwahnsinnigen Entwürfen der Naturbeherrschung, wie sie die technokratischen Enthusiasten vertreten. Ökologische Demut und technisch-ökonomische Gestaltungswut gehen ein verschwiegenes Bündnis omnipotenter Naturerfahrung ein.

Wer für »natürliche« Gesundheitsfürsorge wirbt, gerät also in eine Zwangslage. Er muß entweder einen illusionären Naturbegriff mit seinen größenwahnsinnigen Implikationen vertreten; oder er muß sich für den Sozialdarwinismus, nach dem die Starken über die Schwachen herrschen, entscheiden und das als »Gesundheit« ausgeben. Wählt er die zweite Lösung, verschafft er der Konkurrenzgesellschaft eine zusätzliche Rechtfertigung. Schließlich ist der Sozialdarwinismus die ideologische Grundlage für viele autoritäre Gesellschafts- und Staatsgebilde der letzten hundert Jahre geworden.

7. Der Körper als Feind

Die Wohlstandsgesellschaft stellt ein riesiges Arsenal nicht nur für die Erhaltung der Gesundheit, sondern auch für ihre Zerstörung zur Verfügung. Für die Gesundheit wird ebensoviel Propaganda gemacht wie für die Mittel, sie zu ruinieren. Die Werbung – gleichgültig, ob für schädliche oder nützliche Produkte – ist die Dauer-Revue eines kerngesunden Volkskörpers. Der Gebrauch ungesunder Stoffe und die Neigung zur Selbstzerstörung genießen weitgehend den grundgesetzlich garantierten Schutz der freien Persön-

lichkeitsentfaltung. Man denke etwa an Alkoholismus, Freßsucht, Arbeitswut, Kettenrauchen.
Da werben knackige Frauen und Männer mit der Sprechblase »Ich rauche gerne« für Zigarettenmarken. Die Plakate und Anzeigen tragen am unteren Rand den Aufdruck: »Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit.« Die offene Suggestion der farbigen Bilder vermittelt die entgegengesetzte Botschaft: »Rauchen macht gesund.« Die untergründige Mitteilung lautet: »Ich gefährde mich gerne.«
Oder man denke an den aggressiven Autoverkehr in der Bundesrepublik. Er beweist, daß sich massenhaftes Gesundheitspathos durchaus mit der kollektiven Sucht, das eigene und das fremde Leben zu riskieren, vertragen kann. Gesundheitskult und Todessehnsucht leben überall nebeneinander, vermischen sich oder stacheln sich gegenseitig an.
Die Verheißung, Gesundheit sei machbar und hänge von Willen und Anstrengung des Einzelnen ab, ist nicht nur ein massenpsychologisches Sedativum, das von krankmachenden sozialen Bedingungen ablenken soll; sie enthält auch die tückische Philosophie: »Wer krank und schwach ist, hat selber schuld.« Eine Bronchitis? Natürlich, zu viel geraucht! Krebs? Gewiß, zu leichtsinnig gelebt! Ein Magengeschwür? Zweifellos zu viel Ärger heruntergeschluckt! Depressionen? Offensichtlich zu wenig Sport getrieben. Die Kranken und Gebrechlichen können nicht mit Einfühlung rechnen, sondern mit Belehrung und Tadel der Wissenden, also mit dem Bekehrungseifer der Stärkeren. Auch hier steht der Sozialdarwinismus Pate, wonach nur die Starken in der Gesellschaft Macht ausüben und dadurch überleben sollen.
Der Glaube an die machbare Gesundheit drückt noch mehr aus. Freud hat bemerkt: »So konnte in der psychoanalytischen Schule der Ausspruch gewagt werden: Im Grunde glaube niemand an seinen Tod oder, was dasselbe ist: Im Unbewußten sei jeder von uns von seiner Unsterblichkeit überzeugt.«[26] Das ist nicht nur eine Erklärung für die massenhaften lebensgefährlichen Unternehmungen und für die Gleichgültigkeit bei vielen angesichts der globalen Bedrohungen, es wirft auch ein Licht auf die moderne Gesundheitsreligion. Die Idealisierung von Jugendlichkeit mit ihrer Wut gegen Schwäche, Altern und Sterben – aus »Alten« werden »Senioren« – ist ein verbissenes Ringen um Unsterblichkeit. Dieser Kampf bringt den Einzelnen allerdings unter erheblichen Druck, sich ständig als stark und biegsam zu erweisen, was ihm Qual und Verstellung abverlangt. Die Gesundheitsfürsorge zwingt zur Heuchelei. Die Subjekte kämpfen um ihre Unsterblichkeit und machen sich gerade dadurch das Leben unerträglich. Zu den zahlreichen Zivilisationskrankheiten ist eine neue soziale Krankheit

getreten: die verbissene Sucht nach unaufhörlicher Fitness. Sie verbreitet sich in allen politischen, sozialen und kulturellen Lagern.
Den ökonomischen und politischen Machtgruppen, die heute ihren Hauptanteil an der Zerstörung der menschlichen Biosphäre haben, kommt diese neue Sozialpathologie sehr gelegen. Durch ausgeklügelte Gesundheitsprogramme und Körperdressuren werden die Menschen dazu getrieben, die Feindseligkeit, die sie gegen die großen Umweltzerstörer richten könnten, gegen sich selbst zu wenden. Die Bürger tyrannisieren sich nun selbst, anstatt jene anzugreifen, die ihren natürlichen und sozialen Lebensraum vernichten. Die Machteliten manipulieren die unbewußten Unsterblichkeitswünsche der Subjekte, um davon abzulenken, daß sie selbst zur vorzeitigen Sterblichkeit so wirkungsvolle Beiträge leisten.
Die Vorstellung, die Gesundheit sei individuell herstellbar wie eine Gartenlaube, zwingt ihre Anhänger in eine endlose Spirale der Unsicherheit. Je mehr Aufmerksamkeit die Anhänger jener Gemeinde ihrem Körper zuwenden, desto mehr Gefährdungen entdecken sie. Ständig leben sie in der Spannung, ob sie nicht diese oder jene Maßnahme vernachlässigen würden. Es ist wahrscheinlich, daß die ständige Beschäftigung mit der Unversehrtheit des Körpers dem Wohlbefinden und der Gesundheit mehr schadet als nützt.
Der radikale Einsatz für die Gesundheit wird zu einem Kleinkrieg gegen den eigenen Körper. Hinter der Furcht vor den äußeren Giften lauert die Angst vor dem eigenen Körper, der diesen Stoffen Eintritt in die eigenen Organe gewähren könnte. Damit wird der Körper zum entscheidenden Feind. Die Gesundheitspflege gerät zum Kreuzzug gegen die Unordentlichkeit, Verführbarkeit und Unberechenbarkeit des eigenen Leibes mit seiner ungezügelten Triebhaftigkeit. Unter der Hand hat sich eine Annäherung an die asketischen Rituale der abendländischen Frömmigkeit vollzogen. Daß der Körper ein Feind des Menschen sei, gehört zum eisernen Glaubensbestand aller puritanischen Religionsgemeinschaften.
Im gegenwärtigen Gesundheitskult verwechseln seine Adepten hektische und zwanghafte Sorge um den Körper mit Ausdrucksfähigkeit. Die Hoffnung, sorgfältige Gesundheitspflege garantiere auch geistige und seelische Lebendigkeit, enthüllt sich als Illusion. Egon Friedell vertrat die Ansicht, daß eine konsequent gesunde Lebensführung der Vitalität und Kreativität mehr schaden als nützen würde: »Zum Beispiel findet die vielbestaunte Tatsache, daß alle Arten von Künstlern, besonders Schauspieler, so lange jugendlich bleiben und in vielen Fällen ein sehr hohes Alter erreichen, hier ihre Erklärung: sie leben in einem fast permanenten Zustand abnormer Gereiztheit und Erregung. Der Durchschnittsmensch hingegen, obgleich er zumeist viel rationeller und ›solider‹ lebt, erliegt viel leichter dem natürli-

chen Involutionsprozeß und ist, weil er ein viel starreres, stabileres System darstellt, der allgemeinen und lokalen Verkalkung weit stärker ausgesetzt. Es herrscht in seinem Kräftehaushalt kein genügend reger Betrieb, es fehlt an fruchtbaren Reibungen, Widerständen, Polaritäten, das Leben des Zellenstaates hat nicht den richtigen Tonus. So daß man fast den paradoxen Satz aufstellen könnte: Gesundheit ist eine Stoffwechselerkrankung.«[27] Friedells bissige Warnung, daß Gesundheit nicht nur lahm, sondern auch dumm machen kann, wird der neuen Körpergemeinde wie eine Lästerung in den Ohren gellen.

8. Ein neuer sozialer Mythos

Unter der Losung »Gesundheit« wird dem Publikum von einem bunten Prophetenheer ein neuer sozialer Mythos angedient, der die politischen Gruppierungen, Teilkulturen, sozialen Schichten und Altersgruppen übergreifen soll. Es handelt sich um eine biodynamische Variante von Ludwig Erhards »formierter Gesellschaft«. Der »neue gesundheitsbewußte Sozialtyp«[28] wird zur moralischen Leitfigur der künftigen Vergesellschaftung aufgebaut. Die Wachstumsgesellschaft ist durch die augenscheinliche Zerstörung der menschlichen Biosphäre an die Grenzen ihrer Überzeugungskraft gestoßen. Die Leistungsgesellschaft zieht sich täglich den Boden unter den Füßen weg, weil sie Millionen unerträglich belastet. Die Arbeitsmoral sinkt, und eine hohe Arbeitslosigkeit wird zur Dauereinrichtung. »Wachstum« und »Leistung« verlieren ihre sozialintegrative Kraft.
Angesichts der Auflösung überlieferter Moralvorstellungen und Sozialbindungen wird »Gesundheit« zum neuen sozio-kulturellen Kitt angerührt, der die Gesellschaft zusammenhalten soll. Die Deutschen, die sich in ihrer Geschichte mit Revolutionen ebenso schwer taten, wie sie Gesundheitsideologien leicht erlagen, inszenieren nun ihre populistische Gesundheitsrevolution. Das wuchernde Körperpathos taucht alle Gegensätze in einen Nebel, der die Konturen verwischt und die antagonistischen Kräfte lähmt. Der neue soziale Kitt muß Individuen und Gruppen zu einem klumpigen Volkskörper zusammenpappen. Die Bürger sollen die mühsame Steuerung der Zivilisationsdynamik aus der Hand geben und unter der Anleitung von Gesundheitsexperten ihren Leib beackern. So wird die Politik trivialisiert und das Triviale politisiert. »Der Kult des Körpers hat den des Geistes abgelöst... Die Gesundheit nimmt wahrhaftig mythische Dimensionen an, sie tritt als Ziel an die Stelle gesamtgesellschaftlicher Ziele und als Norm an die Stelle der Moral.«[29]

9. *Totentanz um die Experten*

Die Sozialutopie der gesunden Körpergesellschaft benötigt die Experten, um ihren Entwurf dem Publikum schmackhaft zu machen und in einzelnen Handlungsschritten als realisierbar erscheinen zu lassen. Hier liegt allerdings die Achillesferse des Unternehmens.

Die gegenwärtigen Erfahrungen mit der Umweltzerstörung haben zu einer »Havarie der Expertenkultur«[30] geführt. Die Zunft der Fachleute verliert genauso schnell an Überzeugungskraft, wie sie an Lautstärke zulegt. Täglich erlebt der Betrachter, daß der eine Wissenschaftler als gesundheitsfördernd anpreist, was der andere als schädlich anprangert. Die Verlegenheit wächst in der gesamten Gesellschaft. Auf der einen Seite vermehrt sich das Mißtrauen gegenüber den Wissenschaftlern; auf der anderen Seite nimmt das Bedürfnis nach Wissen über Gesundheit und Umweltschutz zu; gerade solches Wissen können aber nur Fachleute zur Verfügung stellen.

Die Experten werden gleichzeitig geachtet und entwertet. Sie besorgen ihre eigene Mystifizierung und Entmystifizierung. Die Sozialutopie der gesunden Körpergesellschaft erweist sich als ein Koloß auf tönernen Füßen, weil die Spezialisten neben den Argumenten, die jenen Zukunftsentwurf stützen, auch die Gesichtspunkte liefern, die ihn widerlegen.

Es gibt keine Patentlösungen, um sich in diesem Verwirrspiel zurechtzufinden. Könnte vielleicht eine altmodische, heute oft als hausbacken geltende Tugend zu neuem Ansehen gelangen, nämlich der gesunde Menschenverstand? Die Debatte über die Gesundheit hat ihn bisher in die Rolle eines kauzigen Außenseiters gedrängt.

Anmerkungen

1 Jeremia, Kap. 33, Verse 6 und 8.
2 Hesekiel, Kap. 6, Vers 11.
3 Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt 1977², S. 22.
4 Jacob Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien*, Stuttgart 1985, S. 381.
5 George L. Mosse, *Nationalismus und Sexualität*, München 1985, S. 31 ff.
6 Ebd. S. 65.
7 Ebd. S. 72 ff.
8 Katharina Rutschky, *Schwarze Pädagogik*, Frankfurt 1977.
9 Bopp, »Geliebt und doch gehaßt. Über den Umgang der Studentenbewegung mit Theorie«, in: *Kursbuch* 78, »Lust an der Theorie«, 1984, bes. S. 125 ff.
10 »Befreiung von der Überflußgesellschaft«, in: David Cooper (Hg.), *Dialektik der Befreiung*, Reinbek bei Hamburg 1972, bes. S. 95 ff.

11 *Das Ende der Utopie*, Frankfurt 1980, S. 160 f.
12 *Befriedungsverbrechen*, Frankfurt 1980, S. 54.
13 Spiegel-Streitgespräch, Aids: »Sex-Verbot für Zehntausende?«, in: *Der Spiegel*, Nr. 3, 41./1987, S. 168.
14 Christoph Türcke, *Frankfurter Rundschau*, 1. 11. 86.
15 Vgl. Anna Freud, *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, München 1976[7], S. 34 ff.
16 *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, GW XV, S. 73.
17 Bopp, »Psycho-Kult, kleine Fluchten in die großen Worte«, in: *Kursbuch* 82, »Die Therapiegesellschaft«, 1985, bes. S. 61 ff.
18 *Wahnsinn und Gesellschaft*, a. a. O.
19 *Bürger und Irre*, Frankfurt 1975.
20 Bopp, *Antipsychiatrie. Theorien, Therapien, Politik*, Frankfurt 1982[2], S. 119 ff.
21 Bopp, »Psycho-Kult«, S. 69 f.
22 *Die Chance des Gewissens*, Hamburg 1986, S. 205.
23 Bopp, *Antipsychiatrie*, S. 162 ff.
24 Vorwort zu Helmut Milz, *Ganzheitliche Medizin*, Frankfurt 1986, S. 8; vgl. Capra, *Wendezeit – Bausteine für ein neues Weltbild*, Bern 1986[11], bes. S. 293 ff.
25 Türcke, *Frankfurter Rundschau*, a. a. O.
26 *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, GW X, S. 341.
27 *Kulturgeschichte der Neuzeit*, München 1984, S. 69 f.
28 Eberhard Gröppel, Interview in: *Sozialmagazin*, 11/86, Heft 12, S. 16 f.
29 Agnes Heller, zit. in: *Psychologie Heute*, Mai 1985, S. 76.
30 *Kursbuch* 85, »GAU – Die Havarie der Expertenkultur«, 1986.

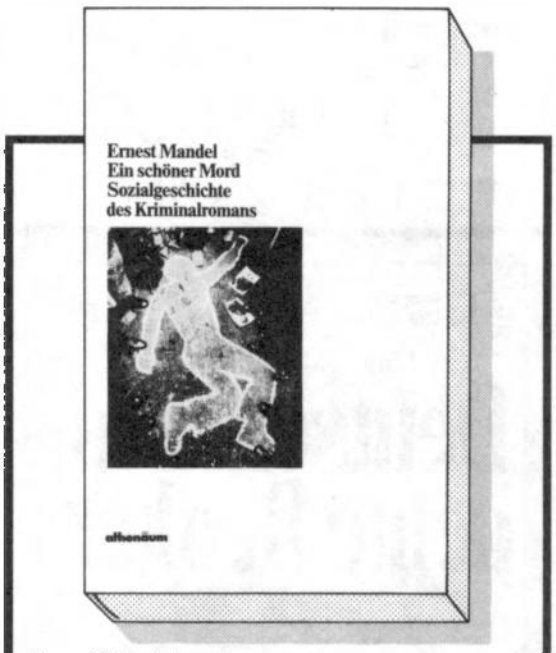
Marguerite Duras

Das Thema: Ein Lastwagen fährt durch ein Niemandsland von Heide und aufgetürmten Gastarbeitersiedlungen. Eine Frau am Straßenrand winkt, der Fahrer nimmt sie mit. Zwischen Mann und Frau entspinnt sich ein karger, leidenschaftlicher Dialog über Landschaft, Arbeiterschaft, Identität.
Der Film: Ein Mann und eine Frau sitzen in einem dunklen Zimmer und lesen das Filmdrehbuch vom Blatt: Die Lesenden, Marguerite Duras und Gerard Depardieu, *sind* der Film. Dazu etwas Lastwagen. Etwas Musik. Sonst nichts.
Wenn dieser Film das Lesen des Drehbuchs zeigte, dann kann jetzt das Selber-Lesen dieses Buchs ein gutes Stück des Films zeigen. Der Text »Der Lastwagen« besitzt seine eigene vollgültige und vom Film unberührte Identität: War der Film schon spannend, so ist an Duras' Buch dazu erst recht kein Vorbeikommen.
Das Drehbuch wird ergänzt mit »Texten zur Filmvorführung« und einem langen Gespräch zwischen Marguerite Duras und der Filmkritikerin Michelle Porte, in dem die Duras auf faszinierende Weise ihr eigenes Verhältnis zu der »Frau im Lastwagen« entwirft.

Mit einem Gespräch zwischen Marguerite Duras und Michelle Porte
Erstausgabe
st 1349. 128 Seiten, DM 9,–

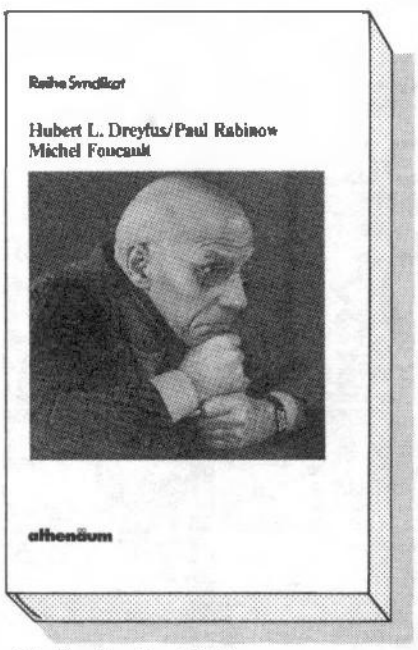
Suhrkamp

In allen Buchhandlungen



Ernest Mandel
Ein schöner Mord
Sozialgeschichte des Kriminalromans
1987. Etwa 240 Seiten, kt. ca. DM 28,–

Die Entwicklung des Kriminalromans ist für Mandel verwoben mit der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft: Der Konflikt zwischen bürgerlichen Werten und deren Negation spiegelt sich in den Schauplätzen, Schurken und Helden des Kriminalromans.



Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow
Michel Foucault
Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik
1987. Etwa 350 Seiten, kt. ca. DM 48,–

Dreyfus'/Rabinows Buch verfolgt die Phasen und Orientierungen des Foucaultschen Denkens: von den Frühschriften über „Die Ordnung der Dinge" und „Überwachen und Strafen" bis zu dem letzten mehrbändigen Werk „Sexualität und Wahrheit", an dem Foucault während der Entstehung des vorliegenden Bandes arbeitete.

athenäum

Informationen zu Themen — der Zeit —

Goldmann STERN-Bücher

Paul-Heinz Koesters

Deutschland deine Denker

Geschichten von Philosophen und Ideen, die unsere Welt bewegen

11509 / DM 14,80

GOLDMANN STERN-BÜCHER

Paul-Heinz Koesters

Ökonomen verändern die Welt

Wirtschaftstheorien, die unser Leben bestimmen

11542 / DM 16,80

GOLDMANN

NEU IM EUROPAVERLAG

Heinz R. Unger

Die Republik des Vergessens

Drei Stücke: »Unten durch«, »Zwölfeläuten«, »Hoch hinaus«

240 Seiten, öS 198,–, DM 29,80

Österreich 1945. Noch hat die »neue Zeit« nicht begonnen, und schon setzt Verdrängung ein. Neue Illusionen entstehen, wohin haben sie geführt?

Beim Lesen von Theaterstücken wird Phantasie angeregt, und es zeigt sich die literarische Qualität. Heinz Unger gelingt es, in realistisch-poetisch-witziger Sprache und eindringlichen Bildern zum Lachen und zum Nachdenken anzuregen. Ein Problem ist so lange nicht alt, als es noch nicht gelöst wurde, und hierzulande bleibt eben vieles immer ärger.

»Laßt uns streiten über: was wahr ist. Aber keine Debatten über die Lüge.«
Heinz R. Unger

Axel Hacke
Muskuläre Aufrüstung

Daß Paul beschlossen hatte, von nun an gesund zu leben, fiel mir eigentlich erst auf, als er eines Tages an Krücken ging.
»Was ist passiert?« fragte ich.
»Mir ist eine Hantel auf den Fuß gefallen«, antwortete Paul.
Eine Hantel? Mit Paul war das bis dahin so gewesen: Man stand mit ihm den ganzen Abend in der Kneipe, sprach alles richtig durch, drehte die Weltlage oder den Knatsch mit Uschi mal so herum, mal so. Wenn einer um eins sagte, jetzt wolle er nach Hause gehen, sagte Paul: »Ach, komm. Ein Haus weiter, ein Bier geht noch.«
Jetzt war ihm eine Hantel auf den Fuß gefallen. Ein paar Wochen zuvor war er von einer Dienstreise zurückgekommen, hatte sich fett und müde und häßlich gefühlt und daran denken müssen, daß er bald 40 würde. Am nächsten Morgen war er in das Fitness-Studio gegenüber gegangen.
An der Beinpresse ist es dann passiert. Man liegt auf dem Rücken und muß mit den Füßen auf einer Platte Gewichte nach oben treten, heben und senken, heben und senken. Das hatte Paul auch getan. Bloß war dann ein Mädchen in einem dieser knalligen Sportanzüge vorbeigegangen. Paul hatte ihm nachgeblickt, es mit den Augen bis in die Ecke verfolgt, in der es an einer Kraftmaschine Platz nahm, hatte es bei seinen Übungen dort beobachtet und dabei nicht mehr auf die eigenen Füße geachtet, die langsam von der Platte rutschten – bis ihm das ganze kiloschwere Gerät auf die Füße knallte. Sprunggelenksverletzung. Vier Wochen Pause.
Kaum war das ausgeheilt, konnte Paul das Kinn nicht mehr bis an die linke Schulter bringen. Das kam so: Schon immer hatte der Arzt gesagt, Paul leide an einer schleichenden Degenerierung der Halswirbel, und ein Fachmann hatte ihm eingeschärft, nie dürfe er sein Training beginnen, ohne die Hals- und Schultermuskulatur ausführlich warmgemacht zu haben. Das hatte Paul teils vergessen, teils war ihm die ganze Prozedur sowieso zu langweilig. Deshalb begann er eines Tages, die Hanteln vorbereitungslos zu liften. Zwei Minuten später machte es »knack«, und irgendwo in der Nähe des Halses war eine Muskelfaser gerissen.

Paul tut jetzt was für seinen Körper. Aber was tut sein Körper für ihn? Man könnte zweifellos die These vertreten, richtig krank sei der Paul erst geworden, als er sich für ein neues, fittes Leben entschieden hatte.
»Paul, fühlst du dich wirklich besser?«
»Aber eeeenorrrrm«, sagt Paul, »ganz eeeenorrrrm.«
Da sei dieses herrliche Gefühl, kaputt und zerschlagen unter der Dusche zu stehen. Da war kürzlich die durchaus schmeichelhafte Feststellung, daß die alten Pullover und Jacken um die Schultern zu spannen begannen, so daß Paul beschließen konnte, etwas kürzer zu treten an den Maschinen. Man will sich ja nicht lauter neue Klamotten kaufen, bloß weil man einen neuen Körper hat. Da ist auch Irene, die vor ein paar Tagen gesagt hat, Mensch, der Paul, guck mal, der geht jetzt ganz anders, so straff und selbstbewußt. Nicht mehr so zusammengesunken wie früher.

Also nun auch Paul. Es werden immer mehr. Woher kommt das? Und vor allem: Wo soll das hinführen? Kein Spaziergang im Park mehr, ohne daß man von hechelnden Joggern überholt würde. Keine Wanderung im Winterwald, ohne daß Scharen von Langläufern stieren Blickes Ski an Ski vorüberspurten. Kein Biergarten, in dem nicht sommers auf einmal ein streng riechender Radrennfahrer neben einem säße. Kein Büro, in dem nicht jemand mittags Flaschen, Dosen und Ampullen nebeneinander reihte, um sich ein unappetitliches Protein-Vitamin-Mahl zu bereiten. Keine Badeanstalt, in der man noch auf dem Handtuch sitzend ungestört auch nur einen Bauchansatz in Falten legen könnte, ohne von höhnisch-mitleidigen Blikken der Keingrammfettamkörpermenschen gegeißelt zu werden.

»Komm doch mal mit«, sagt Paul. »Gehn wir mal rüber. Kannste mal gucken. Es ist ja wirklich gleich auf der anderen Straßenseite.«
»Na gut«, sage ich. »Gehn wir mal rüber.«
Drüben: Wir gehen über einen Hinterhof, vorbei an einer Bäckerei und einem Fachgeschäft für Miederwaren, zwischen einigen Autos hindurch, rechts in eine blaßgrüne Stahltür, eine Neubautreppe hinauf. Am Eingang im ersten Stock steht auf einem Plakat: Ja nicht den neuen Turbobräuner entgehen lassen! Das ist eine, wie das beigefügte Bild zeigt, weiße, flache Liege, über der sich in geringer Höhe ein ebenso weißes Dach wölbt. Am Kopfende sind zwei Öffnungen zu sehen, mit einem Gitter davor. Na, das werden die Turbos sein. Zwischen Liege und Dach schimmert es blausoblau. »Drei zueinander abgewinkelte Brennerreihen sorgen für optimale Rundumbräunung.« Es gibt auch die Profil-Diagonal-Bräunungsmuschel »mit 40 UVA-Röhren und drei integrierten Gesichtsbräunern«.

»Kann man einfach so reingehen und gucken?« frage ich.
»Klar«, sagt Paul.
Wir gehen einfach so rein. Rechts ist eine Bar. Kein Mensch davor, kein Mensch dahinter. Es ist elf Uhr vormittags, wummernde Disco-Musik. Links hängt eine Vitrine an der Wand, in der Dosen ausgestellt sind, große Dosen: reines Lecithin-Granulat, Elektrolyten-Instant-Drink, Eiweißnahrung mit Vollmilchschokoladengeschmack, Gesamtkraftstoffnahrung »Super-Kilo-Plus«, Müsli-Kompaktfrühstück. Hinter der Vitrine stehen die Geräte. Paul erklärt: Adduktorenmaschine, Abduktorenmaschine, Kniebeugenständer, Wadenmaschine, Bizepsmaschine, Latissimus-Zugstation, Beinpresse, Klimmzugstation, Bauchbrett. Auf diesem Brett liegt ein Mann, macht gar nichts, hat den Kopf leicht erhoben und schaut sich an. Die Wände sind voll verspiegelt.
»Grüß dich«, sagt der Mann.
»Grüß dich«, sagt Paul.
»Hallo«, sage ich.
Wir gehen weiter, vorbei an einem Büro, in dem eine Frau auf einem Schreibtisch kramt.
»Grüß dich«, sagt die Frau.
»Grüß dich«, sagt Paul.
»Hallo«, sage ich.
Hinter dem Büro stehen wieder Geräte, und es hängen noch mehr Spiegel an den Wänden. Mit schmerzverzerrtem Gesicht zieht ein junger Mann im braunen Trainingsanzug ein Gewicht, das an einem Stahlseil hängt, mit dem linken Arm hoch, läßt langsam los, zieht wieder ... immer im selben Rhythmus, die Zähne blitzend aufeinandergebissen. Der Schweiß tropft auf braunen Teppichboden.
»Abends stinkt es hier pervers nach Schweiß«, sagt Paul. Wenn wir jetzt noch weiter nach hinten gehen wollten, müßten wir die Schuhe ausziehen. Ich will nicht weiter nach hinten gehen.
Aus der Tiefe des Raumes kommt uns ein zum Bersten mit einem Mann gefülltes Sweatshirt entgegen. In die Musik mischt sich ein langgezogenes Stöhnen. Dem Mann am Stahlseil bereitet das Gewicht zusehends Mühe.
»Grüß dich«, sagt das Sweatshirt.
»Grüß dich«, sagt Paul.
»Grüß dich«, sage ich.
Dann gehen wir aber. Im Erdgeschoß erwische ich den falschen Ausgang und schaue kurz in das leere, schwitzende Gesicht eines Mannes, der allein in einem großen, vollverspiegelten Raum auf einem Fahrrad-Ergometer strampelt. Hastig schließe ich die Tür.

»Was war denn da drin?« fragt Paul.
»Da fährt einer Fahrrad«, sage ich.

Gab es nicht einmal eine Zeit, in der Sport bedeutete: Geselligkeit, Spiel, Spaß? Man spielte Fußball, um hinterher mindestens zehn Trinkgenossen zu haben. Man zog sich ein Trikot an, um andere zu besiegen, nicht sich selbst. Man schnürte die Stiefel, weil man seine Aggressionen loswerden wollte, unfair sein, fair sein, herumschreien, irgendwas. Das war spießig? Aber schön!
Das ist vorbei, seit beschlossen wurde, Sport habe gesund zu sein. Mehr als 4000 solcher Studios überziehen das Land. Man kasteit sich dort einsam, duscht, geht wieder nach Hause. Jeder ist sich selbst ein Folterknecht. Das macht keinen Spaß. Deshalb muß es gut organisiert sein. Man darf keine Zeit dabei verschwenden. Wer auf andere warten muß, vertut Zeit. Wer in einem Verein ist, muß manchmal auf andere warten. So geht man allein an die Maschinen, rackert sich ab, geht wieder. Oder man läuft allein durch den Park, wenn man Zeit hat, nicht, wenn der Verein Training angesetzt hat.
Die Krankenkassen lieben solche Leute, oh, wie sie sie lieben. In den USA gewähren sie ihnen Rabatt, einen Sweatshirt-Tarif zum Beispiel oder einen Nichtraucher-Sportler-Tarif, bei dem alles nur die Hälfte kostet, wenn einer nachweisen kann, daß er dreimal in der Woche eine halbe Stunde Sport treibt. Die so Begünstigten wissen, daß das Auge des Gesundheitsministers wohlgefällig auf ihnen ruht, und wenn sie vorbeilaufen, schauen sie einen an, als ob sie am liebsten sagen würden: Schon mal was von Gesundheitspolitik gehört, fetter Sack? Kostendämpfung? Prämienerhöhung? Sich ausruhen und anderen auf der Tasche liegen – das lieben wir!
Jogging ist kein Spaß, Jogging ist eine Initiative zur Vermeidung des frühen Herztodes, Götzendienst am kardiovaskulären System. Kenneth H. Cooper, ein amerikanischer Arzt, hat dies das »Jim-Fixx-Syndrom« genannt, also die Vorstellung, »ein Aerobic-Sportler sei mehr oder weniger vor Erkrankungen der Herzkranzgefäße geschützt«. Jim Fixx war in den USA lange Zeit ein Synonym für Laufen. Er veröffentlichte 1977 einen Bestseller mit dem Titel *The Complete Book of Running*. Unglücklicherweise starb Fixx im Alter von 52 Jahren während seines täglichen Lauftrainings an einem Herzanfall. Cooper, der mit Fixx befreundet war, schrieb daraufhin ein dickes Buch über diesen Tod, um den verstörten Fixx-Anhängern klarzumachen, daß sie dennoch weiterlaufen müßten – Fixx sei schon, bevor seine Liebe zum Laufen erwachte, herzkrank gewesen.
Was er zu erwähnen vergaß: Bereits der erste Marathonläufer, jener Grie-

che, der von einem Nest an der attischen Ostküste namens Marathon nach Athen gejoggt war, um die Nachricht vom Sieg des Miltiades über die Perser zu überbringen, war im Ziel tot zusammengebrochen. Heute starten übergewichtige Direktoren direkt aus dem Bürosessel zum Jogging, den Herztod im Stadtwald nicht achtend. Bedauernswerte Wesen zwängen ihre Rettungsringe in enge Trainingsanzüge und stolpern unbeholfen und langsam durch die Parks, weil sie der unausrottbaren Ansicht sind, so werde man ganz sicher abnehmen. Durch den Asphaltdschungel traben täglich Tausende, obwohl dies ein sicherer Weg ist, sich die Achillessehnen zu ruinieren. Zwischen den Autos in den Städten rennen sie umher, wenngleich eine halbe Stunde in dieser Luft etwa die gleiche Menge Kohlenmonoxid in die Lungen strömen läßt wie der Verbrauch von 20 Zigaretten. Sport soll gesund sein? Zehn Prozent aller in der Bundesrepublik stationär behandelten Unfallopfer passierte ihr Mißgeschick in Ausübung ihres Sports. Ein Blick in die einschlägigen medizinischen Nachschlagewerke eröffnet neue Dimensionen der Heilkunde: Werferarm, Schwimmerschulter, Tennisellenbogen, Springerknie, Fußballerknöchel, Turfzehensyndrom, Sportlerfuß, Skidaumen – alles schon Fachausdrücke. Was gibt es nicht alles zu bedenken! »Straßen weisen im allgemeinen einen Neigungswinkel von sieben bis neun Grad zum Wasserabfluß auf. Wenn jemand auf einer Hauptverkehrsstraße ständig auf der gleichen Seite läuft, können bei ihm Überlastungsschäden dadurch entstehen, daß gewissermaßen künstlich die gleichen Bedingungen entstehen, wie sie bei einer einseitigen Beinverkürzung vorliegen.« Nachzulesen in: *Verletzungen im Sport* von Lars Peterson und Per Renström.
»Die medizinische Versorgung für Sportverletzungen ist angesichts der massenhaften ›Opfer‹ noch nie so lückenhaft gewesen wie jetzt. Hier tut sich ein kaum abschätzbares gesellschaftliches und gesundheitspolitisches Problem auf.« Das steht in einem Handbuch mit dem Titel *Süße Pille Sport*.

»Wir haben«, sagt Paul, »da drüben einen, der ist so.« Er bildet mit beiden Armen einen großen Kreis.
»Oberarm?« frage ich. Bei Bodybuildern scheint mir nichts unmöglich.
»Nein«, sagt er. »Bauch. Der kann natürlich kaum etwas machen an den Geräten, so unförmig ist der.«
Er versucht es aber trotzdem. Der Glaube, Sport müsse immer und unter allen Umständen gesund sein, versetzt Berge, Muskelberge, Fleischberge. Er sorgt auch dafür, daß Bücher auf den Markt kommen, die *Punching* heißen und im Heyne-Verlag erscheinen.
»Wenn Sie den Anweisungen Ihrer Begleiterin Uschi folgen«, so liest man

darin, »sind wir sicher, daß sich der beim Kauf des Buches heimlich geträumte Traum von einer sportlichen, ästhetisch schönen Figur realisieren läßt.« Um dieses zu erreichen, empfiehlt Uschi allen Ernstes, das Boxen zu trainieren, ohne es jemals wirklich auszuüben. Also: hüpfen, tänzeln, Seilspringen, auf der Stelle rennen, den Schultergürtel kräftigen, aber schließlich bloß einen Sandsack verprügeln. Der Grundgedanke dieses Treibens, so die Verfasser, sei folgender: »Der Boxsport ist blutig, lebensgefährlich, teilweise abstoßend und ganz und gar überflüssig! Sein Training aber ist unbestritten eines der besten der Welt!«

Anders formuliert heißt das: Halte dich immer fit, aber treibe nie wirklich Sport – es könnte dir etwas passieren! Hier mündet die muskuläre Aufrüstung endgültig in das Prinzip der militärischen Abschreckung, auf den Sport angewandt. Es wird deshalb Zeit, einen Blick in die Arsenale der Ausrüstung von Freizeitsportlern zu werfen, die mittlerweise mehrfache Overkill-Kapazitäten enthalten.

Selbst ein so einfaches Ding wie ein Laufschuh ist zu einem Technologieträger geworden, dessen Entwicklung, so der Sport-Scheck-Katalog für den Sommer 1987, »kompromißlos« vorangetrieben wird. »Dämpfungssysteme«, ein »Gel-Kissen« unter Ferse und Vorderfuß lassen den Jogger lautlos dahintraben. Spezielle Sohlenkonstruktionen ermöglichen ihm »energiesparendes Laufen«. Fersenstabilisatoren, Impact-Control-System, Carbonlaufsohle – das ist der Stand der Technik. Dann wäre da noch das Brütting-O-System, über welches es im Katalog heißt: »Während der Laufbewegung erfolgt das Aufsetzen der Ferse und die Abrollbewegung des Fußes wie beim Barfußlauf.« (Die Frage, warum man nicht, statt 199 Mark für einen solchen Schuh auszugeben, gleich barfuß laufen soll, bleibt späteren Abrüstungsverhandlungen vorbehalten.)

Was der Schuh im Kleinen, ist das Fahrrad im Großen. »Dieser Rahmen«, jubelt ein Firmenkatalog, »ist absolut alterungsfrei und witterungsbeständig. Die Rohre sind in höchstem Maße verwindungsarm. Mit Spezialklebstoff aus der Raumfahrtindustrie werden die Präzisions-Verbindungsteile dauerhaft mit den Carbon-Rohren verbunden. Der Carbon-Rahmen beweist: Cratoni ist Vorreiter bei der Einführung von High-tech-Materialien auf dem Rad-Markt.«

Wer Wind und Wetter überhaupt scheut, wer sein Haus nicht mehr verlassen möchte, der kauft Power-Jog. Das ist ein elektrisches Lauf-Band, auf dem sich der Mensch in ähnlicher Weise fit hält wie der Goldhamster in seinem Rad. »Sie können«, so steht es in *lady-fit*, dem »Fitness-Magazin für die Frau«, damit »sowohl ihre Laufzeit, Geschwindigkeit wie auch gelaufene Meterzahl exakt programmieren. Ebenfalls ist es möglich, einen Berg-

lauf bis zu 25 Prozent zu simulieren. Wer seinen Körper noch stärker fordern möchte, der kann unter Verwendung von sogenannten Gelenkgewichten seinen Body zusätzlich konditionieren.«

»Ich hab da drüben«, sagt Paul, »eigentlich noch nie mit irgend jemand geredet. Worüber auch? Das sind alles Versicherungsangestellte und Bankkaufleute, Porschefahrer natürlich. Im Grunde genommen ist die Atmosphäre furchtbar, ständig dieses Disco-Gedröhne und dazwischen das Stöhnen. Wenn es nicht gegenüber wäre und ich erst noch mit der S-Bahn fahren müßte – ich weiß nicht, ob ich dann auch hingehen würde.«
Der Weg ist nichts, das Ziel ist alles. Sport nimmt der Fitness-Mensch in Kauf, um einen tollen Körper zu haben. Er peinigt jede Faser seines Körpers, damit sie wachse und gedeihe und er sie überall vorzeigen könne. Der Bodybuilder ist die extreme, konsequenteste Form des modernen Gesundheitssportlers. Er braucht keine Ausrüstung. Seinen Body hat er immer dabei, und builden kann er ihn im Studio, für, sagen wir mal, 700 Mark im Jahr. Sein Statussymbol ist der schwellende Muskel. Den kann er überallhin mitnehmen, an den Strand und in die American Bar.
»Seien Sie Ihr eigener Architekt!«, fordert *athletic*, das »Journal für Körperform und Wohlbefinden«, und die *Sportrevue* – »Zeitschrift für Körpertraining, Fitness und Muskelaufbau« – empfiehlt: »Entwerfen Sie Ihren Körper neu.« Dr. Frederick C. Hatfield hat dazu einen Artikel mit dem Titel »Körpergrundriß« geschrieben, in dem er sich erinnert, wie er einst als junger Mann unter seinem ersten Cadillac gelegen und dort »immer wieder die Übersetzung des Getriebes verändert, das Drehmoment der Antriebsräder verbessert oder mit Glasfaser und Polyester die Karosserie aufgemotzt« hatte. Das führt den Doktor unmittelbar zu der Überlegung, ob es denn mit dem menschlichen Körper wirklich so anders sei als mit einem alten Cadillac. Ergebnis: Nein. »Wir sollten uns jedoch immer die beiden Grundregeln vor Augen halten, die in unseren Tagen als Autobastler bestimmt haben, ob wir den Werkzeugkasten überhaupt aufgemacht haben oder nicht: 1) Nichts reparieren, was nicht kaputt ist, und 2) Erst einen exakten Plan anfertigen, ehe man etwas auseinandernimmt, um es zu reparieren oder zu verändern. Man mußte am Auto ganz genau wissen, was man eigentlich wollte und wie man dabei vorzugehen hatte. Mit der Veränderung Ihres Körpers ist es praktisch dasselbe.«
Der Körper, so heißt es auch in *Sport und Fitness* – »Zeitschrift für Bodybuilding, Training und Muskelaufbau« – dürfe »nicht als Ganzes gesehen werden, sondern als das, was er wirklich ist: Eine Maschine aus Zellen, die das Leben überhaupt erst möglich machen.«

So hämmern, schrauben und feilen denn die Bodybuilder an ihrer Körpermaschine, stehen immer neben sich, um hier noch etwas zu verbessern, da aus einem Muskel noch ein paar PS herauszukitzeln, dort etwas auszubeulen. Die Fachjournale lesen sich wie Autozeitschriften, mit Tips für Reparaturen in der eigenen Garage und Berichten von der letzten Neuheitenmesse.

»Immerhin war seine Taille schmaler, er hatte knapp 1½ kg an Gewicht zugelegt und er war sogar noch härter und schärfer definiert, als man ihn je zuvor gesehen hatte. Seinen früher einmal schwachen Rücken hatte er in geradezu unglaublichem Maß verbessert und seine Kür war um Lichtjahre besser, als sie noch vor zwei Jahren gewesen war.« Oder: »Er ist größer als Lee und hat etwa dasselbe Wettkampfgewicht. Ich wiederhole mich jetzt zwar, aber Mike Christians Oberkörper steht dem von Lee Haney in nichts nach. Lees Brustmuskeln sind dicker, massiger, aber Mike hat bessere Arme. Mikes Oberkörper ist so gut, daß er von seiner Beinentwicklung ablenkt, aber um ihm gegenüber fair zu sein, ich habe seine Beine noch nie so gut gesehen.«

Das sind Auszüge aus einem Bericht über die Wahl des Mr. Olympia, aber in diesem Stil kann auch der Tester von *Auto, Motor und Sport* schreiben, wenn er den neuen großen BMW mit seinem Pendant bei Mercedes zu vergleichen hat. Neben dem Text Bilder einer Ausstellung: Muskellandschaften, glänzende Haut, schwellende Adern, die sich zu größeren Blutgefäßen verbinden, in den Urstromtälern zwischen den Muskelpartien verschwinden. Aufgepumpte Männer, bis zum Platzen vollgesogen mit Kraft, nutzloser, überflüssiger Kraft. Die Bauchmuskeln geriffelt wie ein Waschbrett, die Arme immer angewinkelt, der Bizeps hart wie Granit.

No body is perfect. Irgendwo gibt es immer etwas zu tun. »Als ich die Breite meines Rückens auf internationalen Maßstab entwickelt hatte«, sagt eines dieser Ungeheuer, der Amerikaner Albert Beckles, »fiel mir eine neue Schwäche bei meiner Rückenentwicklung auf – mein mittlerer Rücken hatte nicht die nötige Dicke bzw. Masse, um sich nahtlos zwischen dem ausladenden Latissimus, den starken Erektoren und meinem kräftigen Trapezmuskel einzufügen. Also ging ich nach dem Weider-Prioritätsprinzip vor und konzentrierte mich voll auf den Aufbau einer massiven Rückenmitte.«

Etwas so Simples wie eine Kniebeuge muß unter diesen Umständen über Seiten hinweg analysiert werden: Negative Phase, Übergangsphase, Aufrichten bis zum kritischen Punkt, weiteres Aufrichten in den Stand. Zu beachten: Maximaler Kraftaufwand geteilt durch Tmax gleich Explosivkraft. Und aufgepaßt: »Je effektiver die Übergangsphase, desto explosiver kommen Sie aus der niedrigsten Position in die Höhe.«

Der Rest ist Essen. Wer Bodybuilding intensiv betreibt, der kann auf Eiweißpräparate nur schwer verzichten, weil er sonst nicht die Kraft für die Schufterei an den Metallgerüsten hätte. Eiweiß ist ein gelb-weißliches Pulver, vom Aussehen her allenfalls als Düngemittel für Zimmerpflanzen, aber nicht zum Verzehr durch Menschen geeignet. Doch dafür wird es auf jeder dritten Seite in den Fachblättern angepriesen, versehen mit Karamel-, Erdbeer-, Schoko-, Orangen-, Mokkageschmack, dazu so leckere Dinge wie Aminosäuren und kurzkettige Peptide, ganze Kapselprogramme mit Algen, Pollen, Bierhefe oder Leberextrakt.
Daß das nicht reicht, ist bekannt. »Jeder Bodybuilder der Spitzenklasse«, so steht es auch in den Magazinen, hier als Zitat eines amerikanischen Supermannes, »nimmt Steroide. Ich selbst mache da keine Ausnahme. Wer das Gegenteil behauptet, lügt, und diejenigen, die behaupten, so etwas nie anzurühren, nehmen in Wahrheit die meisten.« Das macht Muskeln, aber auch Übelkeit und Potenzschwäche, bei Langzeitbenutzung Leberschäden.

Und Paul? »Ach was«, sagt Paul, er nehme ja nicht einmal Eiweiß. Schließlich wolle er keine Riesenmuskeln. Der Unterschied liege im Prinzip: Leichtere Gewichte oft gestemmt gebe straffe Muskeln und Gewichtsabnahme wie bei ihm, schwere Lasten weniger oft gewuchtet mache die Mukkis dick und rund.
So werden in Deutschland und anderswo Tag für Tag sinnlos Muskeln gestrafft und angehäuft, Muskeln, die niemand braucht, die künstlich am Leben erhalten werden müssen. Wären sie nützlich und nötig im praktischen Leben, dann hätten wir sie ja. Brustmuskeln und Trizeps aber, die Markenzeichen des Bodybuilders, waren möglicherweise stammesgeschichtlich von Bedeutung. Heute sind sie mit Recht verkümmert, deshalb aber gerade besonders wachstumsfähig, wenn man ihnen Augenmerk schenkt.
Was der Muskelwahn anrichtet, entnehmen wir den Leserbriefspalten der *Sportrevue*. Thomas Mitzlaff schreibt aus Bochum (»Anbei übersende ich Ihnen ein Foto, welches meinen derzeitigen Entwicklungsstand verdeutlicht, mit der Bitte um Veröffentlichung«) seine aktuellen Daten: Bizeps im Juni 1985 noch 36 cm, im Dezember 1986 schon 44, Brust plus 12, Waden von 39 auf 42.
Achim Glasbrenner aus Mühldorf am Inn berichtet: »Dank Ihrer Produkte Crash Weight Gain Formula 7 und Arnold's Aminovit konnte ich innerhalb eines sehr kurzen Zeitraumes enorm an Masse zulegen und diese dann in konzentrierte Muskelsubstanz umwandeln. Zudem hat mir BB auch viel für's Leben gegeben. Mit der Muskelmasse ist auch mein Selbstvertrauen

gestiegen und die Schüchternheit verflogen.« Dann ist da noch der Brief von Dirk Rother aus Kerpen-Horrem, der den Kritikern des Frauen-Bodybuilding entgegentritt: »Einige Männer sollten sich schämen, so etwas zu sagen, die evtl. dicke Bäuche vor sich rumhängen haben. Denn die hätten es eher verdient, wegen eines unästhetischen Aussehens kritisiert zu werden.«
Eine Kolumne, in der sich fette Männer wegen unästhetischen Aussehens evtl. zu rechtfertigen hätten, ist dem Vernehmen nach vorerst noch nicht vorgesehen.

Paul sagt, anfangs habe er das Fitness-Studio auch »bizarr und lächerlich« gefunden. Als er dann begonnen habe, regelmäßig dorthin zu gehen, hätten nicht wenige Bekannte das »absurd und grotesk« genannt. Dann habe er mal den einen aufgefordert, mit zum Training zu kommen, und mal den anderen. Und alle, die das vorher ganz unvorstellbar gefunden hätten, würden nun selbst immerzu Bodybuilding betreiben.
Er guckt mich an. Ich verabschiede mich hastig.

Eckart Britsch
Jogging in der Endlos-Schleife

Über die kalifornische Vorhut

Niemals waren seine Chancen besser. Corey legt sich mächtig ins Zeug. An der Steigung nach Rapallo hatte das Hauptfeld ihn bisher immer abgehängt, aber diesmal ist sein Antritt unglaublich. Das Training der letzten Wochen zahlt sich aus, denkt er und atmet durch. Die höhere Trittzahl bringt ihn fast an die Schmerzgrenze, die Venen treten dunkel hervor, und der Schweiß läuft aus allen Poren. Nur noch wenige Kilometer in der Etappe. Hinter der Kurve sieht er den glitzernden Sandstrand im milden Abendlicht. Fans winken mit Fähnchen. Schon tauchen die Kirchtürme von Santa Maria di Mare auf. Ein letzter kleiner Anstieg, dann ist es geschafft: Endlich durchs Ziel.

»Tolle Form, Corey«, sage ich und trete in seinen Work-out-Raum im Keller seines Suburban-Hauses in Mountain View, eine halbe Autostunde südlich von San Francisco. »Ja, es ist nicht zu glauben«, japst er noch ein bißchen atemlos und steigt vom Rad. »Seit ich den Giro d'Italia fahre, bin ich richtig motiviert, obwohl an Eddy Merckx, Bernard Hinault oder Francesco Moser kein Herankommen ist«, fügt er hinzu und schaltet seinen Videorecorder ab, der auf einen Super-screen die nachahmenswerten Vorbilder hinzaubert. Früher hat er ausschließlich an die Wand gestarrt. Das war nach ein paar Tagen deprimierend. Nun fährt er klassische Rennen. Während er duscht, sehe ich mich um. Ein idealer Work-out-Raum. Alles vom Feinsten. In der Mitte funkelt seine 7500 $ teure Zukunftsinvestition. Die neue Weight-Maschine von Paramount. Nach getaner Arbeit zeigt sie eine Analyse der Fitness-Daten an: Pulskurve, maximal verbrannte Kalorien und Leistungssteigerungsprozente. Gegenüber hängt ein Jahresplaner mit einem Bild der durchtrainierten Sigourney Weaver, die als Vitaldame auf der Leinwand irdische und außerirdische Männer das Fürchten lehrt. Marilyn Monroe würde neben ihr wie ein Fotomodell für Diätkuren und Kopfschmerztabletten wirken. Auf dem Planer sehe ich Coreys Priorität: Die Qualifikation für Paris–Brest–Paris, ein Rennen, das alle vier Jahre stattfindet. 1200 Kilometer an den Atlantik und zurück. Das Training, verschiedene Vorbereitungsrennen, regelmäßige Diät, und das große Ereig-

nis sind bis ins kleinste Detail ausgetüftelt. Daneben lockt ein Plakat von Hawaii. Eine Woche selbstausgesetzter Belohnung nach der Schinderei. »Warum trainierst du überhaupt noch für wirkliche Rennen?« frage ich Corey, als er frisch geduscht und vor Selbstbewußtsein strotzend zurückkommt. »Immer nur Tretmühle, nichts für mich«, sagt er und nimmt die Nachdenklichkeitshaltung an, »aber wenn ich meinen perfekten Simulator baue, kann ich wahrscheinlich darauf verzichten.«

Ihm schwebt ein Rennrad-Simulator vor, ähnlich der High-Tech-Lösung von Katzman und Bookspan, die eine unglaubliche Indoor-Golf-Maschine entwickelten. Der Kampf ums superpräzise Einlochen findet nun auf Topkursen im Wohnzimmer statt. Anschaffungspreis: lächerliche 18 500 $. Mit echten Schlägern donnern die Golfer ihren Ball auf einen Bildschirm, auf dem der täuschend ähnliche Ausblick der wirklichen Golfbahn erscheint. Der Computer kalkuliert die Entfernung, berechnet die Flugbahn und teilt dann die Distanz für den nächsten Schlag mit.

»Kreativität ist alles«, schwärmt Corey. Für ihn liegen die Vorteile auf der Hand. Die Berge um Silicon Valley sind voll von Radfahrern. Millionen Räder wurden in den letzten Jahren abgesetzt. Der Platz wird knapp. Auf der Straße tobt der Kampf zwischen Joggern, Rad- und Autofahrern. Stadt- und Bezirksverwaltungen planen separate Kampfzonen. Staus bei der An- und Abfahrt nerven. Die immer gleichen Trainingsstrecken werden öde. Geübt im »Minute-Management«, einer im College gepflegten Überlebenstechnik, weiß Corey, daß es darauf ankommt, keine Sekunde zu verschwenden. Mit leichter Hand entwirft er auf dem Print-out seiner Fitness-Daten eine Berechnung, wieviel Lebenszeit durch den Simulator eingespart wird. Er ist fasziniert. Möglichkeiten in Hülle und Fülle unter der Voraussetzung generalstabsmäßiger Planung. Ein Glücksgefühl, das er früher nur in seinem Job empfand, wenn er als Marketing- und Vertriebschef einen neuen Teilmarkt und damit eine neue Front entdeckt hatte. »Wer gelernt hat, die Situation zu erkennen, in ihr Prioritäten zu definieren und in die Tat umzusetzen, der gerät niemals in die Sackgasse«, plaudert er aus der Schule der Erfolgreichen, »Performance counts.«

Corey ist kein durchschnittlicher Typ. Dennoch hat er etwas an sich, das für das Kalifornien der letzten Jahre typisch ist. Für ihn gilt nur die Zukunft. Alle Probleme hält er prinzipiell für lösbar. Sein Lieblingshalbsatz lautet: »When I learned to be positive about myself . . .« Seine Reflexionsbereitschaft reduziert sich auf den Satz: »I can do it.« Das spart Zeit und Nerven, weshalb ihn Leute, die etwas ausdiskutieren wollen, auf die Palme bringen. »I'm wasting my time«, pflegt er dann gereizt zu sagen, um sich, nachdem er demonstrativ tief Luft geholt hat, brüskiert zu verabschieden.

Die Botschaft seiner Zeit besteht wie alles Wesentliche aus wenigen Worten: »YOU CAN BE YOUNG, RICH AND BEAUTIFUL«. Der kalifornische Tagesbefehl: »Go for it!« Seine Verheißung: »You can have it all.«
In der Brandung mit seinem Surfbrett zu schaukeln, sich die Sonne auf den Luxuskörper brennen zu lassen und von Mamas Lieblingen, den Beach Boys, zu träumen, gehört heute zum Mythenvorrat der Tourismuswerber genauso wie der Goldrausch, Hollywood und die ewige Jugend im milden Klima: »California Dreamin, all on a summer day.«
Nur genügt es heute nicht mehr, braungebrannt auf die Welle zu warten oder einen Joint nuckelnd den ozeanischen Orgasmus zu beschwören, der so sicher kommt wie das nächste Erdbeben in San Francisco. Es reicht nicht aus, beim Tennismatch der dritten oder vierten Ehefrau zu zeigen, was ein Schläger ist, und den Geschäftspartner beim Sprint in die Cocktail-Lounge abzuhängen. Oder auf dem Homeworker rudernd die Bauchmuskulatur am Abschlaffen zu hindern. An der Mauer des Pazifik stehen Mann und Frau mit dem Rücken zur Wand. Der Kampf um die Zukunftsgewißheit erfordert mehr als narzißtische Muskelerektionen, sozialcharmante Fitnessausstrahlung und schlichte Schlankheitsvisionen: Alles fleischgewordene Ideologien einer Konsumgesellschaft. Der neue Selbstbehauptungswille geht aufs Ganze. Gesundheit ist mehr als Fitness, Schönheit oder die Abwesenheit von Krankheit. Zur Zeit steigen die wahren Helden auf der geistigen Halbleiter eine Stufe höher. Auf ihr verschmilzt die Mysterienerfahrung des Körperkults mit den Gewissensbiß-Potentialen der Pop-Psychologen der siebziger Jahre zu einer ewig jungen Heilserwartung: dem Well-being.
Die proklamierte Einheit von Körper, Seele und Geist feiert ihre Wiederauferstehung. Schließlich ist der Mensch mehr als die Summe seiner Einzel- und Ersatzteile. Das Zauberwort für die augenblickliche Fusion von Psychischem und Physischem kommt nach einem geistigen Einbruch in den Weltanschauungsvorrat der alten Griechen von Fritjof Capra und heißt: holistic oder ganzheitlich. Was sich als Bewußtseinserweiterung zu einem umfassenden Verständnis unserer komplexen Welt begriff, wird in der Periode geforderter unternehmerischer Aktivität und angebotsorientierter Wirtschaftspolitik zu einem unerwarteten Break-through. Gesundheit ist nicht länger die Abwesenheit von Krankheit. Well-being erfordert Unternehmenskraft und Willensstärke.
Stop Psychobabble. »Zehn Jahre haben wir rational über die Welt geredet, ohne daß sich etwas dadurch positiv verändert hätte. Das Resultat ist null«, meint mein Gewährsmann Jim, ein High-Tech-Manager mit dem Hobby »Life-Style-Spezialist«. Er weiß, was angesagt ist. Die Einsicht von Karl Marx, Philosophen hätten die Welt nur interpretiert, es komme aber darauf

an, sie zu verändern, könnte das Motto für die Wachstumsjahre des »Happy Health-Confident« sein. Im Gesundheitsboom, glaubt Jim, erblickt ein positiver Gestaltungstrieb das Licht der Welt: Wer rennt, erlebt Schritt für Schritt, wie der Körper Kraft schöpft, kann wieder durchatmen und hat keine Lust mehr auf schlechtes Essen; Non Smoking inklusive Non Drinking resultiert daraus wie von selbst. Die »Three Martini-Lunches« gehören der Vergangenheit an. Um 12 Uhr mittags marschieren die Executives nach Geschlechtern getrennt in die Health-Clubs zum Bodybuilding oder Joggen. Oftmals, wie bei IBM oder Hewlett Packard, gehören diese wie früher die Kantinen zur Firmenausstattung. Gibt es keinen Health-Club, so gibt es mittlerweile überall eine Dusche, um nach dem Sich-Abplagen in der Mittagspause wieder spritzig an die Arbeit gehen zu können. Überflüssig werden die getarnten Verabredungen mit Mr. Nobody, um sich ein Stündchen zur Massage auf die Matte zu legen. Die Unbewegten sind im Erklärungsnotstand. »Come out of the closet« gilt nun für die letzten heimlichen Raucher. »Adopt a smoker« mahnt deshalb die amerikanische Cancer-Association, damit die schlechten Angewohnheiten in freiwilliger Kontrolle durch den besten Freund abgelegt werden. Kein schwarzes Brett ohne Steckbriefe mit Überschriften: »Make This Your Year Of Healthy Living«. »Call Telephone number« für einen Aktionsplan »Leibesübung« als eine lebenslange Aufgabe und am Ende die Aufforderung, Mitglied in einer »Support-group« zu werden.

In zwei Jahren machten 25 Millionen Amerikaner mobil. Im *Life-Magazine* wurde berichtet, daß mittlerweile jeder zweite Amerikaner versucht, bewußt fit zu bleiben. Am Vorlaufen in den Tod nehmen rund siebzig Prozent teil – die größte Volksbewegung in der zweihundertjährigen Geschichte der Vereinigten Staaten. In einer Größenordnung von 8 Milliarden Dollar laufen sie sich die Sohlen ab und produzieren mit zweistelligen Zuwachsraten ein Superwachstum auf dem Diät-Nahrungsmittelmarkt, um das in der Verfassung garantierte Recht auf Glück – the pursuit of happiness – zu verwirklichen: als animalische Weltmacht. »Happiness is... Taking charge of your life«: Sein Leben in die Hand nehmen. Eine Empfehlung des *American Health-Magazine*. Mach es mit »Body Beauty, Smart Nutrition, Medical Miracles, New Meditation, Fun Workouts, Self-Bossing, Health Confidence«. Hinter jedem Schlagwort eine wachsende Industrie, alle möglichen ideologischen Versatzstücke und jede Menge raffinierter Sozialgangster, die als ganzheitliche Health-Trainer, magenfreundliche Tanztherapeuten, astrologische Finanzplaner, orientalische Masseure oder New-Age-Hypnotiseure die erwerbsfähigen Gesundheitssucher kräftig erleichtern.

Um hinter das Geheimnis des eigenen Lebens zu kommen, empfehlen sich tägliche Eintragungen über die Essens-, Trink- und Arbeitsgewohnheiten in ein Life-Style-Book. Bereits das Niederschreiben der laufenden Ereignisse führt zu einer neuen Wachheit sich selbst gegenüber. Etwa so: Mensch, wie lange habe ich gesessen? Wow, das waren ja sieben Tassen Kaffee, an die Zigaretten gar nicht zu denken. Dreimal habe ich schon meine Gymnastik ausfallen lassen, zwei Tage Junk-Food hintereinander, 24 Überstunden in einer Woche, kein Beischlaf, vom TV fünfzehn Stunden verführt, mehrmals die zusätzlichen Vitamintabletten vergessen, schlechte Gefühle, da nur einmal die Kinder ins Bett gebracht, einige synthetische Fruitdrinks getrunken, nicht zu vergessen die vier Black Labels und die Miller Light Beer.
Da es mir an brauchbaren Interpretationen des einsetzenden Informationsstroms von Wissen und Erfahrung mangelt, besuche ich einen einschlägigen Experten.
Mit Beistand eines »holistic«-erfahrenen Mediziners, der mittlerweile in fast jeder City Kaliforniens auf den gelben Seiten des örtlichen Telefonbuchs zu finden ist, läßt sich nämlich dieses Life-Style-Book auswerten, um aus den unbegrenzten Möglichkeiten des Gesundheitsangebots eine maßgeschneiderte Lösung herauszufinden. Wie jeder weiß, ist es nie zu spät, bevor es zu spät ist.
»Moderne Medizin ist wunderbar«, erklärt mir Dr. Ostheimer, den ich in seinem Holistic Health Center in Palo Alto besuche. Seiner Meinung nach hat sie aber zwei entscheidende Fehler: Sie setzt zu spät ein und tut so, als ob sie mit Pillen, Spritzen und Operationen alles lösen könnte. Eine Milchmädchenrechnung mit dem Ergebnis, daß die meisten Leute von ihr zu viel erwarten, anstatt rechtzeitig etwas für sich selbst zu tun. Auf ihre Heilkraft fixiert wie das Kaninchen auf die Schlange, macht sie den modernen wissenschaftsgläubigen Menschen apathisch. Da Passivität die Krankheit zum Tode ist, muß die ganzheitliche Perspektive Lebensstil-Änderungen ins Visier nehmen. »Die Behandlung der Person anstelle der Krankheit muß in den Vordergrund treten, healing the whole person«, erklärt er freundlich. Dann setzt seine Argumentation Fett an. Viele Amerikaner wissen nicht, was sie tun. Was ihr Leben bestimmt, ist Rauchen, schlechtes Essen, keine körperliche Bewegung, Verantwortungslosigkeit gegenüber ihrer Gesundheit, unkontrollierter Streß, Tablettensucht und Drogen. Kein Wunder, daß die Krankheitsindustrie einen Jahresumsatz von fast 10 Prozent des Brutto-Sozialprodukts erreicht hat. »Meine traditionellen Kollegen«, schimpft er, »behandeln Körperteile ihrer Patienten lieber nach Labortest, anstatt sich mit der individuellen Kranken- und Lebensgeschichte des Klienten auseinanderzusetzen.« Gegenüber dem Tod verteidigt traditionelle Medizin höch-

stens einen Status quo, während der ganzheitliche Ansatz mit Selbsterziehung, persönlicher Entwicklung und Aktivität »good news« produziert: »Freude, Zufriedenheit und Lebenshunger«.

»People should not write out their own pink slips«, fügt er hinzu. Rosarote Zukunft statt rosarote Kündigungsschreiben. Wie immer hat die Elite vor allen anderen die Zeichen erkannt. Hauptsächlich Top-Executives kommen in seine Praxis mit typischen Leiden: Magenschmerzen, Schlaflosigkeit, Bluthochdruck, Angst vor Krebs. Sie sind erfolgreich, fühlen sich aber unglücklich und depressiv. Fast alle sind kompetent und glauben: Nothing can phase me, I don't have stress. Ein Awareness-Training gibt schnell gegenteiligen Aufschluß. Überzeugt, wie wertvoll ihre Zeit ist, werden fast alle schnell sauer, wenn sie irgendwo auch nur einen Augenblick warten müssen; Entscheidungen unter Druck beschäftigen sie oft unbewußt tagelang weiter; fitnessbewußt spielen sie Tennis, aber mit blutigem Ernst. Meistens vernachlässigen sie emotionale Schwierigkeiten mit ihren Ehefrauen oder Kindern. Ab und zu stirbt ein Freund, den sie vor Geschäftigkeit nicht betrauern können.

»Sie fallen aus allen Wolken, wenn sie ein Life-Style-Tagebuch geführt haben«, erzählt Ostheimer weiter, »sind entsetzt, wie wenig sie von ihrem Leben wahrgenommen haben.« Vermutlich, um die Elite nicht zu lange zu verunsichern, versichert er ihnen dann: »You are different from everbody else. You need your special way.« Alles ist schließlich einzigartig: die Lebensgeschichte, der Körper, die Vorlieben, das Nervensystem, die Persönlichkeit, die Leidenschaft. Daß dann eine Reihe von Well-being-Maßnahmen eingeleitet werden müssen, versteht sich von selbst. Neben der medizinischen Behandlung erfolgt die Planung einer auf den Leib zugeschnittenen Diät mit einem Ernährungstherapeuten. Für ca. 120 $ die Stunde können selbst die Trinkgewohnheiten des Vaters und das Gallenleiden der Großmutter in die Speisenauswahl einbezogen werden. Für den Streßabbau empfiehlt Dr. Ostheimer Biogenetik, Yoga und autogenes Training. Je nach Problemlage auch die neuesten Methoden der Psychosynthese zur Balancierung des wahren Selbst oder Transaktionsanalyse zur Kontrolle eigener Verhaltensmuster, um harmonischer mit seiner Umwelt umzugehen. Last but not least ist der Praxis ein Fitness-Trainer angegliedert, mit dem ein Work-out-Programm von Kopf bis Fuß komponiert wird. Wem das noch nicht lückenlos genug ist, der kann mit einem Color Coordinator herausfinden, welche Farben am besten zu Haut und Haar passen und welche Kombination die Gesamtpersönlichkeit ausdrucksstark ins Bild setzt. Die Gnade des Well-being offenbart sich ohne Ausnahme: Mann und Frau, Freund und Feind, groß und klein, reich und arm. Jeder kann seine schlechten

Gewohnheiten, die ein hohes Risiko für die Gesundheit bedeuten, ablegen. Diese Erkenntnis ist für ihn unwiderlegbar. Sie durchzusetzen, hält er für seine Berufung. Man muß sich nur dafür entscheiden. »You need a strong sense of personal responsibility«, verkündet er. »The well-being life-style can be more satisfying than any combination of the high-risk behaviors.«
Meine Eintragungen in das Life-Style-Book lesen sich dann wie ein stromlinienförmiges Sündenregister: Ich esse, trinke und rauche gern. Zum Gewichtheben komme ich nur, wenn ich ein paar Flaschen Wein aus dem Keller hole. Anstatt für Vitamine interessiere ich mich für Kochrezepte aller Art. Einzig meine Abneigung gegen Hamburger, Tacos, Dairy Queen Chicken Sandwiches und Hot Dogs bringen mir ein paar Pluspunkte. Prost Mahlzeit, denke ich. Aber als liebenswürdiger Kalifornier bringt er mich nicht in Verlegenheit, denn schließlich weiß ich es ja auch selbst: außer Selbstmord hilft nichts schneller, das Zeitliche zu segnen, als Rauchen und Trinken. Er empfiehlt mir einen Health Club, in dem ich mit leichtem Work-out anfangen soll. »Wer sich in Bewegung setzt, bekommt Appetit auf mehr«, lächelt er zuversichtlich.
Ein paar Tage später treffe ich durch seine Vermittlung Tom, der als »Body Composition Adviser« in einem Health Club in Los Altos arbeitet. Um nicht gleich der nackten Wahrheit gegenüberzustehen, haben wir uns in »The Good Earth«, einem Restaurant und Café für erdnahe Kost, verabredet. Scheinbar ohne Absicht mustert er mich, um dann gleich loszulegen: »Deine Proportionen sind o.k., daraus kannst du viel machen.« Er sieht mir natürlich sofort an, daß ich nicht trainiere. Wir bestellen zwei vegetarische Sandwiches und eine große Flasche Perrier. Während die Kellnerin aus einem riesigen Obstberg zwei Avocados aussucht, gibt er mir die ersten Ratschläge. Das wichtigste ist, herauszufinden, wie motiviert ich bin. Erfolgreiche Leibesübung beginnt im Kopf mit Inspiration und der Sehnsucht nach Energie und Kraft. Die psychische Sperre muß überwunden werden. Das Gefühl beeinflußt nämlich Disziplin, Ausdauer, Enthusiasmus, Erwartung und die persönliche Übereinstimmung. Jeder braucht seine eigenen Träume vom schönen gesunden Körper. Ihre Verwirklichung erfordert dann ein genau kalkuliertes Bündel von Übungen. Der Rest ist ein Kinderspiel. Zunächst soll ich fünf Tage trainieren: die Freude an der Bewegung erleben und die chemischen Reaktionen im Körper stimulieren. Dieses Glück produziert langfristige Ziele: 10 Pfund weniger in den nächsten zwei Monaten, Entwicklung der Arm- und Bauchmuskulatur. »Anziehung«, weiß er zu berichten, »ist rein physischer Natur, wer diese Erfahrung gemacht hat, ist nicht mehr zu retten.« Als Interimslösung hilft kreative Visualisierung: Hinlegen, Augen schließen und die Körperteile gedanklich ab-

tasten. Total entspannen. Freunde, Bekannte und Frauen an seinem geistigen Auge vorüberspazieren lassen und denken: wie werden die staunen, wenn sie mich mit meinem neuen Wunschkörper sehen, den ich mir selbst gestaltet habe. Danach weitere fünf Minuten liegen bleiben und dann mit dem täglichen Work-out-Programm starten. Kommen negative Gedanken auf, Zweifel an der Bewältigung der gestellten Aufgabe, müssen diese in positive umgeformt werden. Man sagt dann zu sich selbst: Jeder Tag Workout bringt mich näher an mein Ziel. Wenn ich anfange zu üben, fühle ich mich besser. Das hilft, um aus der Patsche zu kommen. »Die größte Motivation stellt sich nach einiger Zeit von selbst ein«, verrät er mir, ehe er in seinen Health Club zurück muß, »dein Sexualleben wird deutlich besser.« Ich bin sprachlos, bleibe noch eine Weile sitzen und übe mich zum Zeitvertreib in Selbstvisualisierung.

Aber vergeblich versuche ich meine Muskeln zu fühlen, obwohl ich tief einatme und die Brust herausstrecke. Als Ersatz schießen mir immer wieder die Männerphotos aus *Interview, Esquire, Winner, Vanity Fair, Sport and Fitness, Runners World, Life, Muscle and Fitness* oder die Idolbildungen der neuesten Werbespots durch den Kopf, deren Leitbilder die Zeitungsauslagen dominieren. Schöne Männer mit Armen, an denen die Sehnen hervortreten, und mit einem muskulösen Oberkörper, die aus den Seiten auffordernd als Norm herausschauen. Wie Götterbilder, die den Beter mit ihrem Blick halten. Von den Body-Building-Magazinen abgesehen, sind es nicht mehr die Muskelpakete der fünfziger und sechziger Jahre, deren ölglänzende, stählerne Gestalt einen den Schweiß ahnen läßt, den die Anstrengung mit dem Expander gekostet hat. Sie haben auch nichts von der gestischen Präsenz eines Marlon Brando in »The Wild One«. Seine aggressive Ausstrahlung blieb durch das Gesicht melancholisch verletzlich: ambivalent und erotisch. Die Modelle der achtziger Jahre wirken eindeutig, konfliktfrei und direkt. Sie verkörpern das Bewußtsein von sexuell selbstbewußten Waren ohne jeden erotischen Spielraum.

Es sind weder importierte Naturbuben wie Arnold Schwarzenegger mit seinem immer strahlenden Colgate-Gebiß, noch haftet an ihnen die Utopie der Unbesiegbarkeit wie an Rambo. Die neue Generation wirkt wie das verordnete Lebensideal. Eine perfekte Verkörperung des Trends: gesund und stark, brauchbare Angebote. Meine Freundin Livia, eine Mediaplanerin, mit der ich am Nachmittag Tennis spiele, erklärt mir, worum es geht. Alles easy easy, simple simple. Show-the-body funktioniert in den Anzeigen für gehobene Konsumgüter dieser Tage genau so optimal mit männlichen Modellen. In Etappen bekam das Modell »cheese cake«, der wohlgeformte, ewig lächelnde Frauenkörper, seine männliche Konkurrenz als

»beef cake«. Auch für den oft todernsten Blick der Modelle hat sie eine Erklärung. Da Gleichförmigkeit und Eintönigkeit dem Tod der Werbung gleichkämen, darf »beef cake« durchaus ernst und ungerührt dreinschauen, fördert doch gerade die damit zu erlangende Wirkung der Unnahbarkeit und der Hauch von Unzugänglichkeit die Kauflust. Eine gewisse Steifheit verbunden mit Kühle lädt das industriell hergestellte, traditionslose Produkt mit der Aura der nötigen Bestimmtheit auf und verleiht ihm dadurch Würde, Dauer und Tradition. Beim anschließenden Bier klärt sie mich auf. In einem Land ohne Erinnerung und ohne dauerhafte soziale Struktur läßt sich alles mit dem Glanz der Tradition, gesundem Glück oder der Ausstrahlung von Selbstsicherheit verkaufen. Fast die Hälfte aller Amerikaner fühlt sich machtlos und glaubt, keinen Einfluß auf die Gestaltung ihrer Zukunft zu haben. Sie kommen sich vor wie Buster Keaton, der in dem Film »Go West« in New York ausgestreckt auf einem Trottoir liegt, während die Fußgängermassen über ihn hinwegtrampeln. 45 Prozent erwarten von Politikern absolut nichts. In ausweglosen Situationen sind sie ihrer Meinung nach dem Schicksal ausgeliefert.

Nach einem tiefen Schluck: »Unser Leben teilt sich in zwei Hälften. In der ersten sind wir infantil und in der zweiten senil. Ganz klar, alle versuchen die zweite so weit wie möglich hinauszuschieben.« Zudem muß eine Gesellschaft mit Hunderttausenden von Projekten und Planungen einfach auf die Zukunft setzen. Da lautet der kategorische Imperativ: jung und gesund bleiben. »Da brauchst du keine Vergangenheit«, weiß sie, »sondern eine Zukunft.« I get it.

Nun will ich es wissen. Ich rufe John an und frage ihn, ob er mich nicht einmal in seinen Health Club mitnimmt. »Natürlich«, sagt er und kann es kaum fassen. Er nimmt an, daß ich nach hartnäckigem Widerstand weich geworden bin. Ein paar Tage später sind wir auf dem Weg nach Santa Clara. Wir nehmen einen der immergleichen Highways, auf denen Tag und Nacht ein gleichmäßiger Verkehrsstrom dahinrollt. Regelmäßig stellt sich bei mir ein Gefühl der Orientierungslosigkeit ein: immer gleiche Suburbs, täuschend ähnliche Einkaufszentren, Reklametafeln, Waschanlagen, Drive-in-Ketten, Tankstellen, Shanghai-Restaurants, Highway-Patrols. Selbst mit einer Autokarte wäre es für mich schwierig, den Decathlon Club zu finden. Plötzlich sind wir da. In einer Asphaltwüste – Fabrikanlagen mit Verladerampen und Bürohäuser hinter Zäunen – steht ein unförmiger Betonkoloß, umrahmt von Parkplätzen. Hier soll es sein, denke ich, während wir aussteigen. An einer dunkelgläsernen Eingangsschleuse drückt John auf den Knopf. »Ihre Mitgliedsnummer«, tönt es aus dem Lautsprecher. John nennt eine vierstellige Zahl. Es summt und die Tür öffnet sich. Wir betreten eine

Halle. In der Mitte plätschert ein Bach, an dem entlang wir zum Empfangscounter wandern. In einer Mischung aus raffiniertem Natur- und Kunstlicht strahlt der Raum eine große Ruhe aus. Die sphärische Wirkung wird durch New-Age-Musik unterstrichen, die als sanftes Rauschen mit Vogelgezwitscher die Restgeräusche zum Plätschern beisteuert. Alles ist mit gediegenem Holz verkleidet, bis auf die Campingstühle aus Plastik am Ufer vor der Erfrischungsbar. Unzählige Grünpflanzen repräsentieren die bessere Natur. Am Counter werden wir mit frischen Handtüchern versorgt. Zwei aus dem Bilderbuch für Well-being-Ästhetik stammende Girls vervollständigen die Stimmung: »Enjoy your work-out.« Es hört sich einfacher an, als es ist. Die Qual der Wahl: Tennis oder Squash, Freies Gewichtheben oder eine der vielen verschiedenen Gewichtmaschinen. Schwimmen, stationäres Radfahren oder Laufen auf dem Endlosband. Racketball oder Handball. Aerobic oder Gymnastik.

Aerobic scheidet aus, da ich an keiner kollektiven Truppenübung uner dem Kommando eines Out-fit-Kommandanten teilnehmen will: OK, everybody, move, move, lift your legs, higher, higher, kick, kick, don't stop moving arms, try to keep back straight, forward, forward, to the side, to the side, back, back, squeeze, squeeze, Arschbacken zusammendrücken, fester, fester ...

In der Haupthalle herrscht Frieden, in den Nebentrakten wütet der Krieg. Mit ihren Plexiglasschutzbrillen wirken die Squashspieler wie »Post-Gladiatoren«, die sich anstelle von Schwertern Gummibälle um die Ohren schlagen. Im Weight-Room arbeiten und stöhnen die Sklaven wie im antiken Steinbruch. Mir bleibt beim bloßen Anblick die Luft weg. Fast unerklärlich, welche starke gefühlsmäßige Attraktion die Ausarbeitungsmaschine auf die Bizepszüchter ausübt. Fasziniert von den Schweißperlen der Muskel-Ekstatiker leistet mein Kopf Schwerarbeit. Was passiert hier? Arbeit für oder am Nichts? Identitätssuche jenseits der eigenen Subjektivität, im Jenseits der konkreten Arbeit? Fanatische Askese nach übersteigertem Konsum, damit die Erfahrung eines stagnierenden Lebens ausbleibt? Halluzinierte Befriedigung für den Mangel an Erfolgserlebnissen in der Welt draußen? Produziert Gesundheit als gesamtgesellschaftlicher Fetisch eine neue Generation von Fetischisten? Ist es Terror, weil öffentliche und private Sphäre aufgelöst werden, um den neuen Puritanismus bis unter die Bettdecke durchzusetzen? Ich finde keine erschöpfende Antwort.

Für den Clubmanager, der früher Animateur im Seniorenwohnheim war, sind dies alles keine Fragen. Er interessiert sich für den Trend: »This is Hollywood and people still want to look great« ist sein Glaubensbekenntnis. Zur Zeit haben aber die Health-Sucher die Oberhand. Forschungsdaten

über die neuesten medizinischen Erkenntnisse müssen beschafft und Seminare zum Thema kalorienarme Ernährung eingerichtet werden. Eine Informationstabelle vor der Sauna zeigt an, wie viele Kalorien pro Minute je nach Übung abhängig vom Körpergewicht verbrannt wurden. An der Spitze: Rennen, Radfahren, Basketball und Schneeschaufeln, gefolgt von Tennis, Tanzen, Aerobic und Holzsägen. Im hinteren Feld: Rock'n Roll, Golf, Wandern, Rudern, Schwimmen und Geschlechtsverkehr mit einem aktiven Partner. »In den neuesten Clubs ist das Equipment intelligent und liefert kombinierbare Fitness-Daten, die von den Mitgliedern eifrig studiert werden«, berichtet er stolz. Mit Hilfe von Computerprogrammen läßt sich so ein Clubwettbewerb durchführen. Alter, Gesundheit, Leistungszustand, Geschlecht und Handicaps, alles kann berücksichtigt werden. Ermittelt wird der Daten-Clubmeister. Trotzdem hofft er auf die Wiederkehr der Fun-Sucher und wünscht dem Krankheitsdiskurs eine baldige Herzattacke.

»Na, hast du wieder nur gequasselt?« fragt John, als er zurückkommt. Ich fühle mich ertappt und verwickle ihn in eine heftige Diskussion über die Sinnlosigkeit des Ganzen. Er versteht mich überhaupt nicht: »Hier geht es doch gar nicht um Identität.« »Doch«, sage ich leicht erregt, »weil eben der Körper das einzige ist, das du noch kontrollieren kannst.« Ich verkneife es mir, auf die überquellenden Regale in Buchhandlungen und auf die totale Medienpräsenz für »Health« und »Self-Development« mit Rezepten, Strategien und Informationen rund um den Körper hinzuweisen.

John zieht am Halm seines Milchshakes und grinst: »Wir Amerikaner haben noch nie im Ernst daran geglaubt, daß die politische oder wirtschaftliche Komplexität, oder was immer du meinst, für den einzelnen kontrollierbar ist. Das war noch nie unsere Vorstellung.« Er lehnt sich relaxed zurück. »Eher eine Omnipotenzphantasie von euch Europäern«, kontert er, »wer hat schon was gegen klare Resultate, die so viel Spaß machen. Siebenmal in der Woche.« Ich gebe auf. Der gesellschaftliche Wandel erscheint mir als soziales Drama: Alles herausschwitzen.

Eine Woche später geht es zu den heißen Quellen. Harbin Hot Springs, zweieinhalb Autostunden nördlich von San Francisco, gilt als das echte New Age Health-Center. »Living the Future« lese ich auf dem Informationsblatt, das ich nach telefonischer Bestellung bekomme. Auf der Anfahrt durchs Napa Valley, eines der kalifornischen Weinanbaugebiete, locken die Versuchungen: Chardonnay, Sauvignon Blanc, Cabernet Sauvignon, Zinfandel. Ich schlage sie aus, um nüchtern zum »sacred healing place« der Ureinwohner zu kommen. »Voraussetzung für das Eintauchen in die Fluten des mit Mineralwasser gefüllten Pools ist die Mitgliedschaft in der

›Good Standing Heart Consciousness Church‹«, sagt ein freundlicher junger Mann an der Eingangsschranke aus seinem hölzernen Wachhäuschen, den meine Freundin Livia vermutlich als left-over-Hippie kategorisieren würde. Ich bezahle. Kostenpunkt 4 $ für einen Monat plus 10 $ Badegebühren pro Tag. Allemal preiswerter als Johns Health Club, für den mindestens 150 $ zu überweisen wären. Dafür sind ein paar Regeln mehr einzuhalten. Während in der City bloß die Aschenbecher fehlen und die Leute freiwillig an ihren Saftgläsern nippeln, ist hier Rauchen und Trinken von Alkohol ausdrücklich verboten. Haustiere dürfen nicht mitgebracht werden. Im Pool herrscht Flüsterton, um das spirituelle Klima nicht zu stören. Nach der rituellen Reinigung findet ein Gesundheits-Workshop »From power to empowerment« statt. Während die neue Mittelklasse nach potentem Wachstum durch Work-outs sucht, setzen die Nachfolger der Counterculture auf die innere Kraft zur Sicherung des Friedens und der Zukunft. Von Starhawk, einem weiblichen Potential, erfahren wir, daß der erste Schritt zur Genesung getan ist, wenn wir aufhören, die Realität zu akzeptieren. Im zweiten Schritt kommt es darauf an, sich mit echter »Holistic« eine eigene Traumwirklichkeit zu schaffen: Power from within. Als nächstes steht die Reritualisierung auf dem spirituellen Anpassungsprogramm, denn die meisten Menschen haben die guten Seiten der Religion vergessen: Rituale.

Um gesund zu werden, hilft es, »fortune cookies« für seine Freunde zu backen, die beim Reinbeißen ein Zettelchen entdecken, auf dem steht: ich liebe dich, du bist großartig, ich denke an dich oder genieß den Tag. Zur Verbesserung des Daseins trägt das »Spring Equinox« bei: eine wiederentdeckte Zeremonie. Der Frühlingsanfang soll mit Ritualen feierlich begonnen werden. Eine Tomate entwickelt schließlich auch ihre ganze Kraft von innen heraus, ohne die Umwelt in Mitleidenschaft zu ziehen. Zudem ist der heilige vegetarische Ursprung mit seinen dreitausend Jahren viel älter als die meisten Weltbilder, an denen wir zu unserem Unglück kleben. Nach einer spirituellen Erfahrung gefragt, erzählt Starhawk von der Verhaftung einer Gruppe, die in Nevada gegen Atomversuche demonstriert hat. Im Gefängnis fingen alle zufällig an zu singen. Eine Kraft, die aus dem Rhythmus des Gesanges kam, durchströmte die Zellen, so daß selbst der letzte Feigling seine Angst verlor. Kein Bulle traute sich zuzuschlagen. Später im Gerichtssaal hielten alle Händchen. Die Energie übertrug sich sofort auf die Angeklagten, die einsam und alleine vorne vor dem Richter standen. Niemand fürchtete sich vor der Obrigkeit. Scherzend plaudert Starhawk weiter: »Als ich in die High-School kam, dachte ich, das ist ein Gefängnis. Während ich im Gefängnis saß, kam ich zu dem Schluß, das ist wie High-School. Immer

die gleichen Regeln.« Alle lächeln eingeweiht, während mir eher zum Schreien zumute ist. Am liebsten würde ich mir sofort eine Zigarette anstecken. Ich riskiere es nicht, denn ich muß meine Wette mit Rob, meinem Chairman im German Department in Stanford, noch gewinnen: 100 $ bekomme ich, wenn in den nächsten zwei Jahren in Kalifornien ein Raucher beim Anzünden einer Zigarette erschossen wird. In Demut habe ich heute gelernt, daß jede Person eine Geschichte hat und persönliche Erfahrungen zählen. So halte ich mich an die Weisheit meines Großvaters: im Wein liegt die Wahrheit, und fahre nach Napa Valley zurück.

Den absoluten Geheimtip zur Entdeckung von gesunden Kraftreserven in der City-bay, dem Gebiet um die Bucht von San Francisco, erfahre ich rein zufällig bei einem Empfang des El Centro Chicano für Maestro Andres Segura, einen mexikanischen Healer, der die Gesetze des Universums lehrt: Kontaktaufnahme mit dem Jenseits, Entdeckung der Ahnenheilkraft, Seelenreparatur durch Hexenträume, Healergeschichten, indianische Mythen und südamerikanische Medien. Ein Highlight ist die Weiterdichtung der Castaneda-Mythen durch Florinda Donner. Erleuchtete Professorinnen und begeiste(r)te High-School-Absolventen setzen ihre Geschichten in Wirklichkeit um. Vollmond, Freitag der dreizehnte. Ich bin unterwegs zu befreundeten Geistern über den Hügeln von Berkeley, um deren wohltuende Kräfte zu erfahren. Geheimnisvolle Figuren huschen über die Friedhöfe. Spirituelle Sekretärinnen, Freizeithexen und andere mediumverdächtige Trägerinnen schleppen die Knochen von Kentucky Fried Chicken über die Gräber und warten auf die Zeichen ihrer Vorfahren. Holly Mercedes schnippt rhythmisch mit den Fingern und stimmt einen monotonen Gesang an, den sie beim alternativen Bildungswerk für Frieden gelernt hat. Zwischendurch pafft sie an einer stark riechenden kubanischen Zigarre, deren Duft die Geister anzieht. Für einen Augenblick reißen die Wolken auf. Es wird taghell. Ein Zeichen?

Dann ein Erlebnis anderer Art. Plötzliches Aufblitzen von Scheinwerfern, es ertönen schrille Kommandos: Hands up, face to the wall. Die Security guards erleuchten die Szene. Im Gerangel geht der größte Knochen, ein besonders wertvolles Relikt der Großmutter, verloren. Später auf der Wache werden die letzten Voodoo-Requisiten beschlagnahmt. Christuskreuze, Räucherstäbchen und Kerzen landen im Verwahrschrank. Der Spuk ist zu Ende. Auf dem Heimweg frage ich Holly, warum die rettende Hand ihrer Vorfahren oder die Geister, die ihr Leben bestimmen, nicht eingegriffen haben. Sie meint, an solchen weltlichen Dingen seien sie wohl nicht so interessiert. Mutig verweist sie auf die spärlichen Zeichen. Wie sonst sollte denn der plötzlich heraustretende Mond zu deuten sein? Ich kann diese

teuflische Erfahrung nicht glauben: das ist für Holly schlicht zu starke Abwehr und Befangenheit durch meine rationalistische europäische Erziehung. Für sie hat Florinda Donner, die als Anthropologie-Studentin anfing und als Medium endete, bewiesen: auch Amerikaner können die Geister beschwören und sich die unerschöpflichen Quellen und unsterblichen Kräfte der Hexen für ihre Volksgesundheit erschließen. »Aber ich bin nicht dein Lehrer oder dein Beistand«, merkt sie über einer Tasse Kräutertee an, die wir zur Krönung des Abends in einem Café an der Telegraph-Avenue trinken. »Niemand außer dir selbst«, sagt sie beschwörend, »kann dir die Fülle des Lebens geben.« Die Botschaft »Ich bin nicht verantwortlich für dich« und der Kampfruf »Take care of yourself« kommen mir vertraut vor. Der universelle Geist verkündet durch seine irdischen Medien von Holly zu Buddha und Atman: Du bist, um da zu sein. Glaube an dich selbst, vertraue dir. Du bist ein perfekter Ausdruck deiner selbst, göttlich und fraglos kerngesund.

Bücher zur Deutschen Geschichte.

Das Daimler-Benz-Buch.

Ein Rüstungskonzern im ›Tausendjährigen Reich‹.
Herausgegeben von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts.
DELPHI Politik. 832 Seiten, ca. 300 Abb., gebunden, 36 DM.

Opfer und Täterinnen.
Frauenbiographien im Nationalsozialismus.
Herausgegeben von Angelika Ebbinghaus,
DELPHI Politik. 348 Seiten mit zahlr. Abb., gebunden, 32 DM.

Der Griff nach der Bevölkerung.
Aktualität und Kontinuität nazistischer Bevölkerungspolitik.
Herausgegeben von Heidrun Kaupen-Haas,
DELPHI Politik. 180 Seiten mit zahlr. Abb., gebunden, 24 DM.

Robert M. W. Kempner, SS im Kreuzverhör.
Die Elite, die Europa in Scherben brach.
Erweiterte Neuauflage,
DELPHI Politik. Ca. 380 Seiten mit zahlr. Abb., 32 DM

TAUSEND GANZ NORMALE JAHRE
Ein Photoalbum des gewöhnlichen Faschismus von OTTO WEBER.
99 Aufnahmen in Kupfertiefdruck ausgewählt von Hildegard Weber.
Sonderband der Anderen Bibliothek.
180 Seiten, Pappband, 30 DM.

Hans Wollschläger, »Tiere sehen dich an« oder das Potential Mengele.
DIE REPUBLIK Nr. 79–81,
212 Seiten, brosch., 24 DM.

OMGUS. Ermittlungen gegen die Dresdner Bank.
Herausgegeben von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts.
Sonderband der Anderen Bibliothek.
496 Seiten, 8 Bildseiten, Pappband, 30 DM.

OMGUS. Ermittlungen gegen die Deutsche Bank.
Übersetzt und bearbeitet von der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik Hamburg.
Sonderband der Anderen Bibliothek.
544 Seiten, Pappband, 30 DM.

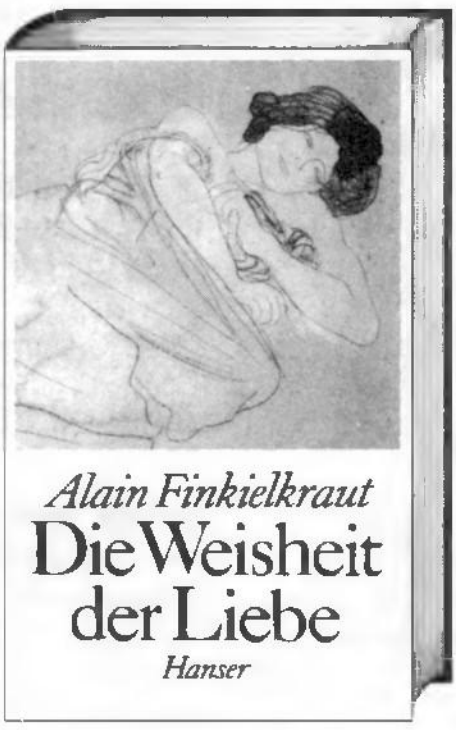
OMGUS. Ermittlungen gegen I.G. Farben.
Übersetzt und bearbeitet von der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik Hamburg.
Sonderband der Anderen Bibliothek.
576 Seiten, 32 Seiten Bildteil, Pappband, 30 DM.

verlegt bei
Franz Greno

HANSER

Nach der Liebesunordnung die Kunst der Liebe

Die Begegnung mit dem Anderen als Grunderfahrung der menschlichen Existenz ist das Thema von Alain Finkielkrauts neuem Buch. Plädierte er – zusammen mit Pascal Bruckner – in der fröhlichen Propagandaschrift **Die neue Liebesunordnung** für Empfindsamkeit, Gefühl und eine Moralität der Liebe in einer Zweierbeziehung, so spricht er jetzt mit Fug und Recht von der Weisheit der Liebe, von der Rätselhaftigkeit und Menschlichkeit der Liebeserfahrung, in der auf paradoxe Weise Geben und Nehmen, Wohltätigkeit und Habgier, Barmherzigkeit und Begehren, Ferne und Verschmelzung, der brennende Wunsch nach Erfüllung und rückhaltlose Selbstverleugnung, Besitzstreben und Selbstaufgabe zusammenfallen. Er wendet sich nun von der individuellen Liebesbeziehung zur Begegnung mit dem Anderen, die er als lebensspendende Macht bezeichnet. Ein überzeugendes Plädoyer für eine Ethik der Menschlichkeit.



224 Seiten · Gebunden · DM 29,80

Wie alles anfing

Gesundheits-Katechismus zum Gebrauche in den Schulen und beym häuslichen Unterrichte. Von Bernhard Christoph Faust 1794 (Auszug)

Von der Gesundheit, ihrem Werthe und der Pflicht, sie zu erhalten, und die Menschen, vorzüglich die Kinder, darüber zu unterrichten

Liebe Kinder! Athmen, leben in der Schöpfung Gottes: ist das etwas Gutes, heißt das Wohlseyn und Freude genießen?
Ja, leben heißt Gutes, es heißt Wohlseyn und Freude genießen; das Leben ist eine gute Gabe Gottes.
Wodurch kann man noch sonst beweisen, daß das Leben eine gute Gabe Gottes sey?
Durch den von Gott in den Menschen gelegten Trieb, das Leben zu erhalten.
Wie muß der Körper des Menschen, der seiner Seele zur Wohnung und zum Werkzeuge dient, beschaffen seyn, wenn der Mensch vollkommen und lange leben, und viel Gutes und viele Freuden genießen soll?
Er muß gesund seyn.
Wodurch könnt ihr noch ferner beweisen, daß der Mensch gesund seyn müsse?
Durch das Gebot Gottes: im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brod essen. 1. B. Mos. 3,19.
Können wir wohl die Vollkommenheit und Glückseligkeit unserer Seele befördern, wenn wir nicht auch für unsern Körper sorgen?
Nein, Gott hat Seele und Körper so innig mit einander verbunden, daß durch eine vernünftige Sorge für den Körper auch die Vollkommenheit und die Glückseligkeit der Seele befördert wird.
Was versteht man unter Gesundseyn?
Daß der Körper, ohne Fehler und Schmerzen, alle seine Verrichtungen frey und leicht ausübe, und der Seele zu Gebot stehe.
Wie fühlt sich der Gesunde?
Der Gesunde fühlt sich stark, voll Leben und Kraft; es schmeckt ihm Essen und Trinken, er kann Wind und Wetter ertragen, die Bewegung oder die Arbeit wird ihm nicht sauer, und es ist ihm gar wohl.

Wie fühlt sich im Gegentheil der Kranke, und ist es ihm auch wohl?
Nein, es ist ihm nicht wohl: der Kranke fühlt sich schwach, matt und kraftlos: es schmeckt ihm nicht das Essen, er kann nicht Wind und Wetter ertragen, er kann nicht arbeiten, er hat Angst und Schmerzen, und der Freuden seines Lebens sind nur wenige.
Könnt ihr Kinder frohseyn und lachen, scherzen und springen, essen und schlafen, wann ihr krank seyd?
Nein, das können wir nur, wann wir gesund sind.
Ist der Werth der Gesundheit also sehr groß?
Ja, die Gesundheit ist das kostbarste Gut und das wichtigste Mittel zum Genusse aller Güter und Freuden des Lebens.
Kann nicht auch der Kranke die Güter und die Freuden des Lebens genießen?
Nein, er kann sie nicht genießen.
Was helfen dem Menschen alle Güter und Freuden des Lebens, wenn er krank ist und sie nicht genießen kann?
Sie helfen ihm wenig, oder nichts.
Da also die Gesundheit das schätzbarste Gut des Lebens ist: welche Pflicht hat der Mensch in Ansehung ihrer gegen sich selbst?
Er muß seine Gesundheit zu erhalten suchen.

Von der Lebensdauer und den Kennzeichen der Gesundheit

Wie lange sollte der Mensch leben?
Das Leben ist eine gute Gabe Gottes; und deswegen sollte der Mensch eine lange Zeit, bis zu einem hohen Alter, leben.
Was hat Gott, als die größte Belohnung auf Erden, demjenigen verheißen, der Vater und Mutter ehrt, und seine Gebote hält?
Auf daß dir's wohlgehe, und du lange lebest auf Erden.
Wie lange sollte der Mensch gesund seyn?
Er sollte, ohne langwierige Krankheiten, beynahe das ganze Leben hindurch gesund und wohl seyn.
Aus welchen Zeichen erkenne man die ausdauernde Gesundheit des Menschen im männlichen Alter?
Wenn er frisch und wohl aussieht, und wenn alle seine Sinne gut und scharf sind; wenn er stark an Knochen, Fleisch und Kräften ist; wenn er große Adern und vieles Blut hat; wenn seine Brust groß und breit ist, und ohne langwierigen Husten langsam und tief athmet; wenn er mit Hunger ißt und zugleich gut verdaut; wenn er leicht und anhaltend sich bewegen und arbei-

ten kann; wenn er ruhig und fest schläft, und überhaupt sich munter und wohl befindet.

Kann man sich auf diese Kennzeichen der Gesundheit allein und immer verlassen?

Nein, diese Kennzeichen können trügen.

Was muß man daher thun, um mit Gewißheit zu erkennen, ob der scheinbar gesunde Mensch auch wirklich gesund sey?

Man muß auf die Natur, die Gesundheit und die Tugend der Aeltern sehen, von denen der Mensch abstammt.

Wie müssen die Aeltern eines gesunden Menschen beschaffen seyn?

Sowohl der Vater als die Mutter müssen gesund und stark, ohne Fehler und Gebrechen, und ohne Krankheiten seyn, die sich auf die Kinder fortpflanzen, als Schwindsucht, fallende Sucht; beyde müssen eine gute Natur und die Anlage zu einem gesunden, hohen Alter haben; und sie müssen tugendhafte Menschen seyn.

Warum sollten sie tugendhafte Menschen seyn?

Weil man in den Kindern die Tugend des Vaters und der Mutter findet, und weil tugendhafte Aeltern durch ihr Beyspiel die Kinder zu allem Guten erziehen.

Wie müssen also Aeltern beschaffen seyn, die sich tugendhafte, gesunde Kinder wünschen?

Sie müssen selbst tugendhaft und gesund seyn.

Von der Beschaffenheit des menschlichen Körpers

Wie ist der Körper des Menschen gebaut?

Er ist mit unendlicher Weisheit und Güte auf das künstlichste und vollkommenste gebaut.

Was müssen wir bey diesem vollkommnen Baue noch besonders bemerken?

Daß der Körper mit den größten und wirksamsten, auf Leben und Wohlseyn abzielenden Kräften ausgerüstet ist: *erstlich* das Leben und die Gesundheit zu erhalten und auszubilden; und *zweytens* die verlorne Gesundheit wieder herzustellen, oder den erlittenen Schaden zu heilen.

Wenn der Körper etwas Widernatürliches enthält, oder wenn er einen Schaden erlitten hat, wodurch seine Verrichtungen und das Wohlseyn des Menschen gestört werden, wie verhalten sich alsdann diese Lebens-Kräfte?

Sie wirken, bald stärker, bald schwächer, das Widernatürliche aus dem Körper zu stoßen, oder den Schaden zu heilen.

Kann bey diesen großen Kräften, mit denen Gott den Menschen ausgerüstet hat, der Körper und die Gesundheit leicht Schaden leiden?
Der gesunde und zugleich starke Mensch leidet in vielen Fällen nicht leicht Schaden.
Da wir aber doch so viele Menschen ungesund und krank sehen, welche Ursache muß da wohl vorzüglich zum Grunde liegen?
Schwäche, oder Mangel an reinen Lebens-Kräften.
Ist diese Schwäche natürlich?
Nein; von Natur sind die Menschen stark, voll Leben und Wohlseyn.
Wie haben sie sich diese Schwäche zugezogen?
Größtentheils durch ihre eigene Schuld, oder Unwissenheit.
Giebt es nicht auch noch eine andere vorzügliche Ursache, daß die Menschen so schwach sind?
Ja; die Schwäche der Menschen hat von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und zugenommen.
Was müßten die Menschen also vorzüglich zu erlangen suchen, um Krankheiten weniger ausgesetzt zu seyn?
Sie müßten suchen, wieder stark zu werden.
Wodurch könnten die Menschen wieder stark werden?
Durch eine verständige Erziehung und Lebensart.
Durch welche vorzügliche Ursachen kann der gesunde, starke Körper Schaden leiden und krank werden?
Durch üble Erziehung und Lebensart; durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken, durch ungesunde Speisen und hitzige Getränke, durch das Einathmen schlechter und verdorbener Luft, durch Unreinlichkeit, durch zu starke Bewegung oder zu unthätige Ruhe, durch Erhitzungen und Verkältungen, durch Kummer und Elend, und durch manche andere Ursachen kann der Körper Schaden leiden und der Mensch krank werden.

Von der Luft

Wie muß die Luft, in der der Mensch lebt, und die er jeden Augenblick einathmet, beschaffen seyn?
Die Luft, in der der Mensch lebt, und die er einathmet, muß frisch, rein und trocken seyn.
Warum muß sie frisch, rein und trocken seyn?
Weil sie den Menschen gesund, frisch, ruhig und froh macht; sie muntert auf zur Arbeit, vermehrt den Hunger, macht die Speisen gedeihen, giebt ruhigen, sanften Schlaf, und dem Menschen ist es in frischer Luft gar wohl.

Ist es ihm auch wohl in schlechter, unreiner, feuchter Luft?
Nein, es ist ihm nicht wohl; in schlechter, verdorbener Luft wird der Mensch schwach, ungesund, unruhig, verdrießlich und dumm, und er verfällt oft in Fieber und viele böse, gefährliche Krankheiten, die schwer zu heilen sind.
Wie nothwendig ist dem Menschen zum Frisch- und Gesundseyn die frische, freye Luft?
Sie ist dem Menschen so nothwendig, wie dem Fisch das frische Wasser, wie Speis und Trank.
Warum ist sie das?
Weil die Luft eben so gut, wie Speis und Trank, Lebenskraft in sich enthält; und zwar eine eigene Lebenskraft, die durch Speis und Trank nicht kann ersetzt werden, und eben so nothwendig ist.
Wodurch verdirbt die Luft?
Wenn sie stillsteht, und durch frische Luft von außen nicht beständig erfrischt wird; auch wenn in der Gegend der menschlichen Wohnungen Sümpfe und stehende Gewässer sind, die die Luft einer ganzen Gegend verderben und ungesund machen.
Wodurch verdirbt die Luft weiter?
Wenn sie die Ausdünstungen vieler und nasser Sachen, wässerichte Dünste, und den Athem und die Ausdünstungen vieler Menschen enthält. Auch Dämpfe von Oehllampen, Talglichtern, Lichtschnuppen, vom Bügeln der Wäsche, vom Wollkammen und von brennenden Holzkohlen verderben die Luft so sehr, daß die Menschen dumpfig und elend davon werden, und manchmahl gar ersticken.
Wann die Menschen, die so viel in Stuben sitzen, sich bemühten, immer in reiner Luft zu leben, was würde die Folge davon seyn?
Statt, daß sie jetzt ungesund, schwach und verdrießlich sind, und an Flüssen, Husten und Dumpf leiden, so würden sie alsdann viel gesünder, vergnügter und glücklicher seyn, und auch länger leben.

Von der Reinlichkeit, vom Waschen und Baden

Was nützt dem Menschen die Reinlichkeit?
Sie erhält die Gesundheit und die Tugend des Menschen; sie erheitert seinen Verstand und ermuntert ihn zur Thätigkeit; sie verschafft ihm Achtung und Liebe bey Andern; und nur der reinliche Mensch kann recht froh und glücklich seyn.
Was schadet die Unreinlichkeit?

Goethe Institut e.V. Bibliothek

Sie verdirbt die Gesundheit und die Tugend des Menschen; sie verdunkelt seinen Verstand und macht ihn träge zur Arbeit; sie entreißt ihm die Achtung und Liebe von Andern; und der unreinliche Mensch kann nicht recht froh und glücklich seyn.

Entstehen durch Unreinlichkeit auch Krankheiten?

Ja, durch Unreinlichkeit und schlechte Luft, die fast immer mit einander verbunden sind, entstehen Fieber, die nicht allein sehr bösartig und tödlich, sondern auch oft sehr ansteckend sind.

Wie wird der Mensch reinlich?

Wenn er, von der frühsten Kindheit an, angewöhnt wird, seinen Körper rein zu halten.

Was muß man thun, um den Körper rein zu halten?

Man muß sich nicht allein Angesicht und Hände waschen, sondern man muß auch die Haut über dem ganzen Körper in jeder Woche ein oder mehrere Mahle rein waschen, und sich häufig baden.

Ist das Waschen und das Baden über dem ganzen Körper gut?

Ja, es ist sehr gut; es macht rein, gesund, stark und leicht; und verhütet Flüsse, Gliederreißen, Gicht, Krätze und viele Krankheiten.

Warum ist das Reinhalten des Körpers so nützlich?

Weil die Hälfte von allem, was der Mensch ißt und trinkt, durch die unmerkliche Ausdünstung der Haut aus dem Körper geht; und wenn die Haut nicht rein gehalten wird, so kann das nicht wohl geschehen, und dadurch leidet die Gesundheit sehr.

Wie oft muß man sich täglich Hände und Gesicht waschen?

Beym Erwachen und beym Schlafengehen, vor und nach dem Mittags- und dem Abendessen, und jedesmal, wann nach gethaner Arbeit Hände und Gesicht unrein sind.

Muß man nach dem Essen nicht auch jedesmahl den Mund reinigen?

Ja, man muß nach jedem Essen den Mund mit kaltem Wasser reinigen; Zahnfleisch und Zähne werden dadurch gut und gesund erhalten, und man verhütet Zahnschmerzen.

Was sollte man beym Waschen thun?

Man sollte jedesmahl das Gesicht vorher in das Wasser tauchen, und eine Weile darin halten.

Ist es hinlänglich, wenn der Mensch seinen Körper rein hält?

Nein, er muß auch seine Kleider, und alles, was um ihn ist, Stuben und Kammern, Betten und alles Hausgeräth, rein und in Ordnung halten.

Welchen Nutzen hat diese Ordnung und Reinlichkeit im ganzen Haushalte?

Sie erhält gesund, macht alle Arbeit leicht, und das Leben wird zur Lust und Freude.

Von Nahrungsmitteln

In welcher Absicht sollte der Mensch Speisen genießen?
Um seinen Hunger zu stillen, und das Leben und den Körper zu erhalten.
Welches sind die vorzüglichsten Speisen des Menschen?
Brod, Gemüse, Hülsen- und Samenfrüchte, Obst, Milch, Fische und Fleisch.
Welche Speisen sind die nahrhaftesten?
Die Fleisch-Speisen sind nahrhafter, als die Pflanzen-Speisen.
Woraus sollten die Speisen des Menschen bestehen?
Zum größern Theil aus Pflanzen-, und zum kleinern Theil aus Fleisch-Speisen.
Was giebt den Speisen wahren Wohlgeschmack?
Der Hunger, und daß man die Speisen zu einem süßen Breye kaue.
Wodurch bekommt man rechten Hunger, und wodurch gedeihen auch zugleich die Speisen?
Durch körperliche Bewegung, besonders wenn sie in freyer Luft geschieht.
Muß man einfache Speisen genießen?
Ja, man muß nicht zu viele Speisen durch einander essen; sonst sind sie schwer zu verdauen und geben eine schlechte, ungesunde Nahrung.
Was muß man vorzüglich beym Essen beobachten?
Ordnung und Mäßigkeit; und daß man die Speisen recht klein und mit dem Speichel zu einem weichen, süßen, milchartigen Breye kaue.
Wenn man die Speisen nicht recht klein und mit dem Speichel zu einem Breye kaut, was erfolgt alsdann?
So verdaut man sie nicht gut, und durch diese schlecht verdauten Speisen wird der Körper nach und nach mit schlechten Nahrungssäften überladen, und er wird schwach, ungesund und krank.
Ist es gut, während des Essens viel zu trinken?
Nein, die Speisen werden dadurch zu sehr verdünnt.
Geben flüssige Speisen und Suppen eine gesunde und starke Nahrung?
Nein, alle Speisen, die dem Körper eine gute Nahrung geben sollen, müssen fest seyn und gekaut werden; wenn man dünne Speisen genießt, so muß man daher Brod dazwischen essen.
Sind warme, teigige Brod- oder Kuchen-Speisen gesund?
Nein, sie sind sehr ungesund, und man kann davon krank werden und sterben.
Die Kartoffeln mäßig genossen, sind zwar eine ziemlich gute, gesunde Speise; sind sie aber auch gut und gesund, wenn man sie in großer Menge tagtäglich ißt?

Nein; wenn man tagtäglich und sehr viele Kartoffeln ißt, so sind sie nicht recht gesund; und sie geben eine schwache Nahrung.
Sind reifes Obst und saure Speisen gesund?
Ja, sie reinigen und erfrischen den Körper.
Sind fette Speisen gesund, und ist es gut, daß man viele oder fette Butterbröde den Kindern gebe?
Nein, es ist nicht gut; Butterbröde, wie alle fette Speisen, sind schwer zu verdauen; sie schaden der Gesundheit, und die Kinder bekommen davon zu viele Galle, und die Würmer vermehren sich sehr.
Kleinen Kindern Leckerbissen, Back-, Kuchen- und Zuckerwerk, und süße Speisen zu geben, ist das gut?
Nein, die Kinder werden dadurch zur Leckerhaftigkeit verwöhnt, und solche Kinder können gar leicht mißrathen.
Was ist bey der Zubereitung und Aufbewahrung der Speisen vorzüglich zu beobachten?
Die größte Reinlichkeit; und daß man die Speisen in schädlichen Geschirren weder zubereite, noch aufbewahre.
Muß alles gewaschen werden, was gekocht wird?
Ja, man muß alles gut reinigen und waschen, ehe man es kocht; der Kohl und die Gemüse sind oft durch Mehlthau und Ungeziefer unrein und schädlich.
Welche Küchengeschirre können sehr schädlich werden?
Kupferne, die nicht recht vollkommen und gut überzinnt, und irdene Töpfergeschirre, die schlecht oder mit vielem Bleye glasurt sind.
Wenn besonders saure Speisen in solchen Geschirren zubereitet werden, oder darin erkalten und stehen bleiben, was sind die Folgen davon?
Sie lösen etwas vom Kupfer oder Bley auf, und durch den Genuß dieser Speisen kann man langsam seine Gesundheit, oder plötzlich sein Leben verlieren.

Von Getränken

In welcher Absicht muß der Mensch trinken?
Um seinen Durst zu löschen: nicht aber, um den Gaumen zu kitzeln, den Magen zu stärken, oder sich zu nähren; denn das alles ist unrecht und gegen die Natur.
Was muß der Mensch also trinken?
Kaltes Wasser.
Was nützt das Trinken des Wassers?

Das kalte Wasser kühlt, verdünnt und reinigt das Blut; es erhält Magen, Eingeweide, Hirn und Nerven in Ordnung; und es macht den Menschen ruhig, heiter und froh.

Wodurch wird das Wasser dem Menschen wohlschmeckend, und wodurch gedeiht es zugleich?

Durch körperliche Bewegung in freyer Luft entsteht nicht allein Durst zum Wasser, sondern es gedeiht auch zugleich.

Trinken die Menschen wohl hinlänglich kaltes Wasser?

Nein: weil viele Menschen sich nicht genug körperliche Bewegung in freyer Luft machen, und weil sie oft und viel warme Getränke trinken, so haben sie keinen rechten Durst, und trinken nicht hinlänglich Wasser; und da sie das nicht thun, so ist ihr Blut schleimicht, scharf und unrein.

Ist das Bier ein gesundes Getränk?

Dünnes, rein ausgegohrnes Bier ist für Erwachsene wohl nicht schädlich. Gutes Wasser ist aber gesünder und viel besser.

Sind warme Getränke, Thee und Kaffe, gesunde Getränke?

Nein; das einzige gesunde Getränk ist kaltes Wasser; alle warme Getränke schwächen den Magen und den Körper, sie reinigen nicht die Eingeweide und das Blut, und sie sind daher ungesund und schädlich.

Warum trinken die Menschen, besonders das weibliche Geschlecht, so gern Kaffe und Thee?

Weil sie aus Mangel an Bewegung keinen rechten Durst haben, und besonders weil sie, von Kindheit an, daran sind gewöhnt worden.

Was nützt es den Kindern und den jungen Menschen, wann ihr einziges Getränk Wasser ist?

Sie wachsen und gedeihen alsdann viel besser, und werden gesündere, stärkere, glücklichere Menschen.

Ist der Wein, wenn er oft, oder als ein gewöhnliches Getränk getrunken wird, gesund und gut?

Nein, das ist er nicht; der Wein schadet der Gesundheit, dem Verstande und der Glückseligkeit des Menschen.

Der Wein, als Arzney, erquickt den Matten und Schwachen: giebt er aber auch dem Gesunden wahre Kraft und Stärke?

Nein; der Wein erhitzt nur, an und für sich giebt er aber keine wahre, dauerhafte Kraft und Stärke; denn er kann in gutes Blut, in Fleisch und Bein nicht verwandelt werden.

Hilft der Wein die Speisen verdauen?

Nein, das thut er nicht; Menschen, die Wasser trinken, essen mit mehrerem Hunger und verdauen viel besser, als diejenigen, die Wein trinken.

Wenn man sich angewöhnt, täglich Wein zu trinken, was sind die Folgen?

Die Zunge verliert ihren feinen Geschmack, und Wasser und milde Speisen schmecken ihr nicht mehr; der Magen wird stumpf und kalt; man trinkt in der irrigen Absicht, den Magen zu erwärmen, nach und nach mehr; und man kann mit der Zeit leicht in den Trunk verfallen.
Vertreibt der Wein die Würmer?
Nein, das thut er nicht.
Ist der Branntewein ein gutes Getränk?
Nein.
Kinder! der Branntewein ist ein böses Getränk. Vor einigen hundert Jahren hatte man in Deutschland noch keinen Branntewein. Unsere Vorältern in den vergangenen Zeiten, die keinen Branntewein hatten, waren ganz andere Menschen, als wir sind; sie waren viel gesünder und stärker. Denn, Kinder! der Branntewein raubt dem Menschen, der sich an ihn gewöhnt, und ihn täglich in Uebermaaß trinkt, Gesundheit, Verstand und Tugend; Haus und Hof gehen verloren; Frau und Kinder mißrathen; und wo Branntewein herrscht, da herrscht Elend und Verderben bis ins dritte und vierte Glied. Sagt mir, meine Lieben, dürfen Kinder Branntewein trinken?
Nein, sie dürfen keinen Branntewein trinken.
Sagt mir, was wird aus den Kindern, die Branntewein trinken?
Die Kinder und junge Menschen, die Branntewein trinken, werden ungesund, verkrüppelt, dumm, grob, faul, und lasterhaft; und sie verderben an Körper und Seele.
Vertreibt oder verhütet der Branntewein die Würmer in den Därmen?
Nein, das thut er nicht.

Vom Tobacke

Ist das Tobacksrauchen gut?
Nein, es ist nicht gut; es geht vieler Speichel, der zur Verdauung so nöthig ist, verloren; und es schadet der Gesundheit, dem Geschmacke und den Zähnen.
Dürfen Kinder und junge Leute Toback rauchen?
Nein; Kinder und junge Leute dürfen ganz und gar keinen Toback rauchen.
Ist das Tobacksschnupfen gut?
Nein, es ist nicht gut; es verstopft die Nase, durch welche der Mensch Athem schöpfen muß; der so wichtige Sinn des Geruchs geht verloren; und es ist unreinlich und schadet der Gesundheit sehr.

Von der Bewegung und Ruhe

Welchen Nutzen hat die körperliche Bewegung, Thätigkeit und Arbeit für den Menschen?
Die körperliche Bewegung, besonders in freyer Luft, bewirkt Hunger und Durst; sie hilft Essen und Trinken verdauen und macht, daß es gedeiht; sie reinigt das Blut und erhält die Eingeweide gesund; sie giebt Ruhe und einen sanften Schlaf; und die Arbeit ist es, die dem Menschen blühende Gesundheit und langes Leben, die ihm Frieden und Wohlseyn schenkt.
Kann der Mensch sein ganzes Leben hindurch gesund und wohl seyn, ohne sehr viele körperliche Bewegung?
Nein; Gott hat dem Menschen nicht ohne weise Absichten einen Körper, und Hände und Füße gegeben; er soll sie gebrauchen und arbeiten; und durch die Arbeit Leben und Gesundheit erhalten, und seine und seiner Nebenmenschen Glückseligkeit befördern.
Kann die Bewegung, oder Arbeit, nicht auch schaden?
Ja, wenn der Mensch seine Kräfte übermäßig anstrengt, so kann er sich Schaden thun; oder, wenn er anhaltend und zu schwer arbeitet, so entkräftet er seinen Körper, und wird stumpf und abständig.
Kurz vor oder bald nach dem Essen sich viele oder starke Bewegung zu machen, ist das gut und gesund?
Nein, vor und nach dem Essen muß man ruhen; man ißt und verdaut alsdann viel besser, und wird auch stärker zur Arbeit.
Wenn der Mensch thätig gewesen ist, sich bewegt und gearbeitet hat, was thut er alsdann?
So ruht er, und freut sich seiner gethanen Arbeit.
Kann er nicht auch ruhen, ohne thätig gewesen zu seyn?
Nein; nur Frieden, Ruhe und Freude hat der Mensch, wenn er seine Schuldigkeit gethan, gearbeitet, und sein und seiner Nebenmenschen Glück besorgt hat.

Vom Schlafen

Wozu dient der Schlaf?
Von der Bewegung oder Arbeit vollkommen auszuruhn, und die verlornen Kräfte des Körpers wieder herzustellen.
Wie muß der Schlaf des gesunden Menschen seyn?
Ruhig, ohne Träume und erquickend.
Wenn schläft der Gesunde ruhig und erquickend?

Wenn sein Körper von vieler Bewegung in freyer Luft müde und durch Speisen wieder gestärkt, und wenn in seiner Seele Frieden und Ruhe ist.

Hängt viel ab von einem ruhigen Schlafe?

Ja, auf einen ruhigen Schlaf folgt ein frohes, munteres Wachen, und Kraft und Lust zur Arbeit.

Welche Zeit ist zum Schlafen bestimmt?

Die Nacht; am Tage schläft man nicht so gut.

Kann man nicht auch zu viel schlafen, und schadet das?

Ja; und das geschieht, wenn man nicht in freyer Luft sich viel bewegt hat und nicht müde ist, und wenn man in verdorbener Luft und warmen Federbetten schläft; und ein solcher langer Schlaf macht träge, dumm und ungesund.

Muß man in kühler, frischer, reiner Luft schlafen?

Ja, und deswegen muß man nicht in warmer Luft oder in Wohnstuben, sondern in kalten, hohen, geräumigen Kammern schlafen, die frische Luft haben, und deren Fenster am Tage offen stehen; und die Betten müssen keine Vorhänge haben.

Ist es gesund, auf und unter Federbetten zu schlafen?

Nein, es ist sehr ungesund. Die Federbetten durch ihre Wärme und die in ihnen sich sammelnden bösen, unreinen, kranken Ausdünstungen machen den Körper schwach und ungesund; und sie sind eine Ursache von Flüssen, Zahn-, Ohren- und Gichtschmerzen und von vielen Krankheiten.

Auf welchen Betten sollten Erwachsene schlafen?

Auf Betten von Pferdehaaren, Häcksel oder Stroh; und zum Zudecken eine wollene oder gesteppte Decke. Wenn man aber auf Federbetten schläft, so muß man sie im Sommer alle acht, und im Winter alle vierzehn Tage an die Luft bringen und ausklopfen; und man muß oft reines Bettleinen nehmen.

Auf welchen Betten müssen die Kinder schlafen?

Auf Betten von recht trocknem Stroh, Häcksel oder Moos, die man oft frisch ausklopfen muß.

Warum müssen sie auf solchen Betten schlafen?

Weil die Kinder alsdann recht gesund und stark werden; und weil die Federbetten den Kindern noch sehr viel schädlicher, als den Erwachsenen, sind.

Was muß man weiter beym Schlafen beobachten?

Man muß nicht eher zu Bett gehen, als bis man müde ist; und man muß, sobald man aufwacht, gleich aus dem Bette aufstehn.

Muß man mit der Brust und dem Kopfe hoch liegen?

Nein, Brust und Kopf müssen nicht höher, als der übrige Körper liegen; und man muß nicht auf dem Rücken, sondern, abwechselnd auf beyden

Seiten, in einer etwas gekrümmten Lage schlafen, und man muß die Arme nicht über dem Kopfe zusammenschlagen.

Ist es gut, wenn Kinder bey erwachsenen Menschen, oder wenn mehrere Kinder in einem Bette schlafen?

Es ist gar nicht gut; der Athem und die Ausdünstung sind schädliche, ungesunde Dünste; und deswegen sollte jedes Kind und jeder Mensch allein in seinem Bette schlafen, dann schläft man gesund.

Wenn ein Kranker in einem Bette krank gelegen hat, was muß man thun?

Man muß das Bett mehrere Tage an der Luft recht reinigen und ausklopfen; ist die Krankheit aber sehr bösartig gewesen, so muß man das Bett verbrennen, oder tief in die Erde vergraben.

Von den Wohnungen der Menschen

Wie müssen die Wohnungen der Menschen, die Stuben und die Kammern, beschaffen seyn?

Sie müssen helles Licht und reine Luft haben.

Wenn die Wohnungen dunkel, dumpficht, naß und feucht sind, was schadet das?

Die Menschen werden in solchen Wohnungen ungesund und schwach, gichtig und krank; sie werden dumm und einfältig, verdrießlich und elend; und kleine Kinder werden in feuchten Stuben blaß, und sie schwellen, zehren aus und sterben.

Wann sind die Stuben naß und dumpficht?

Wenn sie tief in der Erde liegen; wenn die Wände und der Fußboden naß und feucht sind; und wenn die Sachen in den Stuben anlaufen und schimmlicht werden.

Wie muß man solche feuchte Stuben verbessern?

Man muß sie täglich mehreremahle auslüften; noch besser aber ist es, wenn man unten und oben, in zwey gegen einander überstehenden Ecken, ein Loch durch die Wand bricht; damit die reine Luft frisch durchstreiche, und die verdorbene Luft vertreibe.

Müssen Stuben und Kammern auch räumlich und hoch seyn?

Ja, sie müssen räumlich und hoch seyn.

Wie oft muß man sie kehren und reinigen?

Man muß die Stuben und Kammern alle Tage kehren und reinigen.

Warum muß man es thun?

Weil es sehr gesund und gut ist; und weil sittliche Menschen einen Wohlgefallen daran haben, in reinlichen Stuben und Kammern zu wohnen.

Ist es gut, daß man bey kaltem Wetter und im Winter sehr warm die Stuben erheitzt?
Nein; sehr warme Stuben sind sehr ungesund, und die Menschen werden schwach, einfältig, dumm und krank davon.

Von der Erhaltung einzelner Theile des menschlichen Körpers

Welche Theile des Körpers muß der Mensch mit der größten Sorgfalt gesund zu erhalten suchen?
Die Werkzeuge zu seinen fünf Sinnen.
Wodurch werden die Sinneswerkzeuge zum Sehen, Hören und Riechen erhalten, geschärft und gestärkt?
Durch freye, reine Luft; und daß sie, von der frühen Kindheit an, mehr im Freyen, als in Stuben, beständig geübt werden.
Was schadet überhaupt diesen dreyen Sinnen?
Das übermäßige Warmhalten des Kopfs durch Kopfbedeckungen; wodurch das Blut im Kopfe sich anhäuft, die Ausdünstung gehindert wird, und Flüsse und Geschwüre entstehen, deren Eiter oft zurücktritt, und Blindheit oder Taubheit verursacht.
Was schadet den Augen?
Blendendes, ungleiches und schnell abwechselndes Licht, wenn man viel in der Nähe oder schief von der Seite sieht, verdorbene Luft, Staub, Rauch, nasse Dünste, fette, scharfe Oehl- oder Lichtdämpfe, Ofenhitze, und Lesen in der Dämmerung.
Was schadet dem Gehöre?
Starker, scharfer und unerwarteter Schall und Knall, verdorbene Luft, Federbetten, Staub, vieler Schleim in der Nase, und wenn die äußern Ohren an den Kopf sind angedrückt worden.
Was schadet den Geruchswerkzeugen?
Verdorbene Luft, starke und faule Gerüche, und der zum Theil davon entstehende viele Schleim in der Nase; auch besonders Schnupftoback, und wenn man durch den Mund athemhohlt.
Wodurch wird der Sinn des Geschmacks erhalten?
Durch Uebung, Wassertrinken und milde Speisen.
Wodurch wird der Sinn des Gefühls erhalten?
Durch Uebung des Gefühls; durch freye, leichte Thätigkeit und durch Reinhalten der Haut.
Sind die gewöhnlichen Uebungen der Sinne zu ihrer und des Verstandes Vollkommenheit hinlänglich?

Nein; man muß die Sinne in der Kindheit vielfältig üben, und einen Sinn durch den andern zu berichtigen und zu ersetzen suchen; dann wird man auch recht verständig, und glaubt an keine Gespenster.

Wie erlangt man eine sehr gute, menschliche Sprache?

Wenn der Mund und die Nase rein gehalten werden; wenn der Hals frey und unbedeckt ist; und wenn man, von der Kindheit an, angehalten wird und sich übt, langsam, deutlich, rein und wohlklingend mit aufgerichtetem Angesichte und hoher Brust zu sprechen.

Muß man durch den Mund, oder die Nase athemhohlen?

Man muß nicht durch den Mund, sondern durch die Nase athemhohlen; man muß deswegen die Nase immer durch frische Luft und Ausschnupfen rein halten, und sich angewöhnen, im Schlafe mit verschlossenem Munde durch die Nase zu athmen.

Von der Schönheit und Vollkommenheit des menschlichen Körpers

Was müssen wir als eine der wichtigsten Eigenschaften und als einen großen Vorzug des Menschen noch besonders bemerken?

Seine Schönheit.

Worauf beruht seine Schönheit?

Auf der Gesundheit und der Vollkommenheit seines wohlgestalteten Körpers.

Wodurch wird die Gesundheit vorzüglich erlangt?

Durch den freyen, leichten Gebrauch des Körpers in den Jahren der Kindheit.

Was ist außer diesem Gebrauch noch nothwendig?

Freye, reine Luft; Waschen und Baden; ein leichter, freyer Kittel; reines, kaltes Wasser zum Getränk; und einfache, gute Speisen zur Nahrung.

Wodurch wird die Vollkommenheit des Körpers erlangt?

Wenn der Körper, der bis zum zwölften Jahre durch freye Selbstthätigkeit in allen leichten Bewegungen ist geübt und geschmeidig gemacht worden, nach dem zwölften Jahre durch Leibesübungen und körperliche Spiele in allen schweren Bewegungen geübt, und dadurch stark und vollkommen gemacht wird.

Was wäre also zur vollkommnen körperlichen Ausbildung der Menschen nöthig?

Daß die Kinder nach dem zwölften Jahre in Leibesübungen und körperlichen Spielen unterrichtet und geübt würden: die Menschen wür-

den dadurch viel gesünder und stärker, arbeitsamer und glücklicher werden.

Wie müssen die Kinder und die Menschen ihren Körper tragen oder halten?

Sie müssen gerade, aufrecht, mit hoher Brust und aufgerichtetem Kopfe stehen und gehen; und bey allen freyen Handlungen muß man mit aufgerichtetem Körper und Kopfe gerade stehen, sitzen, sehen, sprechen oder zuhören.

Was ist daher sehr schädlich?

Wenn man nachläßig, krumm und schief geht, steht und sitzt; wenn man die Brust einzieht, den Kopf niederschlägt, und von der Seite sieht, spricht oder zuhört.

Beruht die Schönheit des Menschen nur auf der Vollkommenheit seines Körpers?

Nein; Unschuld und Friede, Verstand und Tugend, gearbeitet und das Gute gemehrt haben, und sich unter seinen Brüdern Glücklich-fühlen in Gottes schöner, froher Schöpfung: nur das vollendet die Schönheit und die Würde des Menschen.

Auf den Spuren Sven Hedins.

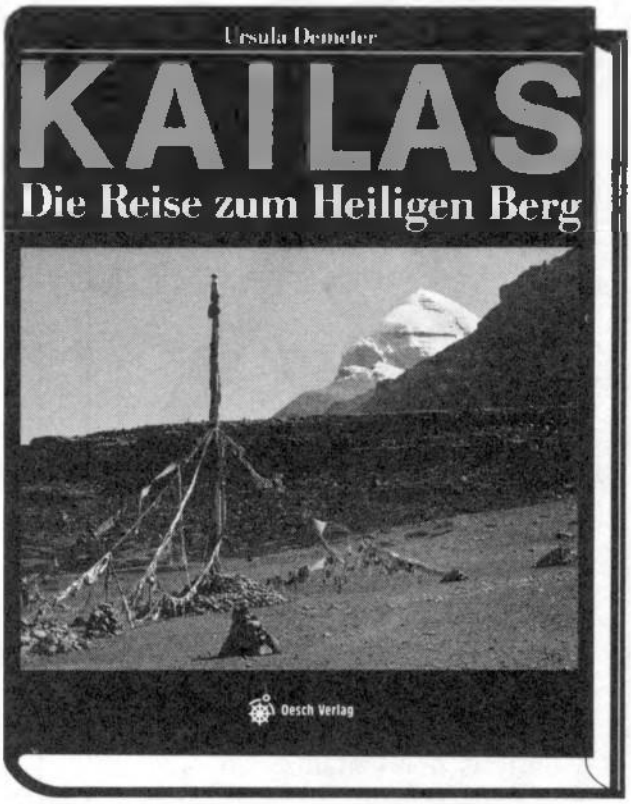
Quer durch Tibet zum Heiligen Berg.

Im Sommer 1985 unternahm der notorische Tabubrecher Reinhold Messner zusammen mit der Autorin und drei Freunden die Reise zum Kailas, dem Heiligen Berg in Tibet.

Ursula Demeter erzählt in ihrem faszinierenden Reisebericht von unendlichen Schwierigkeiten und Strapazen, an denen die Gruppe oft zu scheitern drohte, aber auch von der bezaubernden Schönheit des Landes und dem harten Daseinskampf der Tibeter.

Eindrücklicher als Worte zeigen die einzigartigen Farbaufnahmen die unendliche Weite der Landschaft und ihre Erhabenheit, die den Menschen grenzenlose Einsamkeit fühlen lassen.

Als unmittelbar Betroffener zeichnet Gyaltsen Gyaltag in seinem Beitrag zur Geschichte Tibets die wechselvolle Chronik seines Landes nach: von einstiger kriegerischer Größe bis zum Leidensweg der Tibeter seit der chinesischen Annexion.



196 S., geb., über 180 farbige Fotos, DM 88,–
Subskriptionspreis bis 30. 6. 87: DM 78,–

NEU

Pressestimme:

«...ein spannendes Protokoll, geprägt durch genaue Beobachtung, den Blick für ‹wichtige› Situationen, durch Witz und Gefühl für das Land.

Illustriert ist das Buch mit – zum großen Teil wenigstens – hinreißend schönen Fotos. ...eines der seltenen authentischen Zeugnisse über Tibet.»

FAZ

Jetzt wieder lieferbar! Der 24seitige kostenlose Oesch-Prospekt. Mit vielen Tips für positive Lebensgestaltung. Erhältlich im Buchhandel oder direkt bei uns. Postkarte genügt. Infos folgen postwendend. Unverbindlich selbstverständlich.

Ihr Buchhändler informiert Sie gerne über unser Programm.

Oesch Verlag

Klausstraße 10, CH-8008 Zürich
Telefon 01/251 13 17
Telex 8 164 14 svh ch

Sieker/Kollert (Hg.)

Tschernobyl und die Folgen

Band 2: Informationen und Analysen

Lamuv

Das Buch mit den Informationen, die im Jahr 1 nach dem Super-GAU jede/r braucht. Nur 6,00 DM.
Aus dem Inhalt: Der strahlenarme Speiseplan; das Strahlenschutzvorsorgegesetz; Auswertung des sowjetischen Unfallberichts ...

Aktualisiert und ergänzt:
Sieker/Kollert (Hg.)
Tschernobyl und die Folgen (Band 1)
»Das Buch besticht durch die Vielseitigkeit und Klarheit der Beiträge ...«, so NATUR.
224 Seiten, Broschur, 19,80 DM

Die »Anklageschrift« (Spiegel) gegen die »ehrenwerte Gesellschaft der Pharma-Produzenten«:
Bühler/Locher
Geschäfte mit der Armut
Pharma-Konzerne in der Dritten Welt
Lamuv Taschenbuch 37, 16,80 DM

Für Tieffluggeschädigte:
Olaf Achilles (Hg.):
Tiefflug
Lamuv Taschenbuch 51, 15,80 DM

Für Fast-Food-Freunde und -Feinde:
Grefe/Heller/Herbst/Pater
Das Brot des Siegers
Über McDonald's, Burger King u. a.
286 Seiten, Broschur, 24,00 DM

Lamuv Verlag
Martinstraße 5 · 5303 Bornheim 3

Heinz Herbert Schöffler

Anthroposophische Medizin

Eine Erstinformation

Mit einem Verzeichnis der Kliniken und Sanatorien der anthroposophisch-medizinischen Bewegung

1986, 211 Seiten mit 19 Abbildungen, kartoniert, Fr. 29.– / DM 34.–
ISBN 3-7325-0417-5

Der Bekanntheitsgrad der anthroposophischen Medizin hat sich in der Bevölkerung in den letzten fünf Jahren vervielfacht. Dementsprechend ist auch das Bedürfnis nach Information über die neue Heilweise gestiegen. Diesem Umstand entspricht die vorliegende Publikation von Dr. med. Heinz Herbert Schöffler. Sowohl allgemeinverständlich für Laien als auch informativ für Ärzte geschrieben, stellt diese Einführungsschrift klar heraus, was die anthroposophische Medizin von der Homöopathie (mit der sie gewöhnlich zusammen genannt wird) trennt: vor allem die medizinische Menschenkunde Rudolf Steiners, aber auch die neue zukünftige Erkenntnismethode der Imagination. Damit ist auch der geistesgeschichtliche Standort der anthroposophischen Medizin klar umrissen; nicht so sehr eine alternativ zu nennende Medizin als vielmehr eine Summe von neuen Lehrparadigmen tut sich hier auf, welche uns in die Lage versetzen, aus den vielfach kritisierten Engpässen herkömmlicher Medizin herauszufinden.

VERLAG AM GOETHEANUM
CH 4143 Dornach

Gerd Göckenjan
Die Aids-Falle
Politik mit der Krankheit

»An Aids zu sterben ist entsetzlich – Kondome sind unersetzlich.« Mit einer Aufklärungskampagne in Reimen bemüht sich die Bundesregierung um unsere Gesundheit. »Ich schütze mich, Du schützt Dich, er schützt sich, sie schützt sich, er schützt sie... Wie genau kennen Sie Ihren Partner wirklich?« Wir sind dazu aufgerufen, ein Volk von Selbstschützern zu werden. Wir schützen uns gegen unsere Partner, die wir nicht genau genug kennen können. Wir schützen uns gegen den Tod, mit dem unsere Partner offenbar drohen. Wir schützen uns mit Kondomen und werden zumindest nicht an Aids sterben. »Ungefährlich bleibt der Spaß, trinken zwei aus einem Glas... Gefährlich wird's und gar nicht heiter, geht der Spaß zu zweit viel weiter.« Man will uns den Spaß verderben, und die katholische Kirche, die sich über diese – zweifellos nicht besonders aggressive – Lustdämpfung beschwert, muß etwas mißverstanden haben.

Die ersten Berichte in unseren Zeitungen über unklare Krankheitsbilder und einige wenige unerklärbare Todesfälle konnten noch mißtrauisch machen. Wieso waren diese Fälle so viel interessanter als die vielen anderen medizinischen Kenntnisdefizite, diese Toten so viel bemerkenswerter als andere Opfer des täglichen Sterbens? Man konnte Aids zunächst für eine Erfindung der Ärzte, der Virologen, der Pharmaindustrie halten. Rousseau hatte schon behauptet, die Eigenart der Ärzte sei, Angst zu machen, die sie auf ihre Mühlen leiten. Heute ist klarer, daß auch Aids ein Posten auf dem gesellschaftlichen Schuldenkonto ist, ein bestimmbares weiteres Lebensrisiko benennt, das bedauernswerte Opfer fordert, Erkrankte, die Hilfe, Zuwendung, Gelder brauchen, Gestorbene, die zu betrauern sind.

Aids ist mehr ein Zeitsymptom als ein Gesundheitsrisiko. Eine Faszination verbindet sich mit diesem Immunitätsschwäche-Syndrom, die sich aus den Fakten nicht erklären läßt. In der Bundesrepublik sind seit 1982 bis zum 31. 3. 1987 999 Personen erkrankt (davon 58 Frauen), 467 sind verstorben (davon 26 Frauen).

In Schätzungen, die wegen ihrer Unzuverlässigkeit gar nicht aufgestellt werden dürften, wird von 80 000 Personen gesprochen, die in den nächsten

Jahren erkranken könnten. Es wird mal wieder eine tickende Zeitbombe bemüht, obgleich man, wenn man seriös wäre, zugeben müßte, daß niemand weiß, wie hoch das Risiko ist, an Aids zu erkranken und zu sterben. Offenbar sind alle Stufen des Infektionsgeschehens unklar. Man weiß nicht, aufgrund welcher Dispositionen Infizierte infiziert sind, Infizierte erkranken und Erkrankte sterben. Wahrscheinlich sind diese begünstigenden Dispositionen weit verbreitet; d. h. eine bakteriologische Kriegsführung mit dem HIV-Virus würde vermutlich den größten Teil der Wohnbevölkerung der Bundesrepublik ausrotten. Diesen Feldzug führt derzeit das Phantom »Sexualkontakt mit unbekannten oder oft wechselnden Partnern«.
Auch die Bundesregierung bemüht sich, Aids zum best-bekannten Gesundheitsrisiko zu machen. Sie tut das mit einer Gesundheitsaufklärung, die zwar nicht, wie ihr böswillig unterstellt wird, Promiskuität verbreitet, aber bestimmte selektive Gefährdungsmuster. Hier wird nur nachvollzogen, was sich in der Medienlandschaft durchgesetzt hat. Aids soll in die Köpfe der Bürger als gesellschaftliche Großkatastrophe, als drohendes Untergangsszenario. Das ist ungewöhnlich für die Gesundheitspolitik und unverhältnismäßig im Hinblick auf andere Gefährdungsumstände.
In unserer Gesellschaft der ritualisierten symbolischen Risikominimierung gibt es eine einzelne Krankheit, die fast ausschließlich nach der Worst-case-Strategie thematisiert wird. Aids wird zur alle »fressenden« Seuche hochgerechnet, während die anderen Gesundheitsgefahren, aus der Umweltbelastung, dem Straßenverkehr, der Atomwirtschaft, mit Hilfe der Expertenmeinung heruntergehandelt werden. Bei Aids ist offenbar Katastrophe angesagt, während sonst ein GAU-Begriff nur existiert, um die extreme Unwahrscheinlichkeit von Ereignissen zu demonstrieren.
Man darf annehmen, daß Aids inzwischen kaum mehr für ein Erkrankungssyndrom steht, sondern eine Metapher für gesellschaftliche Verhältnisse und für Lebensgefährdung allgemein geworden ist. Eine Metapher, in der sich Grundängste ausdrücken lassen und der zunehmend die Funktion zuzuwachsen scheint, sehr viel dramatischere Gefahren zu relativieren und zu kanalisieren. Den täglich aufgerührten Katastrophenempfindungen bieten sich hier vergleichsweise harmlose Fluchtpunkte: für die Zyniker das Kondom, täglich in der Tasche, für die Ängstlichen eine handlichere Katastrophe als etwa die kollektive atomare Kontaminierung, für die Normalitäts- und Sittenwächter neues Kampfmaterial, usw. Schlechte Zeiten für die, die tatsächlich an Aids erkranken werden. Ihnen ist nicht zu helfen. Das Motto der wesentlich härteren Aufklärungskampagne des Berliner Senats im Dezember 1986, »Aids, das vermeidbare Risiko«, hat das schon angesprochen. Sie produziert auch das Selber-schuld für die späteren Opfer.

Aids beeindruckt vor allem, weil es eine Geschlechtskrankheit ist, ähnlich wie auch die Syphilis eine durch Geschlechtsverkehr vermittelte Systemerkrankung. Die exaktere Sprache, (vordringlich durch Geschlechtsverkehr vermittelte) »erworbene Immunitätsschwäche«, verdeckt eher die mit Geschlechtskrankheit verbundenen Probleme. Es ist sinnvoll, sich aus der Geschichte der Geschlechtskrankheiten Orientierungshilfe zu holen.

Geschlechtskrankheiten liegen im Schnittpunkt des individuellen körperlich-seelischen Lustbedarfs und der gesellschaftlichen Reproduktion, der erwarteten Produktion von Menschen. Lust hat immer eine öffentliche Seite. Weil Geschlechtskrankheiten die Bevölkerungsreproduktion beeinflussen, sind sie ein staatsrelevantes Thema. Viele andere Faktoren beeinflussen die Bevölkerungsreproduktion viel mehr als Geschlechtskrankheiten, im 19. Jahrhundert z. B. Armut, Unterernährung, körperliche Überlastung durch veränderte Lebens- und Arbeitsverhältnisse. Aber diese Kausalitäten enthalten eine gefährliche soziale Dimension. Deshalb wurde immer die These des Sittenverfalls als Gesellschaftskritik bevorzugt, und als wesentlicher Indikator galt in der Regel ein angeblich bisher nicht gekanntes Wüten der Geschlechtskrankheiten. Für diese Behauptung gibt es kaum jemals stichhaltige Belege, und man darf annehmen, daß eher eine wütende Lust am Geschlechtsverkehr angeprangert werden sollte. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts hält sich selbst unter Ärzten die Vorstellung, die Syphilis sei eine Lustseuche, d. h. nicht etwa eine übertragene Infektionskrankheit, sondern eine durch übermäßige Geschlechtslust selbst produzierte Krankheit: »Daß sich die Syphilis durch die reizenden männlichen Zeugungsstoffe in den gereizten und überreizten innern Geschlechtsteilen der Weibspersonen von selbst erzeugt« (Patze 1845, 11). Das ist zwar auch schon damals eine anachronistische medizinische Sicht, die gegen alle, lang diskutierten Plausibilitäten verstößt; aber sie kann, wegen des fehlenden bakteriologischen Nachweises, innerhalb eines bestimmten Weltbildes dennoch als »wahr« erscheinen.

Die Lust ist die Krankheit. Die der Lust verfallenen Gesellschaftsklassen sind die gefährlichen Klassen. Vor 1800 z. B. sieht das aufstrebende Bürgertum im Adel nicht nur eine unnütze, sondern auch eine gefährliche Klasse. Voltaire etwa behauptet in *Candid*, daß es die Rittmeister und Gräfinnen seien, die sich mit Barfüßermönchen und Jesuiten das Geschenk weiterreichen. Das einfache Volk ist nur betroffen, sobald es sich mit Adel und Kirche einläßt. Um 1900 ist die gefährliche Klasse das Proletariat, die »Hefe« des Volkes, notfalls schlicht »alles Zuhälter« genannt. Damit wurde in Berlin begründet, warum Geschlechtskranke in öffentlichen Krankenhäusern immer noch eher als Verbrecher und nicht als Kranke behandelt wurden;

eine Einstellung, gegen die sich die Sozialdemokratie 1893/94 mit einem Charité-Boykott wandte. Hier half auch nicht der Hinweis darauf, daß zwar außerehelicher Geschlechtsverkehr in Arbeiterkreisen üblicher, zumindest weniger anstößig sei, daß aber andere Kreise viel häufiger erkranken, vor allem Studenten, aber auch Militärs und Handlungsgehilfen. Auch Aids lebt davon, eine »Klassen«-Krankheit zu sein, zunächst eine Schwulen- und Fixerseuche, jetzt eine Seuche der Promiskuitiven: Promiskuität ist die Krankheit. Promiskuität ist der eigentlich bedrohliche Virus.

Das ist der offensichtlichste Aspekt der Metapher Aids. Im Sinne konservativer Kulturkritik, als eine Variante des ewig alten Sittenverfall-Geschreis, wird durch individualisierbare Schuldzuschreibung ein Kollektiv zum Symbol, wird zum Beweis dafür, wohin es mit einer angeblich permissiven Gesellschaft gekommen ist. Aids, das meint nicht etwa eine selbstgeschaffene Krankheit, durch den Weltverkehr vielleicht, oder ein zufälliges Produkt molekularbiologischer Experimente, das ist zunächst völlig gleich. Aids meint die Gefährdung der Gesellschaft durch ein als deviant bezeichnetes Sexualverhalten. Aids ist als Symbol thematisiert. Und in diesem Symbol ist die Bedeutungsebene ›Gefährdungen durch eine hochexpansive und explosive Industriekultur‹ sowohl immer präsent als auch aufgesaugt. Promiskuität und Sexualität allgemein werden zum Ausdruck sehr viel weitergehender Gefährdungen und dienen zugleich als ihre gemütliche Verharmlosung. Solche Verkehrungen von Ursache und Wirkung, von Gesellschaft und Sexualität sind immer wieder formuliert worden, z. B.: »Denn die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, von seltenen Ausnahmen abgesehen, beruht auf dem außerehelichen Geschlechtsverkehr; vor allem führt aber fast jeder Ehebruch zu seelischen Qualen, die man dann vielfach durch Rauschgifte, Negertanzmusik und dergleichen zu betäuben sucht« (Fischer 1930, 101).

Sex oder Lust sind schuld am gesellschaftlichen Untergang. Aber das ist nicht alles. Aids lebt auch davon, eine mysteriöse Krankheit zu sein. Mit Aids wird das Unheimliche beschworen. Eine Krankheit wird uns als unheimlich dargestellt, weil sie neu ist, aus dem Nichts zu kommen scheint, weil man zunächst keine Erreger kennt – das naturwissenschaftlich-kausale Denken braucht »eine« Ursache. Später wird festgestellt, daß es vermutlich viele Varianten der Aids-Viren gibt: Sie »wandeln ständig ihr Gesicht«, heißt es. Die erstaunlich schnell aufgehellten Mikroprozesse des Infektionsgeschehens werden dann beschrieben als schockierende Subversionstechniken, als unkontrollierbarer Guerillakampf. Immer und überall infiltrieren erschreckende Mächte die doch ganz offensichtliche und schlichte Unkenntnis.

Es ist falsch, hier nur sensationslüsterne Massenmedien am Werk zu sehen. Die Medizinpolitik hat jahrzehntelang das Image einer omnipotenten und allwissenden Medizin gepflegt, die noch ihre Defizite als potentielle Erfolge verkauft. Jetzt zeigen sich die Kosten dieser Politik: Das Unbekannte kann, in einer Welt totaler technischer Kontrolle und Manipulierbarkeit, nur ein exterritoriales Wesen haben. Aliens – die fremden Mächte! Aber wie bei allen Infektionskrankheiten gibt es auch bei Aids Immunität und Resistenzen, gibt es Inkubationszeiten und Ko-Faktoren, die eine Infektion erst zur Krankheit werden lassen. Über diese Prozesse weiß man offenbar noch fast nichts – außer, daß Aids eine normale Infektionskrankheit ist. Trotzdem verzichtet kaum ein Aids-Statement, gerade auch der Spezialisten, auf die Schreckensvision des Millionenheers von möglicherweise Infizierten. Die Vision der lebenden Leichen, die nur noch nicht wissen, daß sie tot sind, wird hier bewußt geweckt und zur Gesundheitserziehung eingesetzt.

Auch nach der Erfindung von Tuberkulin wurde festgestellt, daß praktisch die gesamte Bevölkerung TBC-verseucht sei: Jeder war irgendwann einmal infiziert worden, und das »Vollbild« der Tuberkulose, nach heutiger Terminologie, war tödlich. Das gleiche passierte später mit dem Wassermann-Test und der Explosion der Syphilis. So gesehen wird der HIV-Antikörpertest bei Symptomlosen nicht zu Unrecht als eine unakzeptable Produktion von Kranken durch das Medizinsystem bezeichnet – falls ein positiver Antikörperbefund festgestellt wird natürlich (Rosenbrock 1986, 117). Denn hier folgt, wegen der mangelnden Kenntnisse, nichts, was den Betroffenen helfen könnte. Das war bei TBC und Syphilis anders, auch vor der Verfügbarkeit moderner Pharmaka.

Allein die Tatsache, daß man über eine Krankheit noch nicht viel weiß, insbesondere, daß man wenig oder nichts dagegen tun kann, erklärt noch nicht ihre Dämonisierung. Aids-Politik steht in der alten Tradition der Ansteckungsgefahr. »Der menschliche Atem ist seinesgleichen tödlich« (Rousseau). Die alte Furcht vor Vergiftung, wie sie sich immer an Infektionskrankheiten entzündete, hat nicht nur Gefährdete gesehen, sondern sofort nach Schuldigen und Brunnenvergiftern gesucht. Natürlich haben Geschlechtskrankheiten kein Monopol auf solche Phantasien unsichtbarer, heimlicher, schleichender Vergiftung, aber schon die Syphilis hat diese Ängste immer auf sich gezogen. Eine typische Stellungnahme von 1867 spricht alle diese Assoziationen an: »Wenn irgendeine Krankheit ein allgemeines Interesse erregt... und in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft gleicherweise wurzelt wie schafft... so ist es die Syphilis. In ihrer Wiedererzeugung auf so dunkle Weise mit dem geheimnisvollen Acte verbunden, der die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes vermittelt,

lastet sie seit ihrem erschütternden, Volk und Ärzten unerhörten Auftreten am Ende des 15. Jahrhunderts wie ein böser Alp auf den zartesten Beziehungen, haftet wie Pesthauch an Jugend und Schönheit, hängt sich gleich einer immer wachsenden, ungeheuren Sündenlast an einen einzigen Fehltritt, vergiftet das Blut der noch ungeborenen, schuldlosen Frucht, schleicht sich mit der Ammenmilch in die Familie und nagt in unheimlich geschäftiger Verborgenheit an dem Marke der Gesellschaft überall« (Geigel 1867, 1). Das Dämonisierungssyndrom, im Kern die irrationalisierte Vergiftungsangst, ist der zweite Aspekt der Metapher Aids. In unserer Gesellschaft gibt es zahlreiche und sehr gut begründbare Vergiftungsängste. Wir hatten Tschernobyl, wir haben fast täglich Chemieunfälle, wir haben eine dauerhafte Verseuchung aller Mittel des Lebens. Zu diesem Gefährdungsszenario tritt Aids nicht hinzu. Aids wird eher zur inszenierten Ersatzängstigung, die so befreiend wirkt, weil die meisten sich nicht betroffen zu fühlen brauchen.

Noch wurde nicht vom Tod gesprochen, obwohl die eingetretene Aids-Erkrankung bisher in den meisten Fällen tödlich verläuft. Aber auch die hohe Letalität allein kann Aids nicht diese Prominenz verschafft haben. Es gibt viele Arten, zu Tode zu kommen. Es gibt öffentlich-konsensual akzeptierte Tode, z. B. die Unfalltoten. Immerhin traut man sich hier nicht, offiziell von Restrisiko der Industriegesellschaft zu sprechen. Es gibt verheimlichte Tode, man muß eingeweiht werden, um von ihnen zu hören – z. B. Narkoseunfälle. In Großbritannien wurde die Zahl der durch Narkoseeinflüsse Gestorbenen auf etwa 1800 pro Jahr geschätzt (*Guardian*, 10. 8. 1982). In der Bundesrepublik dürften die Zahlen nicht viel anders aussehen, falls man sie erheben würde. Es gibt herbeigesehnte Tode, z. B. bei alten und schwer Pflegebedürftigen, egal woran sie dann sterben mögen. Es gibt die als furchtbare Schicksalsschläge beklagten Tode, meist von Kindern und jungen Erwachsenen. Aber schon bei Selbstmorden ist man sich nicht mehr so sicher. Und es bringen sich jedes Jahr in der Bundesrepublik etwa 80 Kinder zwischen 10 und 15 Jahren um und über 500 Jugendliche. Dann gibt es ehrenvolle Tode, das sind etwa die, die im Dienst eintreten. Aber da bestehen große Unterschiede. Am ehrenvollsten sind natürlich die im Krieg erfolgenden Tode. Aber schon die Kriegsfolgetoten haben einen viel schlechteren Status. Und schließlich gibt es die ehrenrührigen Tode, früher z. B. durch Selbstmord und Geschlechtskrankheiten. Der arme Heinrich Heine wird wohl bis in alle Ewigkeit »Syphilitiker« bleiben, egal welche Prominenz ihm sonst noch zugestanden wird. Man wird gespannt sein dürfen, wie es Rock Hudson ergehen wird, und entschuldige ansonsten den Vergleich.

Am Status der Arten, zu Tode zu kommen, zeigt sich ein meist unausgesprochener gesellschaftlicher Konsens darüber, welche Lebensrisiken hingenommen werden müssen: wann und woran zu sterben »normal« ist. Wenn jemand zu früh stirbt und vielleicht auch noch ohne ersichtlichen oder verständlichen Grund, ist es ein Skandal. Wenn jemand gar nicht sterben will, verdirbt er es auch mit der guten Meinung seiner Umgebung. Das Leben ist riskant, und das tägliche Sterben hat einen großen gesellschaftlichen Interpretationsbedarf – selbst wenn es meist sorgfältig aus der Öffentlichkeit verbannt wird. Sicherheit soll durch Ausgrenzung entstehen, durch Krankenhausmauern ebenso wie durch Grenzwerte. Was normal ist, was hingenommen werden muß, was tolerierbare Kosten unserer Zivilisation und unseres Wohlstandes sind, wird durch Statuszuweisungen an die Krankheits- und Todesarten bestimmt. Krebs z. B. hat jetzt die Toleranzprüfung offiziell passiert. An Krebs zu sterben ist normal, und 10 000 Krebstote zusätzlich – als Folge von Tschernobyl – erscheinen keineswegs schockierend. Der Aids-Tod, das jedenfalls ist der dritte Aspekt der Metapher Aids, gehört nicht zu den tolerierbaren Kosten der gesellschaftlichen Situation. Und diese Bewertungsfrage wird vielleicht umso massiver ausgefochten, als andere Tode unausweichlich scheinen. Auch hier also Problemverschiebung und -minorisierung?

Sex bzw. Promiskuität, Vergiftung und hohe Letalität ergeben die explosive Mischung der Metapher Aids. Die Nicht-Tolerierbarkeit hat zwei Seiten. Die bisher wichtigste war, daß nicht unbedeutende Mittel und große Fürsorge- und Pflegeenergien mobilisiert werden konnten. Betroffene und Gefährdete sind nicht alleine gelassen worden. Auch Tabus wurden verletzt, die Isolation einer Minorität wurde durchbrochen, der Status einer Gettokrankheit widerlegt, das Sterben so menschlich wie möglich gemacht. Die andere Seite der Nicht-Tolerierbarkeit ist der Konformitätsdruck, die Kontroll- und Sicherheitshysterie, die man sich einhandelt, wenn man Aids zur gefährlichsten Weltseuche deklariert.

Die Frage ist jetzt, wie gesund eine Gesundheitskampagne zur Aids-Vorbeugung sein wird. Die Hoffnung, es brauche nur aufgeklärt, nicht Angst geschürt zu werden, ist sicher unberechtigt. Gesundheitskampagnen sind regelmäßig Angstkampagnen. Auf den Antrieb Angst kann man nicht verzichten, wenn Verhaltensänderungen erreicht werden sollen, die von den Angesprochenen nicht gewollt sind. Solche Kampagnen stigmatisieren Verhaltensweisen, die öffentlich nicht mehr als akzeptierbar gelten. Man kann das an der allgemeinen Bakterienphobie bis in die zwanziger Jahre sehen. Die TBC-Kampagnen waren nicht zuletzt Haßkampagnen gegen alle, die auf den Boden spucken, die in die Hand schneuzen, die ungeschützt niesen.

Daß Antiraucherkampagnen bisher wenig erreichen, liegt daran, daß man davor zurückschreckt, an die Selbsthilfe der Passivraucher zu appellieren. Es ist die Angst der anderen, die Verhalten stabilisieren muß. Man mag sagen, daß es sich in solchen Fällen um unumgängliche Kosten handelt und daß das erzwungene Verhaltensopfer ins Verhältnis zu dem erreichbaren Gesundheitsgewinn zu setzen ist. Aber man kann nicht sagen, öffentliche, auf Verhaltensänderung zielende Gesundheitspolitik sei gewaltfrei. Leute, die so etwas behaupten, reden über die Repression der Verhaltensweisen anderer.

Aber im Gegensatz zu TBC- werden Aids-Kampagnen wenig bewirken, außer Aggressionen und Panikreaktionen, denn die Majorität der Bevölkerung ist nicht betroffen. Fast alle Aids-Berichte und Aufklärungen in den Massenmedien entgrenzen die Gefahr unstatthaft. Infektionskrankheiten sind keine Gleichmacher. Bakterien oder Viren haben zwar weder Willen noch Bosheit, sie machen also keine Unterschiede, und insofern kann jeder infiziert werden. Aber dennoch trifft es immer nur bestimmte Populationen vordringlich. Jeder kann durch eine Infektion erkranken, aber es erkrankt eben nicht jeder. Die großen Seuchen des 19. Jahrhunderts haben natürlich auch nicht an den Türen der Reichen haltgemacht, und doch sind vor allem die Armen daran gestorben. Auch Aids ist an bestimmte Übertragungswege, Verstärkereffekte und Rezeptivitäten gebunden und damit an bestimmte Populationen und typische Lebensstile. Aber Aids ist keine Schwulenseuche. Homosexualität bezeichnet sexuelle Vorlieben und entsprechende Kommunikationskulturen, vielleicht noch Lebensstile, nicht eine andere Spezies. In Afrika trifft Aids dagegen auf einen anderen Umgang mit Sexualität, das erklärt die offenbar etwa gleiche Verteilung der Aids-Opfer zwischen Männern und Frauen. Sonst erklärt die Verteilung nichts.

Es gibt bisher keinen Hinweis, daß der Aids-Virus bei unseren sexuellen Gewohnheiten von einer Kern-Gefährdetengruppe auf eine signifikante andere, abgrenzbare gesellschaftliche Gruppe »überspringt«. Heterosexuelle mit wechselnden Geschlechtspartnern sind keine Gruppe, weil Häufigkeiten nichts abgrenzen. Denn es gibt keinen Bewertungsrahmen, der die Relevanz von Häufigkeiten bestimmen könnte, und es gibt keinen Beleg dafür, daß der Durchseuchungsgrad der Gesamtpopulation so groß ist, daß jeder Partnerwechsel riskant wäre. Im Heterosex-Bereich gibt es kaum untereinander verbundene Sexualmärkte, durch die einzelne Infektionen sich rasch überallhin ausbreiten könnten. Offenbar ist nicht einmal die reguläre Prostitution eine relevante Kontaktstelle. Wie es natürlich auch im Homosex-Bereich sehr unterschiedliche Szenen gibt, die untereinander kaum verbun-

den sind. Die bisher bekannten Infektionsketten in den Heterosex-Bereich hinein zeigen vor allem, wie relativ begrenzt die Kontaktnetze hier sind.
Die Entgrenzung von Aids als einer Seuchengefahr für die allgemeine Bevölkerung, für alle, die nicht seit Jahren enthaltsam bzw. in strikt monogamen Verhältnissen leben, ist eine völlig unzulässige Katastrophenstrategie. Sexualität in unserer Gesellschaft ist nicht wie Kleingeld, das täglich durch hundert verschiedene Hände geht. Aids-Kampagnen sind Politik mit einer Krankheit, die Sexualpolitik sein will. Wir sollen uns alle Kondome überziehen. Daran ist wenig auszusetzen. Aber wir sollen das nicht, um unser normales Sexualleben zu leben, sei's auch unter erschwerten Bedingungen. Es ist vielmehr die erste Warnstufe vor dem völligen Lustverbot. Die Promiskuitätsverbotskampagne zielt auf nichts geringeres als eine monogame und im Zweifel sexlose Gesellschaft. Mit einem Phantom will man ein anderes herbeizwingen.
Sexualität ist eine existentielle Lebensäußerung, die recht genau in der Gesamtkultur verortet und an gesellschaftliche Formen der Körpernutzung gebunden ist. Hier ist wenig, nach Belieben oder vermuteter Notwendigkeit, zu manipulieren. Man müßte sich schon daran versuchen, allgemeine Wertungen wie Lebensqualität und Selbstverwirklichung umzupolen. Aids hat in einigen Homosex-Bereichen offenbar als ein Schock gewirkt, der vorübergehend zur Reduzierung oder sogar zum Einstellen der Sexualkontakte führte. In einer Gesellschaft, die nach Körper und Liebe hungert, war das aber eine unhaltbare Situation. Im Homosex-Bereich, bei den Hauptgefährdeten und wirklichen Insidern des Aids-Problems, ist inzwischen die Problemsensibilität hoch, und auch die von der »Deutschen Aids Hilfe« getragenen Aufklärungsmaßnahmen haben nicht mehr den sonst üblichen sexualitätsfeindlichen Gehalt. Eine ähnliche Betroffenheit und entsprechende Reaktionen wird man auch bei anderen Personenkreisen antreffen können, die mit Merkmalen wie ›häufiger Partnerwechsel, unbekannte Partner‹ identifiziert werden.
»Kondome sind in aller Munde«, maulte die *FAZ* (2.2.87) in einer Art Satire und erkannte mit den katholischen Bischöfen, daß in einer Gesellschaft, die »fast keine« Regeln für Sexualverhalten mehr habe, man sich Aids nicht »mit dem Gummiüberzug vom Leib halten« könne (31.1.87). Eine kondomzentrierte Aufklärungskampagne berührt auch heute noch Tabuzonen der Körpernutzung. Das Kondom wurde als Infektionsschutz erfunden. Bis Ende des 19. Jahrhunderts waren Schutzmittel das Spezialwissen von sog. Lebemännern und Polizeiärzten. Bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts wurden Vorschläge zur Infektionsvorbeugung regelmäßig der Beihilfe zur Unzucht bezichtigt, und das freie In-Umlauf-Bringen

von Kondomen war strafrechtlich verboten. Der folgende Siegeszug der Kondome beruhte auf der Doppelfunktion von Empfängnis- und Infektionsverhütung und endete auch in dem Umfang, wie sich bequemere und lustfreundlichere Verhütungsmittel durchsetzten und die klassischen Geschlechtskrankheiten sich problemlos therapieren ließen. Safer-sex-Kampagnen, kondomzentrierte Aufklärung der üblichen Art, berühren jetzt zwei Tabuzonen: Sie bleiben, wie ehemals, Beihilfe zur Unzucht, dort wo Keuschheit, Monogamie usw. gefordert wird, und sie sind »bestrafter« Sex dort, wo nur die Angst zur Verhaltensänderung zwingen kann. Das Kondom wird so zum Symbol für beides: lebensgefährliche Vermischung der Körper und Quarantänemaßnahme der Seuchenpolizei. Unter diesen Bedingungen werden Safer-sex-Kampagnen höchstens vorübergehende Wirkung haben, aber selbst das wäre nicht unbedeutend.

Die zentrale Gefahr der Aids-Aufklärung besteht nicht darin, daß sie keine nennbaren Wirkungen haben wird, sondern daß die ingang gesetzte »staatliche Verantwortung« gerade deshalb auch den nächsten Schritt tut und die überall schon wartenden Meldepflicht-, Routine-Aids-Test- und seuchengesetzlichen Überwachungsmaßnahmen ebenfalls ingang gesetzt werden. Es ist allgemein bekannt und auch von der Gesundheitsministerin anerkannt, daß Zwangsmaßnahmen und Strafandrohungen nur Stör- und Verschlimmerungseffekte haben würden – von den möglichen Folgewirkungen auf persönliche Freiheitsrechte ganz zu schweigen. Aber eine Öffentlichkeitskampagne, die glaubt, eine Gesundheitsgefahr »bannen« zu können, steht schnell unter Zugzwang. Es gibt wenig Hinweise, daß eine medizinische oder hygienische Kampagne jemals eine Krankheit hätte »ausrotten« können. Bei Infektionskrankheiten haben sich außerdem die Erkrankungsdispositionen bisher schneller gewandelt, als erfolgreiche medizinische Behandlungs- und Heilungsstrategien entwickelt werden konnten. Man wird abwarten müssen, daß die Hysterie und damit ein Teil der Seuchenvirulenz vorbeigehen. Im übrigen wird uns Aids als ein Lebensrisiko erhalten bleiben, und gelassen betrachtet, ist es bei weitem nicht das größte.

Zitierte Literatur

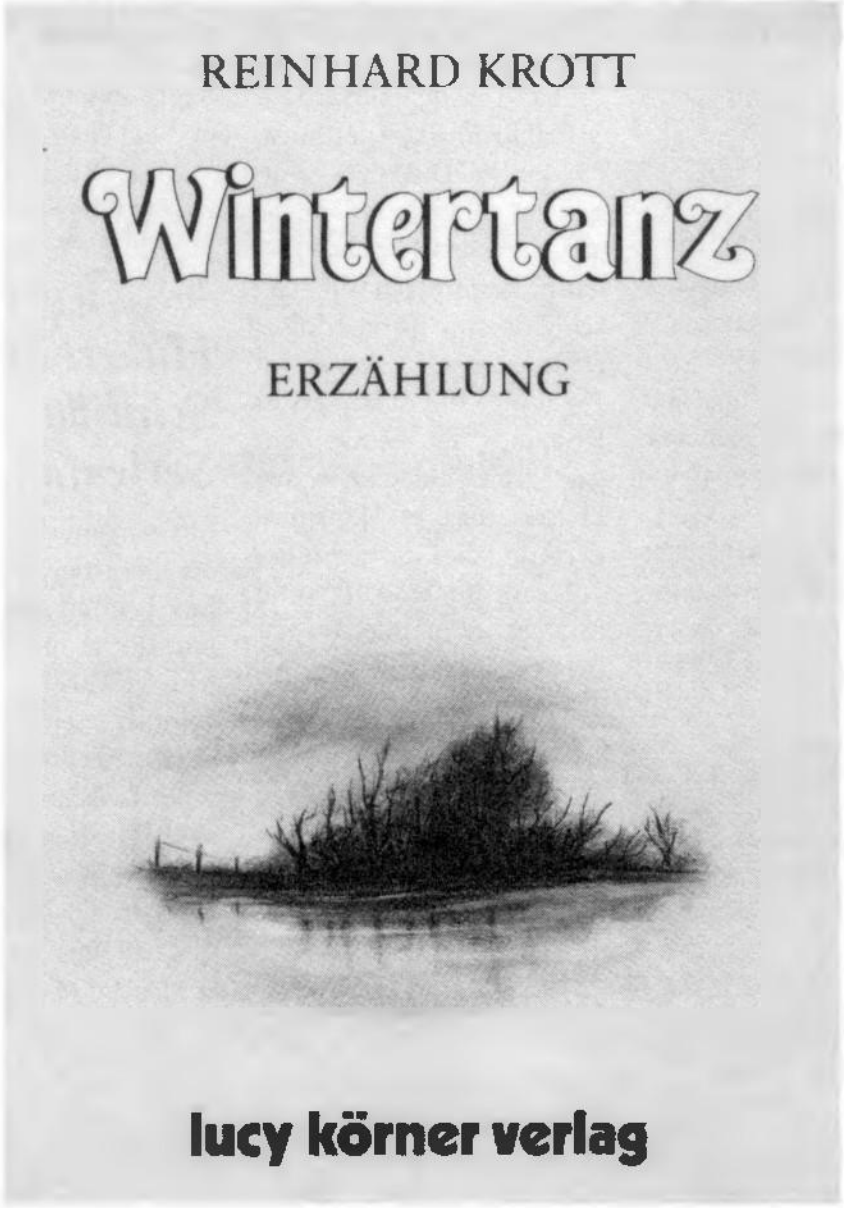
Alois Geigel, *Geschichte, Pathologie und Therapie der Syphilis*, Würzburg 1867

Alfons Fischer, »Hygiene und Moral«, in: *Fortschritte der Gesundheitsfürsorge*, Jg. 4, 1930

Adolf Patze, *Über Bordelle und die Sittenverderbnis unserer Zeit. Eine medizinal-polizeiliche Abhandlung*, Leipzig 1845

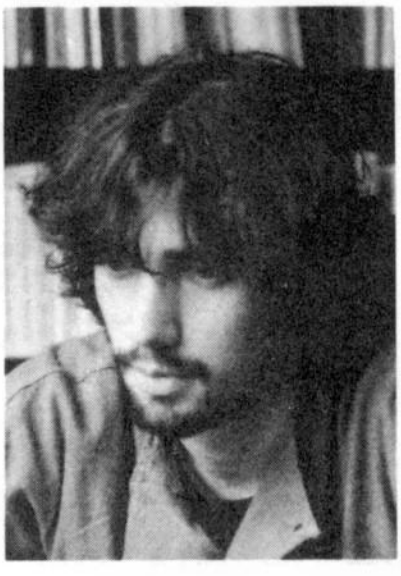
Rolf Rosenbrock, *Aids kann schneller besiegt werden*, Hamburg 1986

Ein bemerkenswertes literarisches Debut



In eigenwilliger Sprache, anfangs nicht leicht zu erschließen, doch mehr und mehr verzaubernd, erzählt Reinhard Krott eine faszinierende, auf seltsame Weise berührende Liebesgeschichte in neun Szenen: Zwei sehr verschiedene Menschen begegnen sich – und mit ihnen zwei nahezu gegensätzliche Welten, die in einer kurzen, schmerzhaften Liebe aus den Fugen zu geraten drohen ...

93 Seiten, kart., 12 DM.
Lucy Körner Verlag, Fellbach.



Aus dem literarischen Programm.

Simone de Beauvoir Auge um Auge

Zum erstenmal in deutscher Übersetzung: Aufsätze aus den Jahren 1945–1955. Ihr Forum war die gemeinsam mit Sartre herausgegebene Zeitschrift «Les Temps Modernes».
Schonungsloser und offener Diskurs bestimmen die Texte, selten wurde konservatives Denken so scharfsinnig analysiert.

Simone de Beauvoir
Auge um Auge. Artikel zu Politik, Moral und Literatur 1945–1955. Deutsch von Eva Groepler. 240 S. Gebunden. DM 28,–

Johano Strasser Der Klang der Fanfare

«Wie kommt einer wie ich dazu, einen Roman zu schreiben? Vielleicht hatte sich da etwas aufgestaut: Bilder, Ängste, halbverdaute Erfahrungen. Allerdings: ich mußte Distanz gewinnen um der Liebe willen, die auf die Details geht. Erst dann konnte ich die Geschichte von Karel Moises erzählen.»
Johano Strassers erster Roman – ein Stück Zeitgeschichte aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und die Geschichte der völkerverbindenden und fortschrittstiftenden Idee einer Weltsprache.

Johano Strasser
Der Klang der Fanfare
Roman. 448 Seiten.
Gebunden. DM 38,–

Tracy Kidder Das Haus

«Das Haus» ist mehr als die Summe von Fundament, Trägern, Nägeln und Brettern – die Menschen machen es zu etwas Besonderem. Sachkundig und detailliert informiert der Pulitzer Preisträger Kidder über Baugeschichte, Architektur und Lebensträume.

Tracy Kidder · Das Haus
Ein Roman vom Bauen und Wohnen. Deutsch von Jürgen Abel. 464 Seiten. Gebunden. DM 36,–

Hubert Mania Scintilla Seelenfunke

Mit dem unerklärlichen Tod des Oboisten Brynjar Windhus beginnt eine fantastische Reise in die Welt der Musik. War er ein Opfer von Scintilla, einer Melodie, deren machtvolle Klänge schöpferische und zerstörerische Kräfte zugleich auslösen? Mystische Ereignisse brechen ein in die Realität der achtziger Jahre ...

Hubert Mania · Scintilla
Seelenfunke. Roman.
272 Seiten. Gebunden.
DM 28,–

Manuel Vázquez Montalbán Der Pianist

Die literarische Chronik Spaniens von 1936 bis heute. Der spannende Roman ist ein Plädoyer für den offenen Umgang mit einer ungeliebten Vergangenheit.

Manuel Vázquez
Montalbán · Der Pianist.
Roman. Deutsch von Maralde Meyer-Minnemann. 384 Seiten.
Gebunden. DM 38,–

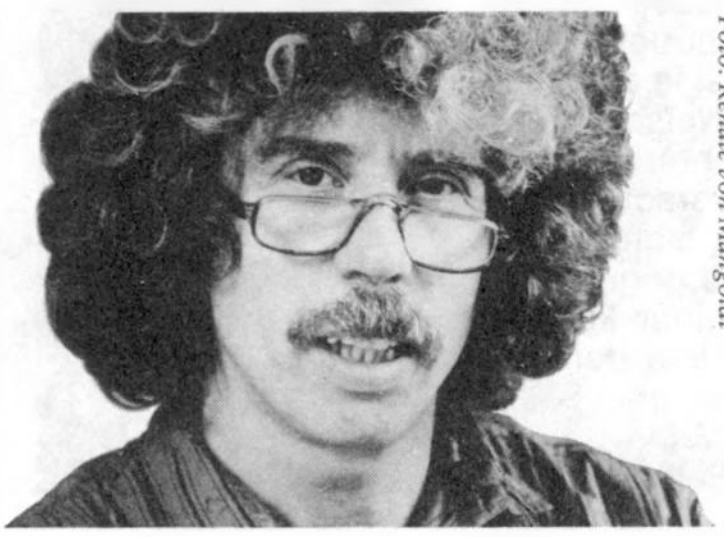


Foto: Renate von Mangoldt

Rowohlt

Günter Niklewski
Alles krank und nichts gesund

Der »Münchhausen-Arzt« und die psychosomatische Flucht seiner Patienten

> »In einer Welt, in der es Kranke gibt, selber nicht krank zu sein, verursacht auf die Dauer ein Unbehagen.« (Georges Canguilhem, *Das Normale und das Pathologische*)

I Ganz Auge

Unter dem Münchhausen-Syndrom, das Richard Asher 1951 erstmals beschrieb, versteht man ein Krankheitsbild, bei welchem sich Patienten in kurzen zeitlichen Abständen unter Darbietung ernster anamnestischer Angaben (»Ich habe Blut erbrochen«) in medizinische Behandlung und intensive diagnostische Abklärung mit häufig schmerzhaften und komplizierten Eingriffen begeben, um dann oft unbemerkt und heimlich das Krankenhaus zu verlassen, nicht selten in der Absicht, alsbald das nächste aufzusuchen.
Man kann sich manchmal des Eindrucks nicht erwehren, als sei auf der Gegenseite, bei den Institutionen des Gesundheitswesens, eine Analogie im Entstehen begriffen. Dieser »Münchhausen-Arzt« ist die Kehrseite der High-tech-Medizin. Er bedient Maschinen, deren Grundlagen er nicht versteht, und erhebt Befunde, die so schwerwiegend sind, daß sich die Patienten immer weiteren Untersuchungen unterziehen müssen. Dies hat Züge einer Beschwörung der gleichsam im Schlummerstadium erfaßten Krankheit, die ihren Schlaf doch tunlichst bis zum nächsten Untersuchungstermin fortsetzen möge.
In vielen Arztbriefen könnte der einleitende Satz stehen: »Auf der Suche nach einem Zufallsbefund führten wir die folgenden Untersuchungen durch...« Der Münchhausen-Arzt ist sich eigentlich immer sicher, und das »intellektuelle Abenteuer einer Diagnosestellung, das vom Arzt ein Höchstmaß an gedanklicher Schärfe (...) fordert«, bleibt ihm erspart.[1]
Das liegt nicht nur daran, daß die Ärzte schlecht ausgebildet sind, wie Kaufmann es in dem zitierten Artikel nahelegt, oder daß eine wertfreie Technik in den falschen Händen liegt. Der Arzt unserer Tage muß »ganz Auge« sein. Das Auge hat in der Medizin die anderen Sinnesorgane in den Hintergrund gedrängt. Der Patient spiegelt sich in den Augen des Arztes – im Polaroid-Format. Wir erleben derzeit eine rasante technologische Entwicklung vor allem auf dem Gebiet der bildgebenden diagnostischen Ver-

fahren. Die optische Information wird subtiler, die Apparate lösen ihren Gegenstand optisch immer höher in seine Strukturelemente auf, und die Bilder werden denen in den anatomischen Lehrbüchern immer ähnlicher, meistens fehlt nur noch die Farbe. Jeder jedoch, der einmal mit einem der neueren Verfahren, wie etwa Ultraschall, gearbeitet hat, kennt die Not der Beurteilung. Je differenzierter die Bilder werden, desto größer wird der Grenzbereich, wo es schwer fällt, eine Veränderung als noch im Rahmen der Normalität oder als schon pathologisch anzusehen.

Ein grobes Raster macht Entscheidungen leichter als ein feines. Man hört häufig die Ansicht, durch diese Technologien würden Untersuchungen eingespart, die mit höherer Schmerzbelastung oder höherem Risiko für den Patienten einhergehen. Das Gegenteil ist der Fall: die Bilder müssen verglichen werden, der Patient wird gleichsam in verschiedene optische Repräsentanzen zerlegt. Für den Patienten bedeutet dies dann einen Rattenschwanz zu absolvierender Untersuchungen, der oftmals einer bis dahin blanden Symptomatik die medizinischen Weihen verleiht.

Gerade weil die Schwierigkeit, subtile Befunde hinsichtlich ihrer therapeutischen Konsequenzen zu bewerten, zunimmt, gibt es eine wachsende Grauzone von Patienten, die »Träger« solcher Befunde sind und als einzig wesentliche Information erhalten können, daß man das Ganze in einem halben Jahr kontrollieren müsse. Bis dahin, und meistens länger, sind diese »Patienten« erst einmal Patienten, d. h. sie treten mit dem Selbstverständnis eines Kranken ihre Rolle im Gesundheitswesen an.

Aus ökonomischer Sicht stellt sich dies als die marktwirtschaftliche Paradoxie einer angebotsinduzierten Nachfrage dar, wie etwa Schulenburg dies beschrieben hat. Das heißt, daß die Nachfrage sich nicht an einem Bedarf orientiert und dadurch ein Angebot bewirkt, sondern »daß der Arzt Nachfrage nach seinen Leistungen selbst schaffen kann, (...) indem er den Nachfrager von der Notwendigkeit zusätzlicher Leistungen und Konsultationen (z. B. Kontrollbesuchen) überzeugt oder zusätzliche Leistungen anbietet. Als Beispiele sind zu nennen Ultraschall-Untersuchungen, die im Vergleich zu Röntgenaufnahmen als unschädlich gelten, oder Hausbesuche, die mittlerweile in gut versorgten Gebieten wieder zu haben sind«.[2]

Auffällig ist dabei die Tendenz, die Krankheitslehre in vielen Disziplinen umzuformulieren: an die Stelle symptomorientierter Differentialdiagnostik tritt pathophysiologische Systematik. Die Überlegungen des Arztes und das Leiden des Patienten verlieren nach und nach ihr tertium comparationis.

Der Patient auf der einen Seite ist symptomorientiert und versteht es nicht, daß, wenn er mit Kopfschmerzen in die Klinik gegangen ist, er mit denselben entlassen wird und ihm dafür die Gallenblase entfernt worden ist. Die

Check-up-Mentalität auf der anderen Seite interessiert sich auch für solche Befunde, die beim Patienten aktuell noch nicht zu Symptomen geführt haben. (»Wir haben kleine Steine in der Gallenblase gefunden, die können größer werden, sie können sich auch entzünden etc.«) Das therapeutische Handeln entwickelt eine Discount-Mentalität: »Wenn sie schon einmal hier sind, können wir doch gleich ...«

Der Leidensdruck des Patienten ist nicht mehr unbedingt ein Kriterium für die Schwere der Erkrankung. Man kann vielleicht eine allgemeine Tendenz von »manifesten« zu »latenten« Krankheiten feststellen. So deutet beispielsweise das Vulnerabilitätskonzept in der Psychiatrie auf eine Tendenz hin, psychische Erkrankung schon in einem ihr spezifischen Vorfeld heimisch zu machen und dieses Vorfeld, sei es familiendynamisch zu verstehen oder streng organisch, schon zum Bestandteil der Erkrankung werden zu lassen. Es gilt nicht mehr, was Jaspers als Schwierigkeit bei einer medizinischen Bestimmung des Normalen und des Gesunden sah: »Was gesund und was krank im allgemeinen bedeutet, darüber zerbricht sich der Mediziner am wenigsten den Kopf. Er hat es wissenschaftlich mit mannigfachen Lebensvorgängen (...) zu tun. Was krank im allgemeinen sei, das hängt weniger vom Urteil der Ärzte als vom Urteil der Patienten ab und von den herrschenden Auffassungen der jeweiligen Kulturkreise.«[3]

Die Ärzte haben in dieser Frage seit Jaspers' Zeiten Boden gewinnen können; sie haben – ohne daß eine metatheoretische Anstrengung zum Problem des Normalen und des Pathologischen sichtbar wäre – sich zunächst die Definitionsgewalt gesichert: Was krank ist, bestimmt der Arzt.

Die im Fortschritt hinter sich selbst zurückfallende Aufklärung ist uns ein vertrautes Denkmodell, das sich auch hier gut anwenden läßt: Von den Patienten wird hoher technischer Aufwand oft in magischen Erlebnisweisen verarbeitet. Das Gepränge der Oszillographen hat die kultischen Objekte des Medizinmannes abgelöst. Immer wieder werden diagnostische Maßnahmen von einzelnen Patienten als therapeutische Handlungen mißverstanden. Die hochtechnisierte Medizin erzeugt, je imposanter sie sich in ihrem äußeren Erscheinen gibt, desto ausgeprägtere magische Erwartungshaltungen. (Unter diesem Aspekt wäre eine Untersuchung zur optischen Gestaltung medizinisch-technischer Geräte wünschenswert; es ist z. B. unmöglich, dezent-harmlos aussehende Geräte zu erwerben, das meiste sieht aus wie eine billigere Stereoanlage – von den den Patienten einhüllenden und in ihre weißen Höhlen bergenden Großgeräten ganz zu schweigen.) Die technische Ausstattung suggeriert ärztliche Qualität. Der Arzt kann sich dieser Erwartungshaltung nicht entziehen und reaktiviert sein Medizinmann-Ego.

Dies ist wahrscheinlich nicht durch Willensakte zu überwinden und markiert eine Aporie des Apparates: daß nämlich mit steigender Differenziertheit der technischen Voraussetzungen deren magischer Anteil immer höher wird. Um diese zeitlich recht jungen Dimensionen ärztlichen Handelns zu bewältigen, genügt auch nicht das Warten auf eine ganzheitliche Medizin; wenn der Mensch erst einmal zerlegt ist, kann man ihn nicht mehr zusammensetzen. Auch ein Metaphysikum für Medizinstudenten würde hieran nichts ändern.

An die Stelle des Symptom- und Syndromdenkens ist eine Check-up-Mentalität getreten, die zunehmend in Gegensatz zu den Bedürfnissen der Patienten treten wird. Die Patienten träumen von Professor Brinkmann und landen bei Dr. Münchhausen, der gleichwohl unentbehrlich geworden ist. Man kann auf das, was er tut, nicht mehr verzichten, eine Medizin ohne seine Dienste ist nicht denkbar, auch wenn er systematisch übers Ziel hinausschießt.

Je subtiler die Apparate unseres Doktors werden, desto mehr Verunsicherungen kommen auf. Diesem Teufelskreis kann man sich auch nicht dadurch entziehen, daß man sich in Zukunft nur noch auf Fiebermessen oder dergleichen beschränkt – damit würde auch niemand ruhig schlafen. Und erst die Außenseitermethoden: Hier werden lediglich die Apparate exklusiver. Die Logik der Argumentation entspringt ebenfalls der Funktionsweise der Meßinstrumente; wenn diese etwas anzeigen, was vorher als typisch für eine bestimmte Erkrankung definiert wurde, besteht die betreffende Erkrankung. So scheint die einzige Chance darin zu liegen, verschiedene Meinungen einzuholen und dann bei der Bewertung der Ratschläge demokratisch zu verfahren: Die Mehrheit wird schon recht haben. (Darüber werden sich die Krankenkassen noch freuen.) Eine andere Möglichkeit ist es, sich selbst auf die Suche zu machen. Wenn schon so viele Krankheiten bei mir gefunden werden, dann muß ich wenigstens herauskriegen, warum das so ist.

II Innenschau

Die Liste der möglichen Krankheitsursachen wird immer länger. Kein Tag vergeht, an dem nicht ein neuer krankheitsauslösender Faktor in Außen- oder Innenwelt ausfindig gemacht wird. Mit großzügiger Ignoranz kann man darüber schon lange nicht mehr hinweggehen. Die Kausalitäten werden immer verzweigter, wahre Stammbäume, und man ist angesichts komplizierter Risikoberechnungen für den Erwerb einzelner Krankheiten ver-

sucht, so ziemlich alles mit allem zu verknüpfen: alles kann ein Grund für jede Krankheit sein.
Daß eine Krankheit auch schicksalhaft, reiner Zufall, unerklärlich sein kann, wird nicht mehr akzeptiert. Die streng naturwissenschaftliche Logik der Mediziner hat die früher wohl häufiger anzutreffende Ohnmachtshaltung der Ärzte verdrängt. Das Eingeständnis der eigenen professionellen Hilflosigkeit wird jetzt forsch in der Weise formuliert, daß man eben »noch nichts« machen könne. Die Medizin unserer Tage verbreitet eine notorisch optimistische Weltsicht. (Wenn aber die Patienten sich eine solche Haltung zueigen machen, wird das gern als Anspruchshaltung denunziert.) Die Kausalitätssehnsucht hat sich auch in den Köpfen der Patienten engrammatisch festgesetzt. Eine Krankheit muß einen Grund haben, der zu finden und zu beseitigen ist, und mit ihm die Krankheit. Auch in durchaus gebildeten Kreisen gibt es immer abstrusere Kausalitätsvermutungen im Hinblick auf Krankheiten, über die man ohnehin gerne spricht. Jedes Spurenelement und sein Mangel, jeder Rückstand und jede Emission lassen sich heranziehen. Diese paranoide Haltung entlastet wenigstens, denn sie führt bei äußeren Krankheitsursachen schnell zu einer Schuldzuweisung: »Ich habe nur Asthma, weil bei Südwind von der Müllverbrennungsanlage giftige Stoffe in meine Atemluft gelangen; der Betreiber der Anlage ist der Verursacher meiner Krankheit.«
Die Kausalitätssehnsucht betrifft jedoch nicht nur die äußeren materiellen Ursachen einer Krankheit, sondern kennzeichnet auch ein verbreitetes Verständnis der inneren, der psychischen oder seelischen Gründe für eine Erkrankung. Hier sind oft dieselben simplifizierend mechanistischen Vorstellungen am Werk.
Kaum ein anderer medizinischer Terminus ist – nach langer Ruhe seit der ersten Verwendung Anfang des 19. Jahrhunderts – so rasch populär und Bestandteil des Alltagsbewußtseins geworden wie der der »Psychosomatik«. Wahrscheinlich deshalb, weil die Verbindung von Soma und Psyche, weil die Psychogenese von körperlichen Erkrankungen grundsätzlich evident ist. Ganz im Gegensatz dazu wird auf dem Instanzenweg des Gesundheitswesens das Prädikat »psychosomatisch« bis heute nur recht zögernd verliehen. Bevor zum Beispiel ein anfallsweise auftretendes Herzrasen vom Internisten an die Psycho-Fakultät weiterverwiesen wird, muß der Patient erst einmal einen Kreuzweg klinischer Diagnostik absolvieren. Im klinischen Alltag bedeutet die Diagnose einer Psychogenese von irgendwelchen Beschwerden meist, daß alle beteiligten Organmediziner hilflos geworden sein müssen; ein ingeniöser diagnostischer Prozeß läßt sich oft nicht ausmachen. Die Erlebnisrealität der Patienten sieht viel weniger starr aus; wenn

aber Beschwerden durch die Beharrlichkeit eines über lange Zeit ausschließlich organmedizinischen Vorgehens fixiert sind, kann diese Ebene nur noch schwer verlassen werden. Patienten, die den Überschritt zur Psychogenese ihrer Erkrankung tun können, erleben ihr Symptom gegen die Gleichmacherei der Naturwissenschaft wieder individuell, binden es in die bewußte Erlebnisrealität ein. »Ich habe schon wieder diese Rückenschmerzen, alles psychosomatisch, zuviel Streß in den letzten Wochen.« Die Krankheit oder das mangelnde Wohlbefinden wird aus der schnöden Egalität des »ein Fall von« erlöst. Jeder hat jetzt seine Grippe, sein je eigenes Rheuma, seinen Krebs, wenn es denn schon so ist.

»Psychosomatisch« ist für viele Patienten schon zu einer (Selbst-)Entschuldigungsfloskel geworden, mit der sie sich auch vor notwendigen Untersuchungen, Arztbesuchen etc. drücken. Sie sind im inneren Milieu ihrer selbst fündig geworden und gedenken nicht, dieses zu verlassen. Das Forschen in der eigenen Seele, den der Selbstwahrnehmung zugänglichen Regionen, geht den von der organmedizinischen Argumentation bekannten Gang, daß nämlich jede Variable mit jedem Ereignis, jedem Symptom verknüpft werden darf. Der Beweis erfolgt dann nicht statistisch, sondern über eine Art von paranoider Evidenz. Hier hat sich die naturwissenschaftliche Vernunft, oder besser das, was dafür gehalten wird und in die Köpfe eingenagelt ist, einem Bereich zugewandt, der gänzlich unvernünftig ist. An die Stelle des erstrebten lebensgeschichtlichen Verstehens von Symptomen tritt die Objektivierung des Übels, nur eben nicht mehr im stofflich-organischen Bereich.

Diese »psychosomatische Evidenz«, die in immer weiteren Bereichen angetroffen werden kann, führt zunächst zu einer Entlastung. »Ich lasse mich immer so stressen, mein Problem ist, daß ich meinen Ärger in mich hineinfresse.« Es wird also ein Versatzstück des selbstbeobachteten eigenen Verhaltens als Übeltäter dingfest gemacht. Die Entlastung über derartige Psycho-Selbstdiagnosen hält aber nur kurze Zeit an. Dies hat seinen Grund nicht zuletzt darin, daß die Vermutung ohne Konsequenz bleibt. Es gibt eine Erklärung; Weiterführendes – etwa eine Psychotherapie – scheint nicht notwendig. Weil nur die der Selbstwahrnehmung zugänglichen psychischen Dimensionen in die Erklärungen eingehen, entsteht der Anspruch, diese auch selbst ändern zu können.

So bringt die Inflationierung des Begriffes »Psychosomatik« (bei weitläufiger institutioneller Abneigung, psychosomatische Ansätze in den verschiedenen medizinischen Disziplinen in dem ihnen gebührenden Umfange zuzulassen) noch eine andere – gar nicht neue – Dimension in das Erleben von Krankheit. Der Denkansatz des Ursache-Wirkung-Prinzips bleibt gleich,

auch wenn nach innen geforscht wird; es kommt auf diese Weise eine absurde Form von Selbstverantwortung ins Spiel, die nur wirksam werden könnte, wenn sich biographische Entwicklungen beliebig neu und anders wiederholen ließen. So entstand eine hilflose Psychohygiene, die den Patienten irgendwann als Schuldigen an seinen Symptomen übrigläßt.

Es gibt einen relativ neuen vulgärpsychologischen Verhaltenskodex, jene Psychologie der Frauenzeitschriften, die aber längst nicht mehr auf diese beschränkt ist. Hier wird psychisches Präventionsverhalten gepredigt, das auf einer Stufe steht mit den anderen Präventionstechniken: Jeder ist zur Gesundheit verdammt, die längst nicht mehr als Privatsache gilt. In dem Maße, wie Gesundheit oder Gesundheitsverhalten als moralisch hochwertig verkauft werden kann, wird Krankheit (wieder zunehmend) zu einem amoralischen Geschehen. Es hat fast den Anschein, als verkörpere Aids genau zum richtigen Zeitpunkt ein neues, langsam gereiftes Paradigma von Krankheit. »Krankheiten bekommt man nicht, man holt sie sich.« Die Kehrseite der Psychosomatischen Wende im Alltagsverständnis von Krankheit ist es, daß der Gang nach innen half, eine Moral zu implantieren, die den Gesunden ins Recht setzt. Die Unsicherheit steigt dabei. Man stelle sich vor: Jemanden drückt der Magen, er beginnt an sich zu arbeiten, meint, er müsse sich auch einmal richtig ärgern, einmal die Sau rauslassen, wie er es vielleicht gelesen hat, doch dann sind die Beschwerden vorbei, irgendwann schwillt der Hals, damit alsbald das bekannte Magendrücken wieder anfange. Mit den Beschwerden irgendwie zu »leben« ist auch nicht mehr möglich, und ein Gefühl von Unsicherheit beginnt sich auch auf Phasen des Wohlbefindens zu erstrecken. »Man kann sich gesund *fühlen* (aus dem behaglichen Gefühl seines Lebens urteilen), nie aber *wissen*, daß man gesund sei.«[4]

Die Prävention von Krankheit wird in Zukunft mehr und mehr im Sinne solcher Vulgärpsychologie betrieben werden. »Angesichts der herrschenden Verhältnisse wird Risikovermeidung ohne Kontrolle nicht funktionieren, wie immer stehen die Medien, Geld und Gesetz bereit.«[5] Es dürfte sich aber als Irrtum erweisen, daß die Kontrolle über solche äußeren Instanzen stattfinden muß. Die Zukunft liegt im inneren Buchhalter: »Warum jetzt eine Grippe, welchen Konflikten bist du da wieder ausgewichen?« Oder: »Es war doch kein Zufall, daß du dir die Hand verstaucht hast, warum willst du dich schonen?«

Vor dem Hintergrund der technologischen Veränderungen und ihrer Auswirkungen auf die gesellschaftliche Definition von Krankheit bahnt sich ein Teufelskreis an. Einerseits wird immer mehr in den Rang einer Krankheit erhoben, andererseits immer weniger als einfaches Unwohlsein zugelassen.

Lang ist es her, daß »indisponiert« noch als Entschuldigung anerkannt war. Die Krankheiten werden komplizierter und die Kranken hilfloser. Das – zunehmend sanktionierte – Fehlverhalten im Vorfeld von Erkrankungen umfaßt nicht mehr nur Rauchen, Trinken und den Verzehr ungeeigneter Nahrungsbestandteile. Das Verursacherprinzip weitet sich aus: Wer krank wird, ist selber schuld. Es hat sich eine Art von Psycho-Logik etabliert, die unter der (modischen) Vorgabe, den ganzen Menschen zu meinen, und weit entfernt von einem lebensgeschichtlich verstehenden Bearbeiten von Symptomen eine mechanistische Angleichung von Innen- und Außenwelt bewirkt. Zum Bindeglied ist eine Moral geworden, die nach der schlichten Formel ›gesund gleich gut, krank gleich verwerflich‹ funktioniert.

III Unruhe der Mechanikerseele

Die Krankheit des Gesundheitswesens scheint ohne Aussicht auf Heilung zu sein. Viele Spezialisten stehen um das Bett des Kranken, der in seinem Leiden trotzig vergnügt wirkt. So geht es schon eine Weile, so daß die Verdachtsdiagnose »chronischer Prozeß« zu stellen ist. Jeder der Spezialisten prophezeit aus seiner Perspektive ein baldiges Ende – und das schon seit Jahren –, doch heben sich die Voraussagen irgendwie gegenseitig auf. Wie oft schon haben die Ökonomen den unmittelbar bevorstehenden Konkurs angekündigt, bis die Kassen eben die Tarife erhöhten; wie oft war die Krise der Apparatemedizin endgültig, und es wurde der nächste Apparat vorgestellt, von dem endlich die Beantwortung der noch offenen Fragen erwartet werden konnte. Neues gibt es immer wieder, dabei wiederholt sich alles, warum sollte es nicht weitergehen? Derweil praktizieren die Patienten das fröhliche Chaos. Sie wollen ihre Verantwortung im Gesundheitswesen nicht begreifen. »Die neueste Maschine ist gerade richtig für mich, ich war schon bei so vielen Ärzten.« Jeder nimmt die Chance wahr, und viele verstehen nicht, daß bei ihnen (wieder) nichts gefunden wurde. Dabei entwickeln viele Patienten derzeit eine doppelte Buchführung, eine zweite medizinische Ebene, wo man ganz Mensch sein kann und über die furchtbaren Technokraten lästert; die geheimnisvollen Tropfen des neuen, ganzheitlichen Doktor X läßt man sich dabei genüßlich auf der Zunge zergehen. Die Patienten sind nicht mehr bescheiden, sie nehmen die Verheißungen der Ärzte ernst und beanspruchen nach tausendjährigem Leiden, nunmehr nach WHO-Norm zu gesunden. Daß die Ärzte dabei häufig gewechselt werden müssen, ist klar. Überspitzt könnte man sagen, daß für das Hausarztprinzip gar keine Nachfrage mehr besteht, der freie Medizinmarkt ist schon längst

eröffnet. Solche freie Austauschbarkeit der Leistungen im Gesundheitswesen ist auch eine Konsequenz der Technisierung, der Ablösung der personengebundenen Leistungen. Die oben angedeuteten Konsequenzen aus der High-tech-Medizin lassen sich, entgegen allen gutwilligen Beteuerungen, nicht vermeiden. Die bisherigen Veränderungsversuche sind dem Apparat gegenüber marginal und ohne Aussicht auf Erfolg. Zu nennen wären vor allem die verschiedenen Außenseitermethoden, die nicht funktionieren, weil sie immer wieder hinter den Stand der Technik zurückfallen; Fehler in Einzelfällen sind programmiert. Das heißt nicht, daß High-tech fehlerfrei ist. Die Schwierigkeit liegt vielmehr darin, daß verschiedene historische Entwicklungsstufen nebeneinander bestehen; eventuelle Schäden können dann darauf geschoben werden, daß nicht die neueste Methode ohne jegliche Beschränkung – auch ökonomischer Art – zur Verfügung stand.

Die Patienten sind bei alledem aber nicht sicherer geworden; sie kommen mit ihren Symptomen und deren naturwissenschaftlich-objektiver Repräsentation nicht mehr zurecht. Ihr Blick richtet sich zunehmend nach innen. Für die Zukunft deutet sich eine Diversifikation in Ärztekrankheiten, die der Logik des Apparates entspringen, und Patientenkrankheiten an. Man kann zumindest die Tendenz erkennen, daß bei einer ganzen Reihe von Beschwerden – etwa chronische Schmerzsyndrome oder rheumatische Erkrankungen – zunehmend und parallel zur sogenannten Schulmedizin (als gäbe es *eine* Schule) »Quacksalber« aufgesucht werden. Damit würde sich der Traum des mit Krankheit befaßten Nationalökonomen erfüllen: die Patienten zahlen brav und dankbar jede noch so absurde Rechnung und erhöhen sich auf diese Weise ihre Ansprüche an die Arztmedizin, die jetzt unter vergrößerter Beweisnot steht und einen ganzen Feuerzauber von Kurven, Zahlen und Bildern auszuspucken bereit ist.

Die medizinische Lehre erscheint weiter denn je entfernt von einem historischen Bewußtsein, welches die eigenen gegenwärtigen Denk- und Handlungsweisen relativieren könnte. (Man nehme nur eine 20 oder 30 Jahre alte Krankenakte und lese nach, mit welch gutem therapeutischen Erfolg mittlerweile völlig obsolete Behandlungsmethoden damals zur Anwendung kamen.) Die Durchdringung des Gesunden mit »latenten Krankheiten« ließ auch ein verändertes zeitliches Erlebnismuster von Krankheit entstehen. Viele Ärzte haben die Grippe als Zeiteinheit für Krankheit im ärztlichen Blick. Auf der anderen Seite ist jeder Schnupfen zu einer Rhinitis geworden, und im Gegenzuge wird bei einer tatsächlichen Grippe keine Nachsicht geübt und, wie beim Schnupfen, eine Besserung nach drei Tagen erwartet. Krankheit als zugestandene Regressionszeit ist nicht mehr gestattet. Sie hat ihre Bedeutung als regressive Entlastung verloren, weswegen immer kür-

zere Behandlungszeiten angepeilt und auch realisiert werden. (Dafür wird immer das Kostenargument bemüht; man muß aber mindestens die Vermutung äußern, daß ein Patient auf Dauer weniger Kosten verursacht, wenn er eine Krankheit im altmodischen Sinne auskurieren und so ›krank‹ und ›gesund‹ in seinem Erleben wieder trennen kann.)

Wenn eine Störung des Befindens oder eines Organs längere Zeit anhält, wird die Mechanikerseele unruhig. Das oftmals nötige Warten und Beobachten ist verdrängt vom Machen, meistens in Form planloser Aktivität. Auch und gerade heute muß die von Eugen Bleuler eindringlich empfohlene »Udenotherapie« noch als Provokation des ganzen Standes empfunden werden: »Da ich selbst in den vielen hierher gehörigen Fällen das Nichtsanwenden 15 Jahre lang an einer Anstaltsbevölkerung von über 800 Personen und meiner Familie erprobt habe, glaube ich zu wissen, daß wirklich für eine ziemliche Zahl der gewöhnlichen Krankheiten – numerisch genommen die Mehrzahl, denn die anderen sind seltene Formen – das Nichtsmachen oder wenigstens das Nichtmedizinern gar nicht unzuträglich ist.«[6]

Dieser Standpunkt ist heute angesichts der therapeutischen und diagnostischen Megalomanie nur schwer erträglich und noch schwerer zu vertreten, wobei die Ganzheitler sich ihn wahrscheinlich noch weniger zueigen machen können, weil ihnen jede Regung des Körpers als Goldkörnchen des Lebens gilt, für das schlichtes Ignorieren keine »Behandlungs«-Perspektive darstellt. So bleibt es wohl dabei, daß auf der einen Seite die Münchhausen-Ärzte immer mehr Krankheiten (er-)finden und auf der anderen Seite bei den Patienten der Prozeß einer haltlos deduktionistischen Selbstreflexion in Gang gesetzt wird, der sie immer schuldiger an den gestellten Diagnosen werden läßt. So wird alles krank und nichts gesund.

Zitierte Literatur

1 Raimund Kaufmann, »Medizintechnik – Nein Danke?«, in: *Die Zeit* Nr. 3, 1987.

2 J. Matthias Graf v. d. Schulenburg, »Die ›Ärzteschwemme‹ und ihre Auswirkungen auf die ambulante Versorgung«, in: *Discussion papers IIMV/Strukturpolitik – IIM/Industrial Policy*, Wissenschaftszentrum Berlin 1985, S. 7.

3 Karl Jaspers, *Allgemeine Psychopathologie*, Berlin–Heidelberg–New York 1965, S. 652.

4 Immanuel Kant, »Der Streit der Fakultäten«, in: *Werke* Bd. 6, Frankfurt 1964, S. 374.

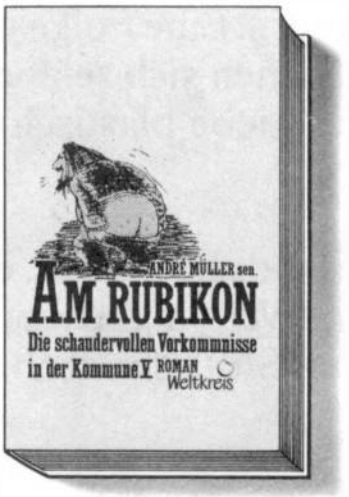
5 Manfred Max Wambach, »Alternative Lebensstile als verkehrsgeregelte Lebensweisen? Randnoten zum Risikoverhalten«, in: *Der Mensch als Risiko*, Frankfurt 1983, S. 216.

6 Eugen Bleuler, *Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Überwindung*, Berlin 1922, S. 9.

WELTKREIS
LITERATUR IM FRÜHJAHR '87

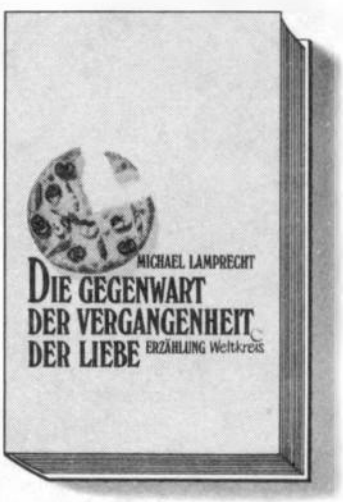
Eine Auswahl

Weltkreis
Weltkreis-Bücher
im Pahl-Rugenstein Verlag

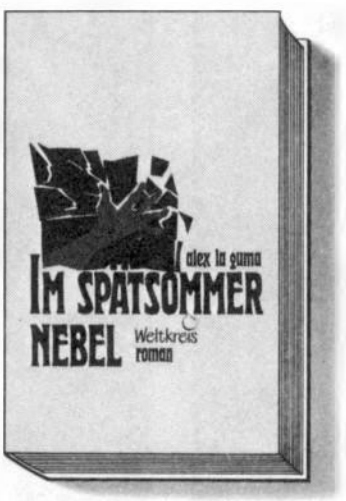


„Am Rubikon" behandelt jüngste historische Ereignisse – die „schaudervollen Vorkommnisse in der Kommune V" in den Jahren 67/68. Eine satirische Reminiszenz an die Studenten-Bewegung von vor 20 Jahren.
414 Seiten, DM 24,80

Es gibt Bücher, die umstritten sind und die Aussicht haben, es zu bleiben. „Am Rubikon" gehört dazu.



Liebe, dachte Markus, war der Begriff nicht von Männern erfunden worden? Wo hatte er das neulich gelesen? Bestimmt in irgend so einer Frauenzeitschrift: Männer machen auf Liebe, damit sie um so gieriger über Frauenkörper herfallen können.
106 Seiten, DM 18,00



Südafrika zu Beginn der sechziger Jahre: Das Apartheidregime hat die Opposition in den Untergrund getrieben – es beginnt die Epoche des gewaltsamen Widerstands- und Freiheitskampfes.
„Im Spätsommernebel" ist die Geschichte eines jungen Farbigen im aktiven Widerstand.
240 Seiten, DM 18,00

Hinter dem trügerischen Schein erzwungener Ruhe organisiert sich zunehmender Widerstand gegen das Batista-Regime. Es wird nur dann eine Zukunft geben, wenn der Schreckensherrschaft des Despoten ein Ende gesetzt werden kann.
233 Seiten, DM 18,00

José Soler Puig wurde 1987 mit dem kubanischen Nationalpreis für Literatur ausgezeichnet.

»Das beeindruckende Zeugnis ungeschmälerter, pulsierender Vitalität und der Spannkraft seiner erzählerischen Erfindung ... Eine Folge von Porträts, Stilleben und Genrebildern, in denen sich sein vielgestaltiges Universum der Erotik und der Liebe plastisch herausbildet.«

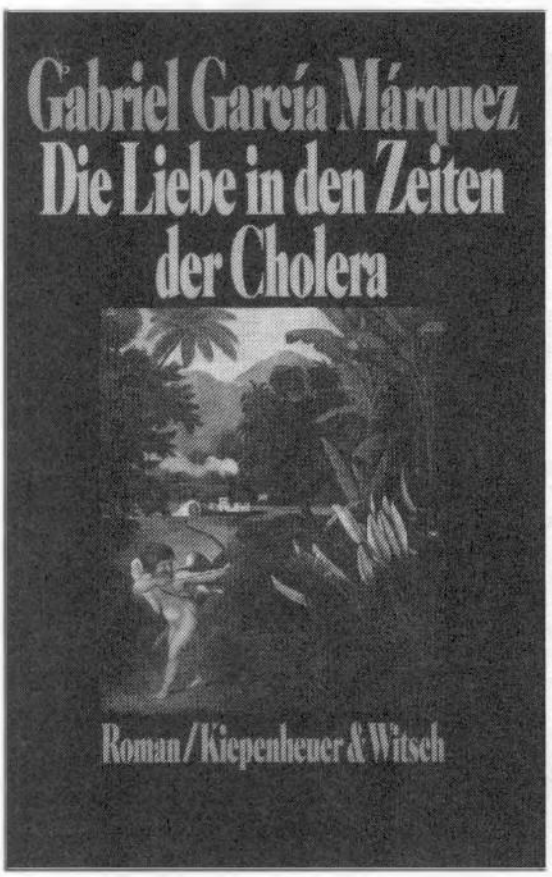
Wolfram Schütte, Frankfurter Rundschau

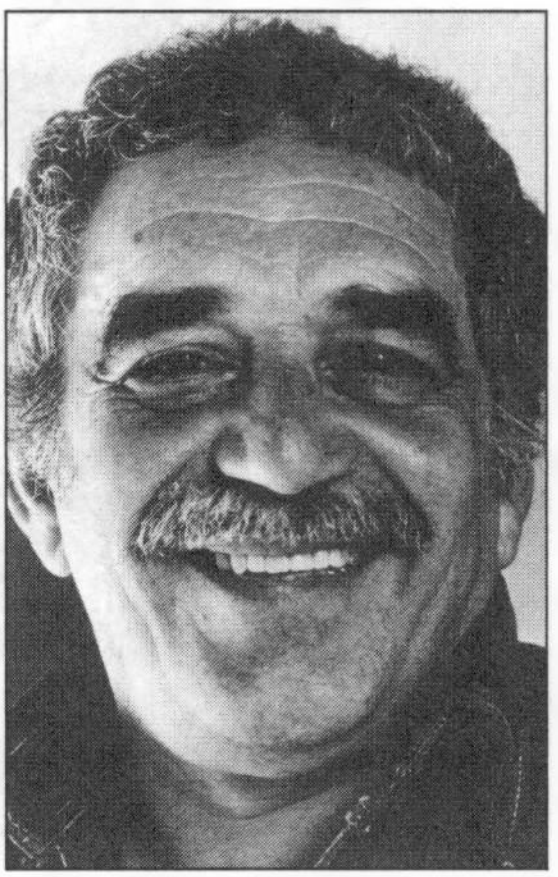
»Gabos komische, ironische, traurige Geschichte von Liebe und Vergänglichkeit ist vom handfest- und dauerhaft-robusten Stoff der großen Literatur.«

Gunar Ortlepp, Der Spiegel

»Dieses Buch ist ein seltener Glücksfall in der Literatur, wie es ihn höchstens alle hundert Jahre einmal gibt.«

Beate Pinkerneil, ZDF





Leinen. DM 39,80

Foto: dpa

Verlag Kiepenheuer&Witsch

Ulrich Schairer
»Heute war es schön bei Ihnen, Herr Doktor«
Aus der Praxis eines Landarztes

Nach zehn Jahren klinischer Medizin – in Forschung, Lehre und Krankenversorgung – mußte ich mir etwas Neues suchen. Ich entschied mich für eine kleine Landpraxis, immerhin in Großstadtnähe gelegen und dazu in einem beliebten Naherholungs- und Feriengebiet.
Ich war auf große Veränderungen gefaßt, denn schließlich war es ein Wechsel von einer mittleren Universitätsstadt in ein Dorf, und meine Rolle änderte sich vom Klinikassistenten, dessen privater Bereich aus der Arbeit ausgespart bleiben konnte, zum »Landarzt«, einer öffentlichen Person. Fachlich hatte ich mich durch die Poliklinik, durch Vertretungen in Stadtrandpraxen auf andere medizinische Probleme, auf andere Patienten und andere Wünsche eingestellt. Dennoch brachte für mich der Wechsel in »meine Praxis« so krasse Veränderungen, daß ich regelrecht schockiert war. Ich mußte lernen, daß ich – anders als in meinem bisherigen Berufsfeld – in einem prinzipienfreien Raum agierte, in dem ich alles machen konnte, solange ich nur handelte und vorgab zu wissen, was ich tat.
Einer meiner ersten Patienten lehrte mich dies nachhaltig: ein Mann mittleren Alters, Straßenbauarbeiter, Kreuzschmerz einerseits, Hautjucken im Gesicht und am Hals andererseits, der eigentliche Anlaß, in die Sprechstunde zu kommen, blieb unklar. Ich unterhielt mich ausführlich mit ihm über seine Beschwerden, untersuchte ihn, besprach die Möglichkeiten, die Rückenschmerzen zu behandeln, und schlug ihm schließlich Schonung (Arbeitsunfähigkeit) und physikalische Therapie vor. Er schien einverstanden. Am nächsten Tag stand er vor dem Wartezimmer, verlangte von meiner Vorgängerin, die damals noch in der Praxis mitarbeitete, gesehen zu werden und die Spritze zu bekommen, die ich ihm offensichtlich gestern verweigert hatte. Daß bei Kreuzschmerzen nur eine ärztliche Maßnahme richtig ist, nämlich die Injektion eines Rheumamittels, muß für ihn so selbstverständlich gewesen sein, daß er dies mir gegenüber gar nicht mehr äußerte und mein Besprechen der Beschwerden als Entschluß- oder Ratlosigkeit aufgefaßt haben muß. Er bekam seine Spritze, und ich habe ihn als Patienten nie wieder gesehen.

Schockiert war ich auch durch die Konfrontation mit einer sozialen Wirklichkeit, die mir bis dahin tatsächlich nicht bekannt war. Ich denke an ein altes Waldarbeiter-Ehepaar, in einem verfallenden Häuschen am Waldrand lebend, von einem abgelegenen Weiler noch einmal durch einige Hundert Meter Feldweg getrennt. Meine Vorgängerin nahm mich zu einem dringenden Besuch dorthin mit. Wir fanden die beiden in einem mit selbstgezimmerten Möbeln, einem zerschlissenen Sofa, einem Kohleherd und jeder Menge alter Zeitungen, Essensresten, Katzenfutterdosen und Werkzeug gefüllten Raum. Die Frau, um die es ging, saß mit blauvioletter Haut keuchend auf dem Sofa, vornübergebeugt, mit Atemhilfsmuskulatur um Luft ringend, die Extremitäten geschwollen, kurz, das Vollbild einer dekompensierten globalen Herzinsuffizienz, ein Fall für die Intensivstation. Aber wie selbstverständlich schied die Krankenhauseinweisung aus, schon bevor die Frau atemlos darum gebeten hatte, wenn irgend möglich nicht ins Krankenhaus zu müssen. Nachdem die Patientin die in diesem Fall nötigen Medikamente gespritzt bekommen hatte, ging es ihr langsam besser. Dem Ehemann wurde aufgetragen, dafür zu sorgen, daß sie dieselben Medikamente in Tablettenform regelmäßig weiter einnehme. Später besuchte ich die Frau noch einige Male alleine. Es ging ihr mit ihrer Herzschwäche manchmal besser, manchmal schlechter, die notfallmäßigen Behandlungen wiederholten sich. Dabei war immer klar, daß eine Krankenhauseinweisung ein viel größeres Unglück als die Herzkrankheit bedeutet hätte: Trennung vom Mann und von der gewohnten Umgebung, passive Hilflosigkeit in dem fremden Apparat der Klinik, Aufgabe des letzten Restes persönlichen Lebens. Mehr als meine medizinische Behandlung half der Frau schließlich der von mir veranlaßte regelmäßige Besuch der Gemeindeschwester, die sie badete und mit Wäsche versorgte.
Der unvermeidliche Tod der Frau kam dann doch überraschend, ohne dramatische Verschlechterung, ohne Vorboten, eines Morgens. Damit endete auch meine Rolle als überflüssiger Behandler. Den Ehemann traf ich eine Wocher später, verwirrt, durch den Tod seiner Frau um jeden Rest Orientierung gebracht. In dem ehemals gemeinsamen Schlafzimmer hatte er um sich herum den Inhalt des Kleiderschrankes aufgetürmt, er war offensichtlich seit mehreren Tagen ohne richtiges Essen und Trinken. Ihn habe ich ins Krankenhaus eingewiesen, er wurde intensiv medizinisch überwacht – und starb einige Tage später ebenfalls.

Daß gute und einträgliche Medizin verschiedene Dinge sind, wurde mir klar, als ich die Karteikarten eines Privatpatienten durchblätterte. Es ist dies ein Mann im Rentenalter, der den Selbstmord seiner Frau vor mehreren

Jahren nie so richtig überwunden hat. Neben den üblichen Alterskrankheiten und Altersbeschwerden waren es immer wieder unklare Körperbeschwerden und Befindungsstörungen, die ihn in die Praxis brachten oder mich zu dringenden Besuchen bei ihm veranlaßten. Bei unserer Art der Dokumentation steht auf der Rückseite der Karteikarte neben den durchgeführten Leistungen der in Rechnung gestellte Betrag. Beim Durchblättern sah ich nun, daß nach einigen Quartalen, in denen dem Patienten mehrere hundert Mark berechnet worden waren, in letzter Zeit Rechnungsbeträge von nur 40 oder 50 Mark angefallen waren. Dadurch neugierig geworden, sah ich meine Verlaufsnotizen durch und stellte fest, daß sich die Inanspruchnahme vor allem auch technischer Leistungen und Notfall-Besuche zu dem Zeitpunkt änderten, an dem ich den Patienten dazu brachte, eine antidepressive Behandlung zu akzeptieren.
Das wies auf ein für mich neues Dilemma hin: Die angemessenere und wirksamere Behandlung macht mich entbehrlicher.

Jeder, der innerhalb der Medizin tätig ist, der mit Kranken in Berührung kommt, kennt das Phänomen der Angst. Ich setze Angst als selbstverständlich voraus bei Menschen, die in die Klinik kommen: Angst vor dem anonymen Apparat, Angst vor den geplanten Maßnahmen, Angst vor einem schweren Verlauf ihrer Krankheit, Angst vor der Diagnose, vor Leiden und vor dem Tod. Auch wissen wir, daß Angst krank machen kann und mancher vor allem wegen ihm nicht verständlicher Beschwerden aus Angst den Arzt aufsucht. Jetzt habe ich gelernt, daß Angst der wesentliche Motor ist, ärztliche Dienste in Anspruch zu nehmen, und daß es in der Medizin um das Geschäft mit der Angst geht.
Wie anders kann man die bekannte und offensichtliche Tatsache erklären, daß 60 Prozent der Menschen, die sich in allgemeinärztliche Behandlung begeben, dies wegen Bagatellen tun, wegen nicht einschränkender Beschwerden, die aus Abnützungserscheinungen herrühren, Beschwerden durch banale Infekte, Mißempfindungen ohne Krankheitswert, wie flüchtige Kopfschmerzen, Bauchschmerzen, kleine Verletzungen usw. Und dabei sehe ich zu viele, die aus dem Arztbesuch keinen unmittelbaren Nutzen wie Krankmeldung oder Entlastung von unangenehmen Pflichten ziehen. Es muß echte Besorgnis um die eigene körperliche Unversehrtheit sein, eben Angst vor der Krankheit. Davon profitieren nicht nur die Ärzte, sondern auch die gesamte pharmazeutische Industrie, vor allem mit Mitteln zur Selbstmedikation, Hersteller von sogenannten Reformwaren, Diätetika, Vitaminpräparaten, Tees, Kosmetika usw. Aber das Geschäft mit der Angst reicht viel weiter und nimmt aktuell sehr spezielle Formen an.

Eine junge, mir irgendwie bekannt erscheinende Frau stand an meinem Praxisempfang und fiel mir im Vorbeigehen durch ihre Unsicherheit und Nervosität auf. Später saß sie vor mir, und ich erfuhr, daß sie zu einer schon etwas berühmteren Theatergruppe gehört, die kurz vor einer Tournee nach Italien stand. Jetzt kam sie, weil sie in der Zeitung von 200 000 unbekannt infizierten Aids-Virusträgern gelesen und Angst hat, ja fast die Gewißheit, ebenfalls infiziert zu sein. Sie hat in den vergangenen Jahren mit mehreren Männern sexuellen Kontakt gehabt, die sie nicht alle sehr gut kannte. Insofern waren ihre Befürchtungen verständlich, aber auch nicht berechtigter als die der vielen hunderttausend anderen, die sich ein ähnliches Risiko ausrechnen mußten. Nun war die Angst der Frau aber so groß, daß sie sich arbeits-, fast lebensunfähig fühlte und sich jetzt sofort mit meiner Hilfe durch die entsprechende Laboruntersuchung Gewißheit verschaffen wollte.

Ich konnte die Frau beruhigen: die aktuelle Vorgeschichte und der körperliche Untersuchungsbefund waren unauffällig; es wurde Blut abgenommen und, was das Ergebnis anging, die Patientin auf zwei Tage später vertröstet. Aber eine Beratung (dem fortschrittlichen Arzt selbstverständlich) war weder vorher noch nachher möglich. Alles drehte sich um das positive oder negative Laborergebnis. Es muß der jungen Frau sehr schlecht gegangen sein, denn sie hat mich in den nächsten Tagen mehrmals angerufen, obwohl das Ergebnis noch nicht vorliegen konnte. Schließlich konnte ich ihr das »HIV-negativ« mitteilen. Die Patientin war unendlich erleichtert (was mir verständlich erschien) und ebenso dankbar (was mir weniger einleuchtete). Es war wie eine Absolution, und mir ist etwas klarer geworden, was Ivan Illich mit der »sozialen Iatrogenese« meinte: Die Medizin, der Medizinapparat entscheidet anmaßend über Wohl und Wehe der Menschen, Hoffnung und Verdammnis, Gut und Böse. Und das im Falle der Aids-Krankheit, in einem Bereich, wo die Medizin nun wirklich nichts anderes machen kann, als fassungslos eine Entwicklung, die nicht vorhersehbar und kontrollierbar ist, zu kommentieren und Phänomene zu beschreiben![1]

Mir erscheint die heutige Reaktion auf Aids vergleichbar der auf die anderen sogenannten »Geißeln« der Zivilisation: die Herz-Kreislauf-Erkrankungen und die Krebskrankheiten. Zu Zeiten der »Managerkrankheit« mit steigender Zahl von Herzinfarkten und koronarer Herzkrankheit stand die sogenannte Herzphobie als die dazugehörige Angstneurose im Vordergrund des medizinischen Interesses (vielleicht nahm sie damals an Häufigkeit auch tatsächlich zu). Dann kam die Krebsangst als etablierte und im klinischen Alltag akzeptierte Diagnose einer Phobie. Jetzt werden wir möglicherweise die Aids-Phobie als aktuelle Erscheinungsform einer angstneu-

rotischen oder hypochondrischen Entwicklung kennenlernen. Der Bogen zum Geschäft mit der Angst schließt sich hier mühelos: Einen Aids-Test kann man umsonst oder – wie kolportiert wird – auch für 600 Mark pro Untersuchung bekommen.

Die vulgär-soziologische Betrachtung der Allgemeinpraxis liebt den Goldenen Schnitt. Immer sind es rund zwei Drittel aller Patienten, die etwas haben oder etwas nicht haben. So wird auch überall davon ausgegangen, daß rund zwei Drittel aller Patienten, die einen Arzt aufsuchen, eigentlich psychosomatisch krank sind, das heißt Körperbeschwerden aufgrund psychischer Leiden haben. Weiter wird meistens angenommen, daß diese Patienten nicht gut versorgt sind, weil der jeweilige Arzt, mit dem sie es zu tun haben, entweder diesen Zusammenhang nicht sieht oder sich nicht darum kümmern will oder kann, da es ihm an der entsprechenden Kompetenz mangele. Und in der Klinik wird angenommen, daß solche Patienten auf Angebote einer psychosomatischen Betreuung eingehen und dankbar dafür sind, oder wenigstens aus einer solchen Betreuung den Nutzen ziehen können, daß sie über sich, ihre Krankheit und den Zusammenhang zwischen körperlichen und seelischen Beschwerden etwas lernen.
Dieser Ansatz erscheint mir jetzt naiv, wenn nicht völlig untauglich. Ich habe gelernt, daß ich mich zwar benutzen lassen kann, um Probleme anzuhören, daß dabei aber ein Aufdecken, ein Sich-Offenbaren, nicht geschehen darf, und daß die Lebensprobleme medizinalisiert bleiben müssen. Einige meiner Patienten beschäftigen sich intensiv, einfallsreich und ausdauernd mit ihren körperlichen Beschwerden und wenden sich damit unermüdlich an mich. Und indem ich mich immer wieder um die Herzschmerzen, um den Appetitmangel, um das Bauchweh, um die vegetativen Beschwerden kümmere, erfahre ich nebenbei von der Trauer über den schon länger verstorbenen Mann, von dem Leiden und der Einsamkeit, von dem Ärger über den Sohn, der alkoholisiert das Auto zerstört hat, Schulden macht, die Eltern ausnimmt, von der Angst vor dem Altwerden. Es gibt keinen Weg, eine Brücke zwischen dem seelischen Leid und den körperlichen Beschwerden zu schlagen und beides gemeinsam zu betrachten. Dem Patienten und mir bleibt nur ein neurotisches Arrangement, ein labiles Gleichgewicht zwischen Leidendürfen, medizinisch Behandeltwerden und gelegentlichem zufälligem Aussprechen.
Ich hatte auch einen Patienten, der überraschend offen, direkt und als erstes von den Beziehungsproblemen in der Familie und seinen depressiven Reaktionen erzählte. Gekommen war er aber, um sich sicherheitshalber untersuchen und ein EKG machen zu lassen. Als das geschehen war und ich ihm

ganz vorsichtig vorschlug, nicht nur die körperliche Seite zu untersuchen, sondern auch die psychischen Konflikte zu betrachten, in einem ›ganzheitlichen Sinn‹, reagierte er mit: »Dann schicken Sie mich halt zum Nervenarzt!« Ich habe ihn schließlich zum Psychotherapeuten geschickt; nach drei Wochen erzählte er mir bei einer erneuten Konsultation, daß er nicht hingegangen sei, es gehe ihm jetzt schon wieder besser.
Dann gab es noch die Patientin, die sich langsam, zäh und nachdenklich über ihre jahrelange schwere Arbeit als Torfstechersfrau mit kleiner Landwirtschaft, als Hausfrau eines Viel-Personenhaushalts ausließ: Es sei kein Wunder, daß sie jetzt Rückenschmerzen habe, aber keine der üblichen Behandlungen so richtig helfe; sie sei halt aufgebraucht und nicht mehr belastbar. Es ging lange Zeit so weiter – von mir innerlich ungeduldig, äußerlich mit zustimmendem und verständnisvollem Gebrummel begleitet. Schließlich einigten wir uns darauf, daß sie sich schonen muß/darf und sich nochmals mit den sechs obligaten Fangopackungen und Massagen behandeln läßt. Langsam und freundlich lächelnd stand die Frau am Ende auf und sagte mir zum Abschied und zu meiner Verblüffung: »Heute war es schön bei Ihnen, Herr Doktor.« Diese Patientin hatte sich ihren »psychosomatischen Zugang« selbst geschaffen und das, was sie brauchte, von mir geholt: Zeit und ein halbwegs offenes Ohr. Vielleicht ist dies ein »psychosomatischer Weg«, der für den Arzt, wenn er sich klug bescheidet, und für den Patienten gangbar ist: Wer Zeit braucht, bekommt sie zugestanden. Wer sich verschließen möchte, vergessen muß, wird nicht bedrängt.

Über Phytotherapie, die zunehmend populärer werdende Pflanzen-Heilmethode, habe ich bisher gelächelt; um Homöopathie und auch um Akupunktur machte ich einen ehrfurchtsvollen Bogen, weil ich nichts davon verstehe, und weil ich den sie Praktizierenden eine gewisse Seriosität nicht absprechen kann. Meine Berührungen mit diesen Methoden sind eher zufälliger Art. Einige Episoden haben mich aber doch sehr beeindruckt: Eine ältere, liebe, übergewichtige Bauersfrau mit Arthrosen an allen Gelenken, von allen Orthopäden in der Umgebung bereits behandelt, kommt, nach einer fachklinischen Behandlung mit wenig Erfolg, eher guten Muts in die Praxis und berichtet, daß sie entdeckt habe, wie sie sich wenigstens nachts Ruhe vor ihren Beschwerden verschaffen könne. Sie habe im Missionsblatt gelesen, daß Zwiebeln auch bei »Rheuma« helfen könnten. Die Patres hätten festgestellt, daß bei Zwiebelfeldern keine Erdstrahlen gemessen werden. Zwiebeln müssen also davor schützen. Die Patientin hat daraufhin den Boden unter ihrem Bett mit Zwiebeln bedeckt und schläft jetzt, vor Strahlen geschützt, von Schmerzen unbehelligt, im Zwiebelduft.

Die Liliengewächse haben es überhaupt in sich. Am selben Tag hörte ich von einer weiteren erfolgreichen Behandlung, diesmal mit Knoblauch. Ein Patient, der seine Kribbel-Parästhesien von einer Polyneuropathie für »Durchblutungsstörungen« hielt, begann, da Knoblauch gut fürs Blut ist, jeden Tag eine Knolle Knoblauch zu essen. Sein Dunstkreis wurde zwar von der Umgebung gemieden, aber das Kribbeln in den Fingern hörte auf. Zwei solche Erfolgsmeldungen an einem Vormittag ließen mich bescheiden verstummen.
Lehrreich und unterhaltsam fand ich auch die sporadischen Berührungen mit der Heilpraktikerzunft. Nicht weit von meinem Wohn- und Praxisort wirkt ein berühmter Knochenheilpraktiker bereits in der zweiten Generation. Er renkt ein, quaddelt, injiziert, vertreibt eine selbst zusammengemischte Salbe und liebt den Zinkleim-Verband. In einer Bauersfamilie, in der ich die bettlägrige, demente Großmutter behandelte, pflegten die jüngeren Familienmitglieder bei den unvermeidlichen Verletzungen und Knochen- und Skelettbeschwerden zu diesem Heilpraktiker zu gehen. Im Laufe der vielen Wochen, die ich regelmäßig die Familie besuchte, bekam ich zwangsläufig das diagnostische Repertoire des Heilpraktikers mit. Bevorzugt wurden »Knochenein- bzw. -ausrisse« festgestellt, Absprengungen, Kapselsprengungen – was immer das ist –, Bänderrisse usw. Umso wirksamer war dann die Behandlungsmethode mit den Zinkleimverbänden: binnen acht Tagen ging es den Betroffenen wieder gut.
Und noch eine erhellende Erfahrung: In einem alternativen Tagungs-, Seminar- und Ferienhaus in der Nähe, in dem ein bunt zusammengesetztes und wechselndes Kollektiv arbeitet, habe ich gelegentlich den einen oder anderen Patienten. Mitten in der Grippezeit wurde ich von zwei der dort arbeitenden jungen Männer konsultiert. Vorgeschichte und Befund waren schnell erledigt, denn sie kamen sofort zur Sache: »Mein Heilpraktiker hat eine Nasen-Nebenhöhlenentzündung und Neuralgie festgestellt und mir dieses Medikament empfohlen. Wenn Sie mir bitte ein Rezept dafür geben und mich krank schreiben.«[2] Die Medikamente waren harmlos, und der unbekümmerte, ehrliche Wunsch war mir sympathisch. Ich lehnte nicht ab. Meinen Versuch allerdings, vor der Krankschreibung noch zu untersuchen, habe ich wegen des erstaunten Zögerns des ersten beim zweiten Patienten gleich aufgegeben.

Im Notdienst am Wochenende erkunde ich die Region, quer durch den Landkreis, von Einödhöfen bis zu den Kleinsiedlungen an den Rändern der Dörfer, nach dem Krieg entstanden, von den Sozialen-Wohnungsbau-Gettos alter und neuer Machart bis in die Gartenstraßen an den Rändern der

Kleinstädte. Viele Notfall-Patienten haben ihre »Hausärzte« in der Großstadt. Es sind Pendler, die hier draußen ihre Häuser gebaut haben, in Vorwegnahme einer Vervorstädterung des ländlichen Raums.
Ich lerne ein breites Spektrum an sogenanntem »Gesundheitsverhalten« kennen, z. B. alte Menschen, die nie in ihrem Leben in ärztlicher Behandlung waren und jetzt nur durch ihre Gebrechlichkeit dieser Autonomie beraubt sind. Ich lerne, daß hier draußen noch durchaus der Kranke vorkommt, der seine Krankheit sofort vom Arzt abgenommen sehen möchte.[3] Ein Leiden, das nicht weicht, ist bedrohlich und macht die Inanspruchnahme des nächsten Arztes, der nächsten Klinik, der nächsten massiven Maßnahme nötig. Schlimmer aber als eine nicht sofort nachgebende Krankheit ist die, die keinen Namen hat, weshalb ich rasch lernte, auch bei unklaren Situationen, die ein Abwarten und eine Kontrolle erfordern, die Sache zu etikettieren, aber auch bei harmlosen oder unauffälligen Befunden eine unverfängliche Verdachtsdiagnose zu formulieren. Ich halte dies für läßliche Sünden. Es rührt aber an das große Feld der Behandlung von »Nicht-Krankheiten«, das ich mit Hilfe meiner mir meist unbekannten Kollegen im Notdienst kennenlernte. Dazu zähle ich die Behandlung von solch zweifelhaften Diagnosen – sofern überhaupt etwas diagnostiziert wurde – wie »Schilddrüsenunterfunktion« (wenn eine Jodmangel-Struma vorliegt), Venenschwäche (wenn Spannungsgefühle in den Unterschenkeln herrschen), chronische Gastritis (wenn der Oberbauch schmerzt), Hypotonie (niedriger Blutdruck, wenn vegetative Beschwerden wie Müdigkeit, Schwitzen, Schwindel bei Lagewechsel auftreten). Häufig ist die Diagnosestellung nicht nachvollziehbar, noch viel weniger sind es die verschiedenen Behandlungen. Ich möchte sie nicht im Einzelfall aufzählen, aber bestenfalls sind es harmlose Mittel oder Maßnahmen, und der Patient ist zufrieden, daß etwas geschieht.
Es gibt einen fließenden Übergang zu dem Gebiet der »Pseudobehandlung« von tatsächlich bestehenden, meist chronischen Krankheiten. Und auch da finden sich harmlose Varianten, die schlimmstenfalls unnütz sind: zum Beispiel die erstaunlicherweise immer noch durchgeführten Strophantinkuren, die Behandlung mit »Aufbauspritzen«, meist Vitaminkombinationen, die »Grippespritzen«, häufig Analgetika – und da wird es schon gefährlicher, weil sie zwar wirken, aber in dieser Applikationsform unnötig und riskant sind. Ähnlich verhält es sich mit den Corticoid-Injektionen in Depotformen – wirksam, aber mit starken Nebenwirkungen und überflüssig, und den Spritzenkuren mit nichtsteroidalen Antirheumatika – an der Grenze zum Kunstfehler, wenn nicht zwingende Gründe zur Verabreichung in Spritzenform vorliegen.[4]

Ich habe freilich auch die tröstliche Erfahrung gemacht, daß es Menschen gibt, die nicht krank sein wollen und keine Behandlung wünschen und die von mir im wesentlichen das fachmännische Urteil darüber erwarten, ob Empfindungen oder Veränderungen, die sie beobachtet haben, als Krankheitszeichen zu werten sind oder nicht, und die mit dem, was ich dazu erklären kann, höchst zufrieden wieder nach Hause gehen.

Anmerkungen

1 Der einzige Grund für die Untersuchung von gesunden Probanten auf HIV-Antikörper liegt in der Existenz des Tests, wie ich anläßlich dieses Falls lernte. Der HIV-Negative muß genauso vorsichtig sein wie der Positive, und für den HIV-Positiven ist die Information des Tests ohne jede zusätzliche Konsequenz, wenn er nicht manifest erkrankt ist.

2 Unter den Heilberufen hat nur der Arzt das Recht, jemanden offiziell zum Kranken zu erklären, indem er ihm Arbeitsunfähigkeit attestiert. Medikamente können nur durch einen Kassenarzt auf Krankenkassen-Kosten verordnet werden.

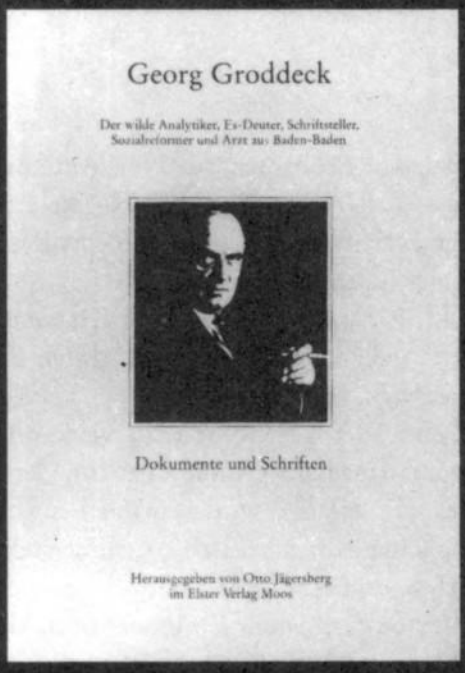
3 In der Landpraxis scheint sich mir nicht – mit zeitlicher Verzögerung – das zu wiederholen, was in der Stadtpraxis zu beobachten ist: der apparatemedizin-gläubige Patient, der bei Kopfschmerzen ein Computertomogramm des Schädels verlangt, wird allmählich abgelöst durch den aufgeklärten, der manipulativen und Apparatemedizin kritisch gegenüberstehenden, der mit der Erklärung, daß seine Beschwerden harmloser Natur sind, sehr zufrieden den Arzt verläßt. Sondern mir scheinen bei den Patienten der Landpraxis immer noch klare, wenn auch nicht abgesicherte Aussagen und rasches Handeln als die beliebteste Art einer Medizin zu sein.

4 Es fehlt noch die Pseudobehandlung der Nichtkrankheit, ein Phänomen, das es natürlich gibt, zum Beispiel in Form der Revitalisierungs- und Regenerationsbehandlungen bei jeder Art von Befindensstörungen. Daß dies in meinen praktischen Erfahrungen keine große Rolle spielt, liegt daran, daß es von den Krankenkassen nicht bezahlt wird.

Otto Jägersberg (Hrsg.)

Georg Groddeck

Der wilde Analytiker,
Es-Deuter, Schriftsteller,
Sozialreformer und Arzt aus
Baden-Baden.



200 Seiten, 58 Bilder,
DM 28,–

Ein bebildertes Einstiegsbuch
für den unvorbereiteten Leser.

„...ein ‚Entdeckungsbuch', das mehr Wissen und Gespür für den Fall Groddeck verrät als manche wissenschaftliche Arbeit."

DIE ZEIT

ELSTER
VERLAG
BÜHL-MOOS

Engelstraße 6 · 7580 Bühl-Moos
Telefon 07221/29590

RUDOLF STEINER

Vorträge über

Gesundheit und Krankheit

"Es kann sich also nicht darum handeln, auch auf dem Gebiete der Heilkunst nicht, irgendwie Laienhaftes, zu der heutigen Wissenschaft in Opposition Tretendes, mit der Anthroposophie zu verkünden, sondern zu zeigen, wie man durch gewisse geistige Methoden in der Lage ist, zu dem Anerkannten anderes hinzuzufügen, das eben nur dann hinzugefügt werden kann, wenn man das Gebiet ernsten Forschens erweitert in die geistige Welt hinein." *Rudolf Steiner*

Anthroposophische Menschenerkenntnis und Medizin
Elf öffentliche Vorträge 1923/24
Rudolf Steiner GA Bd. 319. 256 S.
Leinen sFr. 39.— / DM 46,—

Eine Teilausgabe dieses Bandes ist als Taschenbuch erhältlich:

Die Kunst des Heilens
vom Gesichtspunkte der Geisteswissenschaft
Tb 630.151 S. sFr. 9.80 / DM 11,80

Über Gesundheit und Krankheit
Grundlagen einer geisteswissenschaftlichen Sinneslehre
Achtzehn Vorträge für die Arbeiter am Goetheanumbau, 1922/23
Rudolf Steiner GA Bd. 348. 348 S.
Leinen sFr. 46.— / DM 54,—
Kart. sFr. 36.— / DM 42,—

RUDOLF STEINER VERLAG
DORNACH / SCHWEIZ

Lao She
Die Klinik der drei Kostbarkeiten
Eine Geschichte aus China

Wang, Qiu und ich legten etwas Geld zusammen und eröffneten ein kleines Krankenhaus. Wangs Frau wurde Oberschwester; sie war von der Krankenschwester zur Arztfrau aufgestiegen. Qius Schwiegervater wurde Wirtschafter und Buchhalter. Wang und ich hatten uns das so gedacht, daß wir beide immer noch Qiu ans Leder gehen könnten, wenn sein Schwiegervater falsch abrechnete oder mit dem Geld durchbrannte. Jedenfalls sollte uns Qiu als Unterpfand für seinen Schwiegervater dienen. Wang und ich waren alte Kumpane, aber Qiu hatten wir erst später dazugeholt und mußten daher vorsichtig sein. Ganz gleich, was und zu wievielen man etwas anfängt, immer heißt es klare Fronten ziehen und auf der Hut sein, sonst wird nichts daraus. Mit Frau Wang waren wir drei gegen einen, wenn es Qiu an den Kragen gehen sollte. Der Schwiegervater würde natürlich Qiu helfen, aber er war schon so alt, daß Frau Wang allein ihm alle Barthaare hätte ausrupfen können. Qiu war allerdings wirklich fähig, das mußte man neidlos anerkennen. Er war darauf spezialisiert, Hämorrhoiden zu schneiden, und sein Geschick hierbei war bewundernswert. Deshalb hatten wir ihn auch als Mitarbeiter angeworben. Wenn er aber Streit suchen sollte, so konnten auch wir andere Saiten aufziehen.

Ich übernahm die Innere Medizin, Wang die Geschlechtskrankheiten, und Qiu verlegte sich aufs Schneiden von Hämorrhoiden und die Chirurgie. Frau Wang wurde Oberschwester und Hebamme. So hatten wir insgesamt vier Abteilungen. Unsere Innere Medizin war, ehrlich gesagt, ziemlich dürftig. Behandlung gab es nur gegen bare Kasse, aber unsere Einnahmen aus Honoraren für diese Abteilung blieben recht bescheiden. Nur bei den Geschlechtskrankheiten und den Hämorrhoiden konnten wir kräftig zulangen, und somit ruhten unsere ganzen Hoffnungen auf Wang und Qiu. Frau Wang und ich dienten nur als Beiwerk. Sie war auch gar keine Ärztin, hatte aber einige Erfahrung mit Entbindungen, da sie selbst zwei Kinder zur Welt gebracht hatte. Meine eigene Frau hätte ich allerdings niemals ihren Geburtshelferkünsten anvertraut. Wir mußten aber eine Entbindungsstation einrichten, da die einfach am einträglichsten ist. Selbst nach einer ganz

glatten Entbindung mußte die Mutter mindestens zehn bis vierzehn Tage im Krankenhaus bleiben. Wir verabreichten ihr dünnen Brei und zerkochten Reis, und für jeden Tag wurde voll zur Kasse gebeten. War die Entbindung nicht so problemlos, mußten wir uns etwas einfallen lassen und für den Augenblick ein wenig improvisieren. An übergroßem Druck auf der Blase starb ja keiner, wir würden mit diesen Dingen schon fertig werden.
So eröffneten wir unser Geschäft. Unser »Volks-Hospital« hatten wir schon sechs Wochen lang in großen und kleinen Zeitungen angekündigt. Den Namen hatten wir gut gewählt: Wer heutzutage Geld verdienen will, darf das »Volk« nicht außer acht lassen. Wessen Geld hätte man denn sonst verdienen sollen, wenn nicht das des Volkes? So ist es nun einmal. Selbstverständlich hatten wir das in der Anzeige nicht so gesagt, denn das Volk hört nicht gern die Wahrheit. Wir hatten geschrieben: »Mit Hingabe für das Volk, für das Wohlergehen unserer Mitbürger! Ausschließlich auf wissenschaftlicher Grundlage und im Interesse der einfachen Leute! Gründlich bewandert in chinesischer und westlicher Medizin! Wider das Klassendenken!« Wir gaben in der Tat nicht wenig Geld für die Anzeigen aus; das zehrte ganz schön am Grundkapital. Wenn man das Volk erst herbeigerufen hat, muß man es auch nach und nach in den Griff bekommen. Unsere Anzeigen zum Beispiel. Niemand wußte, wie groß unser Krankenhaus war: Die Abbildung zeigte ein dreigeschossiges Haus – dafür hatten wir eine Aufnahme von der uns benachbarten Speditionsgesellschaft verwendet; uns stand nur ein eingeschossiges Haus mit sechs Räumen zur Verfügung.
Wir eröffneten also unser Geschäft. Eine Woche lang führten wir ambulante Behandlungen durch, und es kamen auch reichlich Leute, die wirklich aus dem Volk waren. Den etwas betuchter Aussehenden gaben wir verschiedenfarbigen Sprudel zu trinken, gleichgültig woran sie litten. Auf die Art konnten wir nach einer Woche in aller Form unser Honorar anfordern. Die richtig einfachen Leute bekamen nicht einmal Sprudel. Wir rieten ihnen an, sich erst noch einmal zu Hause zu waschen: So wie sie vor Schmutz starrten, wäre jedes Medikament eine reine Verschwendung.
Nachdem wir einen ganzen Tag lang gerackert hatten, setzten wir abends eine Krisensitzung an: Auf das breite Volk allein konnten wir nicht bauen – wir mußten auch die feineren Leute ansprechen. Jetzt bereuten wir alle, das Krankenhaus »Volks-Hospital« genannt zu haben. Wenn es nur Volk gab und keine noblen Leute, wie sollten wir da jemals ein Vermögen machen? Ein Krankenhaus war eben kein Brennstoffhandel. Hätten wir das geahnt, so wäre es ohne Skrupel gleich »Nobel-Hospital« getauft worden. Qiu hatte sein Skalpell schon x-mal in das Desinfektionsmittel getaucht, aber nicht einer kam, sich die Hämorrhoiden schneiden zu lassen! Welcher

Geldmann mit Hämmorrhoiden würde schon zum Schneiden in ein »Volks-Hospital« gehen?
Wang hatte einen Einfall: Am nächsten Tag sollten wir ein fahrtüchtiges Auto mieten und der Reihe nach unsere Großmütter oder Tanten herkarren. Die Schwestern sollten sie dann dienstfertig am Eingang in Empfang nehmen. Nach dreißig oder vierzig solcher Runden würden uns die Nachbarn bestimmt Bewunderung zollen.
Unsere einhellige Bewunderung galt Wang.
»Daneben könnten wir noch ein paar fahruntüchtige Wagen mieten«, fuhr Wang fort.
»Wozu?« fragte ich.
»Wir könnten mit der Autofirma aushandeln, daß sie uns ein paar reparaturbedürftige Wagen schickt, die wir einen Tag lang vor der Einfahrt zum Spital abstellen. Dann wird mit gewissen Abständen gehupt. Wenn die Patienten bei uns immerzu dieses Gehupe von draußen hören, werden sie Wunder was denken, wieviele Autos wieder bei uns vorgefahren sind. Wenn die Leute draußen vor dem Tor ständig eine lange Reihe von Wagen sehen, wird das bestimmt bei ihnen Eindruck machen.«
Wir befolgten seinen Plan. Am nächsten Tag holten wir unsere Verwandten her, servierten ihnen Tee und schafften sie danach wieder nach Hause. Die beiden Schwestern stürzten sofort auf jeden zu, nahmen ihn an die Hand und kamen den ganzen Tag hindurch vor Hin- und Herlaufen nicht zur Ruhe. Die fahruntüchtigen Autos, die nur noch zum Hupen gut waren, wurden beim ersten Morgengrauen gebracht und ließen sich alle fünf Minuten vernehmen, so daß sie bei Sonnenaufgang schon von einer Schar Kinder umringt waren. Wir photographierten die Kolonne und gaben die Aufnahmen an die Abendzeitungen. Qius Schwiegervater verfaßte dazu einen Salm, der das Spektakel der an- und abfahrenden Autos beschrieb. An jenem Abend konnten wir nicht essen: Das Tuten war einfach zu schlimm, und uns allen dröhnte etwas der Kopf.
Man mußte Wang einfach bewundern. Am dritten Tag, wir hatten gerade die Pforte geöffnet, fuhr ein Wagen vor, und herein kam ein Offizier. Wang stürzte hinaus, ihn zu empfangen, vergaß aber darüber, wie niedrig die Zimmertür war und schlug sich eine mächtige Beule. Ein Fall von Geschlechtskrankheit! Wang kümmerte seine Beule nicht, er trug ein rosiges Lächeln zur Schau, ganz als hätten auch sieben oder acht Beulen ihm nichts ausgemacht. Ohne viele Worte zu verlieren, spritzte er einmal Salvarsan: Die beiden Schwestern hatten dem Offizier die Uniformjacke geöffnet und ihm mit ihren bloßen Händen den Arm gehalten. Frau Wang war gekommen, hatte mit ihrem kleinen dicken Zeigefinger ein paarmal leicht die

Spitze der Kanüle angetippt, und dann hatte Wang ihm die Spritze verabreicht. Der Offizier wußte nicht, wie ihm geschah. Er schaute die beiden Schwestern ununterbrochen an und rief: »Prima, prima, prima!« Ich redete ihm von der Seite zu, noch eine Spritze zu nehmen. Wang war auch durch diesen Glücksfall aufgelebt und hatte die Spritze schon aufgezogen – parfümierten Tee mit etwas Salz. Wang hieß die Schwestern den Arm des Offiziers halten, Frau Wang kam wieder, um mit dem kleinen dicken Zeigefinger die Kanüle prüfend anzutippen, und hinein ging die Teespritze. Der Offizier fand das immer noch prima, worauf Wang ihm ganz aus eigenem Antrieb noch eine Dosis Drachenbrunnen-Tee gab. In unserem Krankenhaus waren wir in puncto Tee sehr wählerisch und kochten stets parfümierten Tee oder Drachenbrunnen. Für zwei Teespritzen und eine Salvarsan knöpften wir dem Offizier fünfundzwanzig Dollar ab. Eigentlich hätten es zehn Dollar die Spritze sein sollen, aber da es drei waren, gab es fünf Dollar Rabatt. Wir sagten ihm noch, er müsse wiederkommen, nach zehn Behandlungen sei das Übel garantiert an der Wurzel ausgerottet. »In jedem Falle haben wir ja Tee«, dachte ich bei mir.

Nachdem er bezahlt hatte, wollte der Offizier noch nicht gehen. Wang und ich kamen mit ihm ins Gespräch; ich lobte ihn, daß er seine Krankheit nicht verheimlicht hatte. Wer sich mit seiner Geschlechtskrankheit schleunigst, noch dazu bei uns, in Behandlung begab, der ging garantiert kein Risiko mehr ein. Geschlechtskrankheiten seien ein Leiden großer Männer. Da könne man ganz offen sein: Eine solche Krankheit gelte es eben zu behandeln; ein paar mal Salvarsan gespritzt, und schon sei die Sache erledigt. Sorgen müsse sich nur, wer es wie die kleinen Ladenverkäufer oder die Oberschüler halte, die mit ihren Geschlechtskrankheiten hinterm Berg hielten und klammheimlich Kurpfuscher aufsuchten oder unter der Hand illegale Medikamente kauften, für die Anzeigen allein in öffentlichen Aborten angeschlagen seien: das könne nur schiefgehen. Der Offizier war ganz meiner Meinung und erzählte, er sei auch schon über zwanzigmal im Krankenhaus gewesen. Dennoch sei es ihm noch keinmal so gut ergangen wie hier. Ich verfolgte das Thema nicht weiter.

Wang aber hakte ein: Geschlechtskrankheiten seien eigentlich gar keine Krankheiten, man müsse nur darauf achten, daß man etwas Salvarsan spritze. Der Offizier war ganz Wangs Meinung und vermochte sie auch durch Tatsachen zu belegen: Er selbst wartete nie bis zur vollständigen Heilung, sondern nahm schon vorher wieder seine Vergnügungstouren auf. Man gab ihm halt ein paar Spritzen mehr, und das war's dann. Wang teilte ganz die Meinung des Offiziers und wollte dabei gleichzeitig einen Kunden gewinnen: Wenn der Offizier für längere Zeit zum Spritzen kommen

würde, wollte er ihm die Medikamente zum halben Preis lassen: fünf Dollar die Spritze. Ein Monatstarif sei auch möglich: hundert Dollar im Monat, ganz gleich, wieviele Spritzen er benötige. Der Offizier war von dieser Idee überaus angetan. Die Behandlung müsse aber stets so sein, wie dieses Mal. Wir sagten nichts, sondern nickten lächelnd.

Der Wagen des Offiziers war kaum abgefahren, als sogleich der nächste vorfuhr: Vier Dienstmädchen halfen einer Dame heraus. Kaum waren sie ausgestiegen, fragten sie wie aus einem Mund, ob wir über irgendwelche besondere Räumlichkeiten verfügten. Ich schob eines der Mädchen beiseite, nahm die Dame sacht bei der Hand und führte sie in den kleinen Hof, von wo ich auf das Gebäude der Speditionsgesellschaft wies: »Die Sonderstation dort ist voll belegt. Aber Sie haben Glück! Hier«, ich zeigte auf unsere paar kleinen Räume, »haben wir noch zwei Zimmer erster Klasse frei; mit denen können Sie sich erst einmal behelfen. Diese beiden Räume sind tatsächlich angenehmer als die im Obergeschoß – man erspart sich das Treppensteigen, nicht wahr, gnädige Frau?«

Die ersten Worte der alten Dame versetzten mich innerlich in Entzücken: »Aus Ihnen spricht der wahre Arzt! Wäre es nicht um der Bequemlichkeit willen, wozu sollten die Patienten dann sonst ins Krankenhaus gehen? Die Ärtze im Dongsheng-Hospital sind einfach Unmenschen!«

»Sie sind im Dongsheng-Hospital gewesen, gnädige Frau?« fragte ich erstaunt.

»Ich komme gerade von dort. Diese Schurken!«

Ich nutzte die Gelegenheit, während sie auf das Dongsheng-Hospital schimpfte – ehrlich gesagt, unser größtes und bestes Krankenhaus weit und breit –, sie in das kleine Zimmer zu führen. Ich wußte, daß sie diesen winzigen Raum nie nehmen würde, wenn ich sie nicht dazu brachte, weiter auf das Dongsheng-Hospital zu schimpfen. »Wie lange waren Sie dort?« fragte ich. »Zwei Tage. Zwei Tage, in denen ich fast umgekommen wäre.« Die alte Dame setzte sich auf das kleine Bett.

Ich stützte die Seite des Bettes sofort mit einem Bein ab; unsere Krankenbetten waren alle in Ordnung, allerdings ein bißchen betagt und brachen gern zusammen. »Wie sind Sie denn dorthin geraten?« Ich wagte nicht zu schweigen, denn sonst hätte die alte Dame sicher mein Bein bemerkt.

»Reden wir nicht weiter davon! Bei der bloßen Erwähnung könnte ich vor Ärger aus der Haut fahren! Schauen Sie, Herr Doktor, ich habe ein Magenleiden, und die haben mir nichts zu essen gegeben!« Die alte Dame war den Tränen nahe.

»Ihnen nichts zu essen gegeben?« Ich bekam ganz runde Augen. »Bei einem Magenleiden hat man Ihnen nichts zu essen gegeben? Diese Quacksalber!

Darf ich Sie nach Ihrem Alter fragen? Gnädige Frau sind bestimmt schon achtzig«.
Die Tränen der alten Dame versiegten sogleich, und sie lächelte schwach. »Jünger. Ich bin gerade achtundfünfzig geworden.«
»Genau wie meine Mutter; sie leidet auch zuweilen unter Magenbeschwerden.« Ich tupfte mir die Augen. »Meine Dame, bleiben Sie ruhig hier, ich werde Ihre Krankheit bestimmt kurieren. Bei diesem Leiden hängt alles von guter Pflege ab. Essen Sie ganz nach Belieben! Wenn es Ihnen bekommt, fühlen Sie sich sicher gleich wohler, und die Krankheit wird auch abklingen, meinen Sie nicht, gnädige Frau?«
Der alten Dame kamen wieder die Tränen, diesmal aus Dankbarkeit. »Sehen Sie, Herr Doktor, ich esse besonders gern etwas Herzhaftes, und trotzdem haben die mir Brei gegeben. War das nicht in der offenkundigen Absicht, mich zu ärgern?« – »Sie haben gesunde Zähne und müssen gerade etwas Herzhaftes zu beißen haben«, sagte ich mit großem Ernst. – »Ich habe immerfort Hunger, aber die ließen mich erst zu den Mahlzeiten essen.« – »Holzköpfe!« – »Mitten in der Nacht, wenn ich gerade einschlafen wollte, steckten sie mir einen kleinen Glasstab in den Mund, um irgendwelche Grade zu messen.« – »Ignoranten!« – »Wenn ich den Schieber haben wollte, sagten die Schwestern nur: ›Warten Sie, der Doktor kommt gleich. Wenn er Sie untersucht hat, sehen wir weiter.‹« – »Scheusale!« – »Wenn ich mich gerade aufgesetzt hatte, sagte die Schwester, ich solle mich wieder hinlegen.« – »Solche Ekel!«
Je länger ich mit der alten Dame sprach, desto besser verstanden wir uns. Wäre unser Zimmer noch etwas kleiner gewesen, sie wäre wohl trotzdem nicht gegangen. Ich konnte es mir jetzt erlauben, mein Bein zurückzuziehen; wenn das Bett umfiel, würde sie uns das schon nachsehen.
»Haben Sie hier auch Schwestern?« fragte die alte Dame.
»Ja, aber das will gar nichts heißen«, gab ich lächelnd zurück. »Haben Sie nicht vier Dienstmädchen mitgebracht? Lassen Sie die doch auch hier im Krankenhaus bleiben. Ihr eigenes Personal kann sich natürlich am aufmerksamsten um Sie kümmern. Wir lassen die Schwestern einfach nicht herein, wie wäre das?«
»Das wäre wunderbar! Haben Sie denn genug Platz?« Die alte Dame schien etwas Skrupel zu zeigen.
»Platz haben wir. Mieten Sie einfach diesen Innenhof. Außer den vier Dienstmädchen können Sie auch noch einen Koch kommen lassen. Essen Sie, was Ihnen gefällt. Ich berechne Ihnen nur für Sie allein, die Dienstmädchen und der Koch haben freies Logis. Sie zahlen dann fünfzig Dollar am Tag.«

Die alte Dame seufzte: »Das Geld spielt keine Rolle. Also abgemacht. Chunxiang, geh nach Hause und hol den Koch, und sag ihm, er soll gleich zwei Enten mitbringen.«
Jetzt reute es mich, nur fünfzig Dollar von ihr verlangt zu haben. Ich hätte mich ohrfeigen können! Gott sei Dank hatte ich nicht gesagt, daß dies die Medikamente einschließe. Wir würden es dann eben über die Arzneimittel wieder hereinholen. So wie die alte Dame aussah, mußte sie mindestens einen Divisionskommandeur zum Sohn haben. Wenn sie außerdem jeden Tag gebratene Ente aß, würde sie wohl kaum schon nach ein paar Tagen wieder gehen. Die Sache galt es langfristig zu sehen.
Das Krankenhaus war nun richtig in Schwung gekommen: die vier Dienstmädchen huschten hin und her wie die Weberschiffchen, und der Koch mauerte im Hof am Fuß der Mauer einen Herd auf, ganz wie für eine Hochzeit. Wir selbst kannten keine Hemmungen, probierten nach Belieben vom Obst der alten Dame, und von den Enten fiel auch so mancher Bissen ab. Während der ganzen Zeit kam es keinem von uns in den Sinn, sie zu untersuchen, denn unsere ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, was für Köstlichkeiten sie wohl wieder eingekauft haben mochte.
Für Wang und mich begann nun wirklich das Geschäft zu laufen, aber Qiu fühlte sich etwas links liegengelassen. Ständig nahm er sein Skalpell zur Hand, und ich ging ihm dann stets schleunigst aus dem Weg, weil ich fürchtete, er könnte es an mir ausprobieren wollen. Wang redete ihm immer zu, er solle sich nur gedulden. Aber Qiu wahr ehrgeizig. Bevor er nicht auch ein paar Dutzend Dollar für das Krankenhaus verdienen konnte, wollte er sich einfach nicht zufriedengeben. Ich bewunderte das sehr an ihm.
Nach dem Mittagessen kam endlich jemand, seine Hämorrhoiden schneiden zu lassen! Er war über vierzig und fett, mit einem ordentlichen Wanst. Frau Wang dachte zunächst, er sei zum Entbinden gekommen, und gab ihn erst an Qiu ab, als sie gemerkt hatte, daß es sich um einen Mann handelte. Qius Augen hatten sich gerötet. Ohne viel Federlesens schnitt er zu. Der kleine fette Vierziger schrie vor Schmerzen und flehte ihn um eine örtliche Betäubung an. Darauf wußte Qiu jedoch schon die Antwort:
»Das war nicht abgemacht. Können wir natürlich anwenden, kostet vierzig Dollar extra: Wie sieht's aus? Nur rasch!«
Der kleine Dickwanst wagte nicht einmal, den Kopf zu schütteln, und Qiu verpaßte ihm die Betäubung. Noch ein Schnitt, und Qiu hielt wieder inne: »Sie haben da außerdem noch eine Afterfistel. Vom Fistelstechen war aber vorhin nicht die Rede. Soll ich weitermachen? Wenn ja, so sind das nochmal dreißig Dollar extra. Wenn nicht, dann ist hier Schluß.«

Ich stand innerlich Habacht. Das war echt Qiu: zupacken und ausquetschen, ein guter Dreh!
Der kleine fette Vierziger erhob keinerlei Einwände, vermutlich war er dazu auch gar nicht imstande. Qiu verstand sich auf sein Handwerk, und er redete geradewegs zur Sache: Noch beim Schneiden rührte er die Werbetrommel: »Ich sage Ihnen, diese Geschichte sollte Ihnen zweihundert Dollar wert sein. Aber wir sind keine Beutelschneider. Wenn Sie wieder auf dem Damm sind, empfehlen Sie uns doch weiter! Wenn Sie morgen wieder Zeit haben, schauen Sie ruhig noch einmal zur Nachuntersuchung herein. Meine Mitarbeiter hier gucken die Sachen durch ein Mikroskop mit 45 000-facher Vergrößerung an und werden bestimmt nicht die Spur von einer Bazille finden.«
Der Dickwanst gab keinen Ton von sich. Vielleicht hatte ihm die Wut die Sprache verschlagen.
Wieder hatte Qiu fünfzig Dollar verdient. An jenem Abend kauften wir etwas Wein und baten den Koch der alten Dame, uns einige Gerichte zu bereiten. Die meisten Zutaten nahmen wir von der alten Dame. Beim Essen besprachen wir unsere Arbeit. Wir entschlossen uns, noch in Abtreibungen und Opiumentziehungskuren einzusteigen. Wang schlug vor, unter der Hand für Gesundheitszeugnisse zu werben: Wer eine Aufnahmeprüfung für eine Schule machen oder eine Lebensversicherung abschließen wolle, der könne von uns die herrlichsten Bescheinigungen erhalten, selbst wenn Leichenhemd und Sarg für ihn schon bereitständen – einzig vorausgesetzt, er zahle uns fünf Dollar für die Untersuchung. Dieser Vorschlag wurde ohne viel Aufhebens von allen genommen.
Zuletzt meinte Qius Schwiegervater, wir sollten jeder etwas Geld für eine Tafel beisteuern, auf der wir über dem Eingang unseren Wahlspruch kundtun wollten. Alte Leute kommen auf altmodische Ideen, aber immerhin war diese hier aus guter Absicht für unser Krankenhaus geboren, und so sträubten wir uns nicht. Der Schwiegervater hatte sich auch schon einen Spruch ausgedacht: »Herz und Hand im Geiste des Humanen«. Das klang zwar ein bißchen verstaubt, traf aber doch die Sache. Wir beschlossen, schon am nächsten Morgen vom Schwiegervater auf dem Markt eine alte Tafel kaufen zu lassen. Frau Wang schlug vor, sobald die Tafel gut gefirnißt sei, sollten wir warten, bis eine Hochzeitsgesellschaft an unserer Tür vorbeizöge. Wir könnten die Tafel dann zur Musik des Spielmannszugs aufhängen. Frauen denken eben an alles, und Wang war sichtlich stolz auf sie.

(Aus dem Chinesischen von Wolfgang Keßler)

aktuell Essay – streitbare Texte gegen erstarrtes Denken

Eine neue Reihe von rororo aktuell, herausgegeben von Freimut Duve.

Ivan Illich

«Wasser haben eine Geschichte. Das Wasser, mit dem man Tote wusch, um ihnen den Übergang ins Jenseits zu erleichtern und ein Verbleiben im Diesseits zu versperren, ist eine andere Art von Nässe als das Wasser, das im fürstlichen Garten von Kassel-Wilhelmshöhe repräsentativ zu Tal plätschert und rauscht.»
Ivan Illich gilt als einer der eigenwilligsten und anregendsten Kritiker der modernen Industriegesellschaft.

Ivan Illich
H_2O und die Wasser des Vergessens
12131/DM 12 –

Robert McNamara

«Militärische Konflikte können schnell eskalieren zu einem Atomkrieg, der zur sicheren Vernichtung unserer Zivilisation führt. Dieses Risiko ist viel größer, als ich aus militärischen, politischen oder moralischen Gründen akzeptieren kann.»
Unter den Präsidenten Kennedy und Johnson war Robert McNamara von 1961 bis 1968 US-amerikanischer Außenminister. In diesem Amt hatte er entscheidenden Anteil an der Entwicklung der amerikanischen Atomstrategie. Inzwischen ist der einstige Befürworter zu einem engagierten Kritiker des nuklearen Wettrüstens geworden.

Robert McNamara
Blindlings ins Verderben
Der Bankrott der Atompolitik
12132/DM 14,–

Willy Brandt

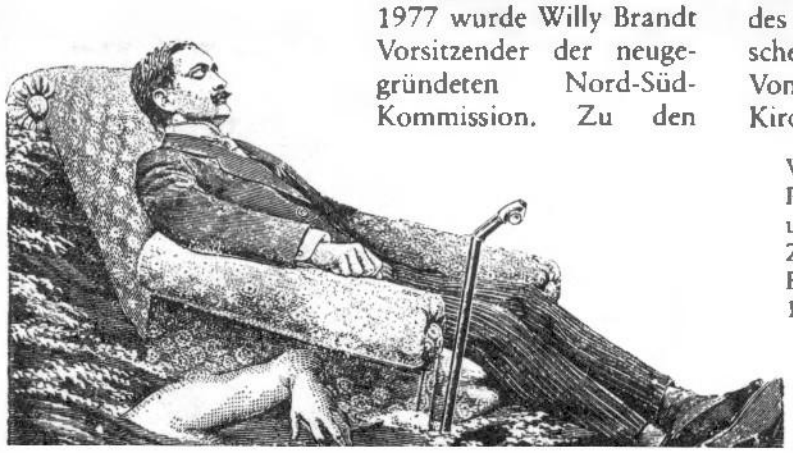
«Der empörende Gegensatz zwischen den Satten und den Hungernden in der Welt zeigt täglich: die elementaren Menschenrechte fangen beim Recht auf Leben an.»
1977 wurde Willy Brandt Vorsitzender der neugegründeten Nord-Süd-Kommission. Zu den Schwerpunkten seiner Arbeit gehörte die Beschäftigung mit Menschenrechtsfragen. In diesem Buch zeigt er, daß die Grundrechte der Menschen immer wieder neu eingeklagt werden müssen.

Willy Brandt
Menschenrechte – mißhandelt und mißbraucht
12135/DM 12,–

Wolfgang Huber

«Die Kirche vergißt, daß sie sich zu einem Herrn bekennt, der als Aufrührer hingerichtet wurde. Die Nachricht, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, war politisches Dynamit: ein respektloser Hinweis auf die Grenzen aller politischen Herrschaft.»
Wolfgang Huber gehört seit 1979 dem Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages an. Von 1983 bis 1985 war er Kirchentagspräsident.

Wolfgang Huber
Protestantismus und Protest
Zum Verhältnis von Ethik und Politik
12136/DM 12,–



rororo

ROTBUCH KRIMI

Sind Sie krimisüchtig? Dann überprüfen Sie Ihre Gewohnheiten. Verhalten Sie sich wie ein Alkoholiker, der seine Leidenschaft en masse und daher so billig wie möglich befriedigen möchte, oder sind Sie Genießer, der für seine Laster auch was springen läßt? Dann haben wir etwas für Sie: **blutrot** 1, 2, 3 und im Herbst geht's weiter mit 4, 5, 6. Garantiert kostbar, also kostspielig. Als Tatorte haben wir London, Paris, New Orleans, Berlin oder Köln anzubieten — und abgelegene Todesarten.

Jean Vautrin
Billy-ze-Kick

Rotbuch Krimi 2001, ca. 176 Seiten, ca. DM 20.–

„Jean Vautrin schreibt unwahrscheinliche, aufs äußerste angespannte Bücher von wirksamer Grausamkeit, die von unerschöpflicher sprachlicher Verve gekennzeichnet sind, schwarze Romane der ‚Série noire', von denen **Billy-ze-Kick** zweifellos das Meisterwerk ist, eine boshafte Hommage an Meister Raymond Queneaus ‚Zazie in der Metro'". **Le point**

Pieke Biermann
Potsdamer Ableben

Rotbuch Krimi 2000, ca. 144 Seiten, ca. DM 16.–

Die promotion party für „Richard Röhm und die Kerle" kommt zum unerwarteten Höhepunkt — **praecox:** Unter der Platte mit den Lachs-Kanapées liegt Béatrice Bitterlich, genannt Tränen-Titty. Tot. Hauptkommisar Lietze, aus dem Lotterbett und von der Seite eines hübschen jungen Mannes gerissen, eilt die Dienstpistole holen und verschwindet im Revier als erstes hinter einer Tür mit der Aufschrift „D". Pieke Biermann schickt — real-existierende Ähnlichkeiten sind motiviert — farbenfrohe Personen auf die Piste rund um den real-nichtexistierenden Potsdamer Platz in Berlin.

Peter Dunant
Racheengel

Rotbuch Krimi 2002, ca. 192 Seiten, ca. DM 22.–

Die Racheengel gehen um: Der Top-Manager eines Tankerkonzerns findet Schweröl in seinem Swimmingpool und wird dennoch entführt, was eine gewisse Konzilianz seiner Firma bei der Beseitigung einer Ölpest vor der Südküste Englands zur Folge hat; ein rechtes Parlamentsmitglied erscheint nach kurzer Behandlung pechschwarz zu seiner Unterhausrede über die Rassenfrage. Die Medien lieben die Ökoterroristen, und die Polizei tappt im Dunklen.

Christiane Grefe
Instant-Heil: Rezepte vom Kiosk

»Hans, bleib beim Metier! sprach sterbend Fleischer Stuß. Hans schwur's und hielt den Schwur und ward – ein Medicus.« Schon vor neunzig Jahren schlug der »Naturarzt« M. Platen den »Medizinärzten« diese Weisheit spottend um die Ohren, in seiner *Neuen Heilmethode*, die sensationelle Auflagen erzielte – was sie auch heute, in der Ära der Vollkorn- und Kräuter-Päpste à la Bruker und Treben und in Zeiten der Kostendämpfung durch Schuldzuschreibung, wieder tun würde.

Dabei möchte die Volksweisheit vom Gruselheiler auf Platens Zunft durchaus genauso zutreffen, versteht man sie im übertragenen Sinne: Es müssen ja nicht immer Beilchen und Skalpellchen sein, mit denen der Doktor auch nicht unbedingt gleich metzeln und sezieren muß; manchmal genügen schon Diktiergerät und Schreibmaschine, um hin und wieder ein kleines unverantwortliches Unheil anzurichten, zumindest aber zutiefst zu verstören. So schafft sich das Arzt-, Kur-, Naturheil- und Medikamentengewerbe mit sogenannter Aufklärung in den Illustrierten seine psychosomatisch verschreckten oder erfolglos an- und fehltherapierten alten und neuen Kunden. »Wenn *Bild* empfiehlt, sind alle Lager komplett leer in der Stadt«, sagt Susan, die Apothekerin. So wie am Freitag morgen nach dem »Gesundheitsmagazin Praxis« bundesweit die Einheitsdiagnose fällig ist, gehören *Hör Zu* und *Frau im Spiegel, Quick* und die *Neue Revue* zur Pflichtlektüre jedes Arztes, will er seine Patienten verstehen.

Auch ich bin beeindruckt und geschockt von all den neuesten Erkenntnissen und ältesten Weisheiten, bin ein Fall kurz vor der Paranoia. Es wird mich erwischen, kein Zweifel. Schön und gut: soll man mich immer wieder für meine ungezügelte Völlerei strafen, für zuviel Regelmäßigkeit im Weingenuß, aber zuwenig in der Einnahme der Mahlzeiten und der Gestaltung des Tagesablaufs, für mein unmäßiges Sitzen und die Enthaltsamkeit im Dauerlauf. Und – einverstanden – auch das letzte bißchen Rauchen sollte ich noch drangeben; sagt mir nur immer wieder, ihr *Freizeit-Revue's* und *aktuelle's*, wie krank ich davon werden kann. Den Zusatz-Streß durch exakte Nahrungsplanung und Fitness-Terror werde ich schon verkraften.

Doch noch ganz andere Gefahren lauern: Jederzeit. Überall. Nicht so sehr vom Smog – dagegen stehen die Anzeigen der Auto-Industrie. Auch die Schäden, die Pestizide, chemische Düngekeulen und viele bunte Lebensmittelzusätze den Organen verpassen, sind zu kompliziert für gesundheitstechnische Gebrauchsanweisungen. Selten, daß – wie im *gong* – der Krankheitsfaktor Schichtarbeit mal eine Meldung wert ist. Nein, vor allem: »Ehrgeiz kann tödlich sein!« Und irgendwie auch unser eigenes Abwehrsystem: »Wissen Sie eigentlich, daß in jedem von uns ein Vulkan schlummert?« Wo immer man hinschaut: »Killer«, »Warnung« und »Alarm«, auch zwischen den Zeilen. »Grippe durchs Telefon!« – eine Information der *Bunten*. Mich ekelt. Doch ganz einfach: desinfizieren! Fragt sich nur, ob Sagrotan oder das Grippevirus der größere Killer ist... Kaum habe ich mich beruhigt, folgt schon der nächste Schlag: Warzen, ganz andere als die auf meiner Hand, sagt Frauenarzt Werner Brückner in der *aktuellen*, werden von Viren gemacht, die auch Krebs erzeugen können. Ganz andere als meine? Oder vielleicht doch ziemlich ähnliche? Ich habe es immer geahnt... Und die Halsschmerzen? Nur eine Erkältung? Wie Schuppen fällt es mir von den Augen: »Druck beim Schlucken kann Speiseröhrenkrebs sein!« Warum und wann bei Sex »die Leber leiden« kann, lehrt wieder der pralle Gesundheitsteil der *Bunten* – nun auch das noch! Als wären wir mit Aids und Aids-Berichterstattung nicht schon genug geschlagen. »Heftige Kopfschmerzen« löst Geschlechtsverkehr ebenfalls aus – aber da hilft zum Glück irgendwas zwischen 20 und 200, so genau kommt es wohl nicht darauf an, Milligramm »Propanolol«.

Ich bin schrecklich verwirrt. Soll ich nun mit der Honig-Diät aus der *Bildwoche*, der *Praline*-Kartoffelwoche oder der »Liebesdiät« mit Schwung in den Frühling – oder doch eher mit Dr. med. Stuart Bergers New Yorker »Immun-Diät« ganz auf der Höhe der Zeit? Was bedeuten all diese Hungerkuren, bei denen es ganz normale Putenschnitzel und Schweinefilets zu essen gibt? Ich habe nicht mehr viel Zeit, denn Herr Köhnlechner mit seiner »Kraft-Kur« droht: »Was Sie in diesen Wochen essen, entscheidet darüber, was Sie im Frühjahr und Sommer erleben: gesund, schlank, energiegeladen – oder krank, aufgeschwemmt, lustlos...« Aufgeschwemmt! Ich will natürlich nichts riskieren, denn, und das hat Köhnlechner, schreibt er selbst in *vital*, in seinem Zentrum in Bad Griesbach erprobt: »In sieben Tagen sind die Kräfte soweit aufgebaut...« Nur sieben Tage? Mit Kartoffelgratin und Blumenkohl? Und trotz der warnenden Worte der *Quick*, daß man von Diäten Gallensteine kriegen kann? Gelähmt starre ich auf all die penetrant fitten herrlichen Frauen im rosa und weißen knallengen Gymnastik-Dress: »Gesund gleich schön«, schreien sie mir entgegen. Doch ich kann es nur

falsch machen: nur *Rohes* sollen Allergiker essen, mahnte mich, die ich »betroffen« bin, neulich jemand durch einen Illustriertenausschnitt aus *Eltern*. Aber der Ehrendoktor Hans Mohl, so hat es liebevoll meine Oma woanders ausgeschnitten und ins Kuvert gesteckt – der Mann ist schließlich vom Fernsehen –, weiß von vielen Fachleuten, daß ausschließlich *gekochte* Gemüse den Allergiepatienten nützen, Rohes hingegen alles nur schlimmer macht. Die Ratgeber warnen voreinander: Empfehlen die einen immer wieder die Frischzellentherapie, so steht in der *aktuellen*, daß gerade sie zu gefährlichen Infektionen führe. Oder: die attraktiv strahlende Ärztin Dr. Mira Georgieva heilt mit Selen: »Von meinem Brustkarzinom blieb nur ein kleines Pünktchen übrig«, freut sich ihre Patientin Hannelore Harder (47) in *Bild der Frau*. Doch in der *Bunten* warnen die Ärzte vor »schweren gesundheitlichen Störungen« durch zuviel von genau demselben Wirkstoff – ja kann denn das sein: »Ein Rettich tut's auch«?

Zerstückelt und zerkleinert wird der Leib in den Gazetten; auf seine Einzelteile schreibt man Tips und Anordnungen. Ob »Helfen Sie mir, Herr Doktor« in Leserbriefform oder journalistischer Bericht: immer sind, wie Volkmar Sigusch so schön sagt, die »Ratschläger« am Werk. Willkürlich fällt das Scheinwerferlicht mal auf die Niere, mal auf Blase oder Talg. Als Zufallslenker walten die Redakteure der Fachzeitschriften. Denn die Illustrierten berichten, was in *Science*, in der *Medical Tribune* oder der *Ärztlichen Praxis* steht. So beteiligen sie sich bei Allergie, Krebs und all den anderen Schicksalsschlägen nervtötend regelmäßig beispielsweise an der ewig gleichen, unsinnig verkürzenden schulmedizinischen Streiterei: Ist die Psyche, die Umwelt, die Vererbung schuld? War erst die Henne oder das Ei? Doch was in der Fachpresse Studierte in eine Forschungstradition zu stellen wissen, steht in den bunten Blättern unter dem Etikett »Die Wissenschaft hat herausgefunden« plötzlich als letzte Wahrheit da, von allen anderen als den untersuchten Faktoren ebenso isoliert wie in des ursprünglichen Autors Labor. Gute Nachricht für die Leser von *Cosmopolitan*, jetzt ist es endlich raus: Magersüchtige sind nicht psychisch krank, sondern wurden es erst durch ihr Leiden! Zink hilft.

Wenn Zeitschriftenredakteure einmal nicht jeden aktuellen Studien-Schnickschnack, der den Menschen auf ein reparierbares Gerät verkürzt, als unumstrittenes Faktum verkaufen, dienen sie uns freilich nur das ehrfürchtige Bekenntnis an: »So gewaltige Fortschritte die moderne Medizin in den letzten Jahren und Jahrzehnten auch gemacht hat, einige weiße Flecken gibt es immer noch auf der ärztlichen Landkarte...« *(Frau im Spiegel)*. Bei Dr. med. Bernhard Krüger finden wir die gleiche, so hilflose wie selbstherrliche Standardformel wieder: »Trotz enormer Fortschritte in der Medizin

gibt es immer noch zahlreiche Krankheiten, die uns Rätsel aufgeben . . .« – als wären die Rätsel der Massenerkrankungen Krebs, Rheuma, Allergie etc. tatsächlich gelöst und voll im Griff.
So bleibt der – »unser« – Körper auch da, wo Menschen Rettung in Sachlichkeit suchen, immer der faszinierende, unheimliche, lebende Widerspruch aus unergründlichem Mysterium und kontrollierbarer Maschine: »So wichtig ist die Milz!« – »Riechen kann sehr aufregend sein.« Beschäftigt sich die *Bunte* allwöchentlich farbenfroh mit einem weiteren Organsystem von Haut bis Haar, so wissen »wir« nach der Lektüre gleichzeitig mehr und auch weniger – und das lehrt uns erneut das Fürchten. Jetzt haben wir zwar die Existenz »unserer« Golgo-Mazonischen Körperchen zur Kenntnis genommen, doch was genau diese tun, verstehen wir nicht, und erst recht nicht, wie sie mit den übrigen Körpersystemen zusammenhängen, die die *Bunte* vor vier Wochen oder noch gar nicht erklärt hat. So sind wir, noch ein bißchen informierter, nur noch mehr verwundbar, erkennen neue Blößen, wo Krankheit zuschlagen kann. Und kommen garantiert wieder, Herr Doktor.
Also schreiben all die Ängstlichen tatsächlich täglich zu Hunderten an die Redaktionen. Die vielen Leserbriefe sind gar nicht getürkt, von zynischen Blattmachern an Kugelschreibern nagend erdacht; es gibt sie wirklich, die vielen Scheuen und Gläubigen, die ihre Hoffnungen in die Leerformel-Portraits von Groschenromanärzten, in all die pseudonymen Dr. Krolls, Dr. Maximilian Alexanders und Professor Matzkes hineinprojizieren. Und man meint es auch gar nicht so schlecht mit ihnen; beschäftigt zum Beispiel im Hause *gong* eine ganze Truppe junger Mediziner und Studenten, die jede einzelne Anfrage lange gemeinsam diskutieren, bevor sie sie an die real existierenden Fachärzte hinter den erfundenen Namen weitergeben, selber vorsichtig antworten oder zur Veröffentlichung so umformulieren, daß Anonymität gewahrt bleibt.
Aber was kann ein Helfer wirklich sagen, ohne den Patienten zu sehen? Immerhin: die *Neue Post* warnt mitten in der Rubrik vorsichtshalber vor jenem »Dr. Martens«, der eine Zeile darunter »antwortet«: »Bevor Sie einen seiner Ratschläge befolgen, sollten Sie Ihren Arzt aufsuchen.«
Doch dergleichen Bescheidenheit ist selten. Schriftlich und aus der Ferne empfiehlt vielmehr Dr. Peter Sebastian Gesichtsoperationen, und »Herr Doktor« in *Bild der Frau* reißt gleich – zack! – ganze Gebärmütter heraus, um »die Schmerzquelle auf Dauer« zu beseitigen. Was, wenn Gebärmütter mehr als nur Schmerzquellen sind, wenn vielleicht doch die Bandscheibe oder die Wanderniere schuld war? Anhängern der Naturheilkunde ergeht es auch nicht besser. Frau Dr. Waltraud Hartmann schickt per *Bildwoche* die

potentiell hochgradig sonnen- und Gott weiß worauf noch allergische Andrea R. unbekümmert zum Vorbräunen ins – ohnehin umstrittene – Solarium und empfiehlt eine UVA-dichte Sonnencreme, die freilich häufig (das hat die Wissenschaft nämlich herausgefunden) in Verbindung mit Sonnenlicht Überempfindlichkeits-Reaktionen hervorruft... All das ist aber viel zu kompliziert für genau drei Telegrammstilsätze. Zur Reduktion von Komplexität in Körpersystemen kommt eben auch noch die Platz-Zwangsjacke. Dennoch schafft es der *Bild*-Doktor locker, in nicht einmal zehn Zeilen aber auch alle Arten von Kopfschmerzen zu erklären.
Am gemeinsten ist die Ratgeber-One-Way-Communication, wenn sich das letzte Reservat der Expertokratie auf Psyche und Sexualität stürzt. Erstere wird, insbesondere bei »Naturärzten«, gern und mit erhobenem Zeigefinger auch »seelische Fehlhaltung« oder »negativ eingestellte Gedankenwelt« genannt. Da sitzen die einsamen Ratsuchenden allein in einer ihnen längst verhaßten, lautlosen Wohnung und lesen als Lebenshilfe ein dröhnendes: »Geborgenheit ist die beste Medizin!« Ganz Sehnsucht, blättern sie daraufhin in einem Magazin voller Tips für körperliches und seelisches Wohlbefinden: »Einsamkeit ist selbstgemacht!« schallt es ihnen aus *vital* entgegen, mit einem munteren Zehn-Punkte-Programm: »Treten Sie einem Verein bei, oder belegen Sie einen Kursus.« Doch wer hilft ihnen wirklich? »Rosenkohl ist jetzt billig«, steht in der Ratgeber-Spalte daneben.
Sex nimmt wegen seines scheinbar grenzenlosen Voyeurismus-Potentials, je mehr yellow die press, desto mehr Raum ein. Noch gieriger als bei den diversen körperlichen Gebrechen, in der Hoffnung auf noch größere Ängste als die eigenen, gilt die Neugier mehr den Fragen als den Antworten. Dabei wiederholen sich doch nur die immergleichen Lieder von Orgasmus-Ungleichzeitigkeiten, zu großen oder zu kleinen Körperteilen, zuviel oder zu wenig Potenz. Allen voran gibt »Ratgeber« Ernest Bornemann die moralindurchtränkten Losungen nach biologistisch-chauvinistischer Stammtisch-Manier aus: »Wer es oft tut, der kann auch oft. Wer es selten tut, der kann auch selten.« Und: »Samenfäden können im Swimming-Pool durchaus zur Befruchtung führen.« Oder: »Je unpopulärer die Paschas und Chauvis sich bei emanzipierten Frauen machen, desto größer wird die Anzahl der Frauen, die unaggressive Männer mit kleinem Penis den aggressiven mit einem großen Glied vorziehen.« – »Wissenschaftliche Pornographie« bescheinigt Volkmar Sigusch diesem Autor und seinem Organ, der *Neuen Revue*, in einem ausführlichen »Pro Familia«-Dossier.

»Weil ein großer Teil der Mediziner aus vielerlei Gründen mit einer Aufklärung gegenüber den Patienten – vorsichtig ausgedrückt – sehr zurückhal-

tend war, übernahmen die Massenmedien Presse, Funk und Fernsehen die Unterrichtung der Bevölkerung«, schrieb die Medizinjournalismus-Doktorandin Brigitte Bäder im Oben-Unten-Duktus der fünfziger Jahre, und der Medizinjournalismus-Doktorand Horst Merscheim fügt dem dreißig Jahre später hinzu: »Ein Informationsdefizit auf der einen Seite dient als Begründung zur Informationsüberflutung auf der anderen Seite.« Also: der Doktor hat keine Zeit – und der Kranke traut sich nicht, diese einzuklagen. Vom so gearteten Machtverhältnis, das sich zur stets abrufbaren Angstbereitschaft der Spezies Leser hinzugestellt, profitiert die Anzeigen-Symbiose aus einem schier unüberschaubaren Arzneimittel- und -mittelchen-Markt und den Auflage-abhängigen Gazetten. Health sells – auch bei Gesunden, die im Zeitalter von Entfremdung, Areligiosität und Egotrip die Körper-Automatik ungeheuer bewußt auf Handbetrieb umgeschaltet haben.
Dagegen sei jede Straßenprostitution solide, schildert ein Wissenschaftsredakteur, der es anders macht, seine Primär-Erfahrungen mit dem Themensetzer-Kommerz. »Blutdruck und Berge« heißen da beispielsweise die Einladungen von PR-Firmen i. A., die in bayerische Alpen-Nobelhotels bitten, wo sich die Pressekollegen als alte Bekannte von der gemeinsamen Reise im Orient-Expreß mit Küßchen begrüßen. Ob der Blutdruck im Sessellift mit zunehmender Höhe nun wirklich steigt oder nicht – allemal hilft Magnesium, das als Probepäckchen schon auf dem Nachtschränkchen und im Hotel-Badezimmer wartet.
»Team-PR« hat die einschlägigen Professoren-Koriphäen für Referate bei der Fachtagung »Die vier Jahreszeiten der Allergie« gewonnen – und damit auch die Journalisten von Film, Funk, Fernsehen und Fachpresse – im Münchner Conti-Hotel. Nach den Zehn-Minuten-Referaten voll altbekannter Banalitäten (»Viele von Ihnen werden das, was ich jetzt sage, schon kennen«, leitet der Dermatologe Johannes Ring seinen sicher gut bezahlten Standard-Vortrag ein) folgt das etwas längere über die Vorzüge der neu entwickelten antiallergischen Antihistamin-Präparate, die nicht mehr müde machen – »Teldane-Symposium 1987«, das Firmen-Emblem schwebt unübersehbar über dem Podium. Zum gemütlichen Teil zieht man sich ins Nebenzimmer zurück: Sherry, Kraftbrühe mit Lebernockerl, Schweinefilets in Calvados und Bayerische Creme werden von Variationen zu Vivaldis »Vier Jahreszeiten« am Synthesizer gekrönt. Nach dem Menu spricht Professor Herbert Heckmann, Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, über »Literatur und Krankheit«: »Ohne Wahnsinn kann der Poet nicht schaffen.« Aufgeregt kümmert sich Herr Famulla von »Team-PR«: Ist die Musik zu laut? Der Vortrag zu lang? »Wir versuchen so etwas zum ersten Mal: den Umweg über das Thema«, sagt er stolz, nach einer

empfindlichen Reaktion auf den Begriff »Bestechung«. »Wenn über das Thema Allergie geschrieben wird, dann hat unsere Firma auch etwas davon.«

So etwa entstehen wohl die Konjunkturen von Vitamin A und/oder E, von Stutenmilch-Hautcreme und Knoblauch-Pillen. Rein optisch sind Anzeigen und redaktioneller Teil ohnehin kaum zu trennen. Ganz neu in dieser Saison: Fischöl zur Vorbeugung gegen Herzinfarkt als auffallend häufiger Berichterstattungs-Gegenstand... »Jeder sollte wenigstens zweimal pro Woche Kaltwasserfische essen oder – noch einfacher – Fischölkapseln schlucken«, empfiehlt Dr. Peter Schleicher, Allgemeinmediziner aus München, im Januar. Im Januar kommen »Eikosapen«-Fischölkapseln ganz neu auf den Markt. Ich esse lieber Kaltwasserfische.

»Es ist so viel zu bedenken, und es gibt ja tausend unterschiedliche Ratschläge«, schreibt einer der Pseudonym-Ärzte verständnisvoll. »Wie man gesund bleibt, auch wenn man älter wird, ... dafür gibt es keinen Ratschlag, der für alle und alles taugt.« Doch seine Kollegen zeigen noch wenig Einsicht. Wenn man nichts mehr riechen kann, empfehlen sie: »Der Duft von Gewürznelken, Zimt, Vanille oder Kaffee bringt den Geruchssinn meist wieder in Ordnung« – nur: womit riecht man dann Gewürznelken, Zimt, Vanille oder Kaffee? »Hautkrebs könnte praktisch ausgerottet werden, wenn die Menschen in frühestem Kinderalter gegen das ultraviolette Licht der Sonne geschützt würden, erklären Forscher der Harvard-Universität« – also am besten die ganze Welt überdachen! »Schnarchen ist durch eine einfache Zungenübung beim Einschlafen zu verhindern: Die Zungenspitze zwischen Unterlippe und untere Zahnreihe legen. Der Mund bleibt geschlossen, wobei man mit der oberen Zahnreihe leicht auf die vorgewölbte Zunge beißt und sie dadurch festhält... jetzt kann die Zunge im Schlaf nicht mehr nach hinten fallen!« – »Schlaganfall: Täglich eine Banane essen!« – »Zweimal täglich laufen, bis die Beine schmerzen!« – »Morgens und abends ein bis zwei altbackene Semmeln mit Milch. Der Kurgast hat sich auf diese Weise mit einer Semmel eine halbe Stunde lang zu beschäftigen!« – »Sehr gut haben meinem Mann ja immer die kalten Packungen getan: wir machen das so, daß wir einen heißen Griesbrei kochen, diesen in ein Leinentuch packen, ihn aufessen und dem Kranken etwas Kognak geben – innerhalb zwei Stunden ist der Kranke hellblau, nach einer weiteren Stunde dunkelblau. Statt Kognak kann auch Möbelspiritus verabreicht werden.« Gut aufgepaßt! Sie sind doch noch nicht bewußtlos verfallen? Tucholsky, der arme, muß sich, nach dreckigen Erfahrungen, lange mit Ratgeber-Seiten beschäftigt haben: »Aspirol. Pyramidin. Bysopeptan. Ohrolox. Primadonna. Bellapholisiin. Athyl-Phenil-Lekaryl-Parapherinan-Dynamit-Ace-

thylen-Koollomban-Piperol. Bei letzterem Mittel genügt es schon, den Namen mehrere Male hintereinander auszusprechen. Man nehme alle diese Mittel sofort, wenn sie aufkommen – solange sie noch helfen, und zwar in alphabetischer Reihenfolge, ch ist ein Buchstabe... Fleisch, Gemüse, Suppe, Butter, Brot, Obst, Kompott und Nachspeise sind während der Grippe tunlichst zu vermeiden« – oh! Und seine »Rezepte gegen Grippe«: »Homöopathen lecken am besten täglich dreimal eine Fünf-Pfennig-Marke, bei hohem Fieber eine Zehn-Pfennig-Marke.«

Noch können wir lachen. Es geht uns noch gut – ziemlich. Und gesund, wie wir sind mit unseren seltenen Wehwehchen, genießen wir, triumphierend und schuldbewußt zugleich, mit gutem Gewissen und endlich mal wieder ans schlechte erinnert, voll heuchlerischen Mitleids, mit Nervenkitzel und seltsam genüßlichen, weil Phantom-Schmerzen, -Schwellungen und -Reizen an den verschiedensten Körperteilen, auf den Seiten vor und nach den Gesundheitsspalten die Tode der anderen: lesen, wie Claudia Doren »jeden Tag aufs Neue« hoffte, obwohl »die Krebsgeschwülste« laut *Bild* in ihrem Darm »wucherten« – selber schuld, denn sie ging nie zur Vorsorge-Untersuchung. Lesen, wie der Tod Hänschen Rosenthal »sanft in die Arme« nahm – *Bild:* »Manchmal kann der Tod eine Erlösung sein... Der Krebs hatte gesiegt.« Lesen, wie »der eiserne Gustav... kämpfte bis zum Schluß« *(die zwei);* 47 Jahre lang dieselbe »Frau an seiner Seite« – das war nur möglich, weil der gestreßte und herzinfarktgeschwächte, lebenslustige Gustav Knuth sagte: »Ab jetzt wird kürzer getreten.«

Wir wollen es beherzigen. Wir werden zur Vorsorge gehen. Wir werden kürzer treten. Denn wir leben noch. Für immer.

Karin Reschke
Ein Sündenfall

Ins Paradies verschlagen wurden Anton und Ida. Sie brauchten keine Kleider mehr und hatten keine Sorgen um ihr leibliches Wohl. Das Paradies war ein ewiger Garten, voller Früchte, versehen mit einem stets gedeckten Tisch und von einem gütigen Diener bewacht, der ihnen die Wünsche von den Lippen ablas. Eine Zeitlang gefiel den beiden dieses unbeschwerte Dasein unter Palmen und Zimtsträuchern. Sie genossen es, nichts zu tun, und waren einander sehr zugetan. Doch eines Tages entdeckte Ida auf dem üppig beladenen Mittagstisch eine ihr vertraute Schachtel, und sie wollte schon danach greifen, als der Diener seine sanftmütige Stimme erhob und eine Warnung aussprach:
– Wer von diesem Gift nimmt, hat seinen Aufenthalt im Paradies verwirkt.
Erstaunt sah Ida auf Anton, aber Anton kümmerte sich nicht um den kleinen Vorfall, er beschäftigte sich weiterhin mit seinen sportlichen Übungen.
– Zigaretten, sagte Ida. Sieh doch, Anton, erinnerst du dich?
Anton betrachtete das Päckchen in Idas Hand, schüttelte den Kopf und murmelte:
– Wirf sie weg, sie sind zu nichts nutze.
– Was heißt das, warf Ida ein. Ist es etwa von Nutzen, den ganzen Tag Äpfel zu knabbern, frisch gebratene Tauben zu verzehren und Verstecken zu spielen zwischen den Bäumen? Warum hat man uns die Zigaretten gebracht, wenn wir sie nicht anrühren dürfen?
– Um unsere Bereitschaft zum Verzicht auf den einen oder anderen Genuß unter Beweis zu stellen, entgegnete Anton.
– Eine alberne Methode, sagte Ida. Wenn das hier wirklich das Paradies ist, wie man uns glauben machen will, sind alle Genüsse erlaubt.
– Denk an deine Vorfahren, eiferte Anton. Wie es ihnen ergangen ist, nachdem sie vom Baum der Erkenntnis genascht hatten.
– Daran will ich keinen einzigen Gedanken verschwenden, flüsterte Ida. Ich habe das Paradies ohnehin satt, die Verführung kommt gerade recht. Laß uns eine Zigarette rauchen und von hier verschwinden.

Anton schien unschlüssig, begutachtete seine braunen Muskeln, seinen satten Bauch und spürte mit einem Mal ein ähnliches Verlangen nach dem Verbotenen, war aber nicht willens, die Schachtel Zigaretten aufzureißen.
– Ich werde es für dich tun, lachte Ida und klopfte zwei herrlich lange Stäbchen aus der Packung. Entzündete ein Streichholz, atmete tief durch, schmeckte den würzigen Tabak auf der Zunge. Ein fernes Versprechen. Anton, von dem Duft angeregt, nahm die ihm dargebotene Zigarette und tat ebenfalls einen tiefen Zug. Da erschien der Diener zwischen den Zimtsträuchern, seine Stimme hatte nichts Sanftmütiges mehr. Er donnerte mit schwerem Geschütz:
– Ihr hättet eingehen können in die Ewigkeit der Natur, unversehrt an Leib, Geist und Seele. Doch ihr habt der Versuchung nach dem Gift nicht widerstanden und das Gesetz der himmlischen Ordnung durch euer Zuwiderhandeln verletzt. Ihr seid entlassen aus dem Paradies.
Ida lächelte über den Zorn des alten Mannes und erwiderte:
– Wenn wir schon sterben müssen irgendwann, ob im Paradies oder zu Haus, warum dann körperlich unversehrt, gesund an Geist und Seele?
Darauf gab der Diener keine Antwort. Anton und Ida sahen sich alsbald wieder in ihrer Zweizimmerwohnung, eingehüllt von Tabakwolken und den Sorgen um das tägliche Einerlei.

Exkurse

ex oriente nix

Aus einigen inneren Zirkeln dringen neuerdings amüsante Gerüchte. So sollen sich z. B. die Generalstäbe der CSSR und Rumäniens um die Federführung bei gewissen Interventionsplänen streiten – die Rumänen sind ganz wild darauf, weil sie 1968 nicht miteinmarschieren durften, während die CSSR darauf verweisen kann, seit eben 1968 über die hautnächsten Erfahrungen in Bruderhilfe zu verfügen. Auch hört man von Kampfabstimmungen im ZK der DKP darüber, ob die Mitglieder des Politbüros in Zukunft Rumänisch oder Albanisch lernen sollen; irgendwohin muß man sich schließlich orientieren, und wer weiß, welche Bastion des Klassenbewußtseins als nächste zerbröselt.
Fein heraus ist dagegen die DDR, weil es da seit jeher so demokratisch zuging, wie es für die glorreiche Sowjetunion erst geplant wird – dieses Gerücht übrigens verbreitet die Staatsführung offiziell. Öffentlich verlautbart sich auch ein Mann, der ebenso gern der Enkel von Karl Kraus wäre wie unser Kanzler der von Adenauer: der Herausgeber eines Hamburger »Magazins für Politik und Kultur« erklärt seinen Lesern, warum sich – im Gegensatz zu den anderen Ostblockländern – nur die UdSSR neuerdings Ansätze einer politischen Kultur leisten kann: weil es dort keine Contra gibt (dank Stalin, vermute ich). Im Inneren desselben Heftes, dessen Editorial so realsophistisch argumentiert, betätigen sich dann bislang wortreiche Verteidiger der resozistischen Vernageltheit als Propagandisten der Neuen Offenheit; der Orientierung der Leser kann das nicht dienen, obschon es (in Maßen) komisch ist. Erheiternd letztlich auch jene Friedensfreunde, die wieder in Scharen nach Moskau wallfahren, seit aus dem Inneren des Wals die Botschaft gedrungen ist, von jetzt an solle jeder selber denken (dürfen) – sie antichambrieren im Kreml mit der bangen Frage: sehr gerne, nur bitteschön was?
Leider bleibt derlei Spaß nicht auf kleine – sehr überschaubare – Kreise beschränkt, und damit hört er auf, einer zu sein. Feuilletons, Freunde und Künst-

ler-Kollegen bedrängen einen zunehmend, sich zu den Gorbatschowschen Reformen zu äußern, besser noch: zu verhalten, am allerbesten: sich vor Begeisterung darüber gar nicht mehr einzukriegen. Toll, was sich da tut, sensationell, unerhört, revolutionär. (Wenigstens die letzte Vokabel verrät, daß eine alte Leidenschaft einen neuen Gegenstand gefunden hat: der Revolutions-Tourismus hat ein aktuelles Reiseziel ausgemacht, schneller und leichter zu erreichen als Nicaragua, wenn man über den DDR-Airport Schönefeld fliegt, kommt es auch billiger.)

Es tut mir aufrichtig leid: ich kann die Begeisterung nicht teilen. Ich kann nicht im Ernst der Entscheidung entgegenfiebern, ob die Partei nun zuerst Pasternaks *Doktor Schiwago* oder Solschenizyns *Krebsstation* drucken lassen wird oder beide gleichzeitig oder einen von beiden gar nicht ... Ästhetisch veraltet waren beide schon, als sie geschrieben wurden, was nicht ihren (staatlicherseits von der Weltliteratur abgeschnürten) Verfassern anzulasten ist; der Fortschritt in großer Prosa hat in anderen Ländern stattgefunden (was das Feuilleton, das dieses Schneckenrennen jetzt zum Formel-1-Lauf aufbläst, sonst ja auch weiß). Ein paar Filme sind freigegeben worden, deren unnachahmliche Stilmischung aus überholtem Pathos und rückwärtsgewandter Sentimentalität es sogar ihren westlichen Lobrednern schwermacht, sie anders denn mit belegter Stimme zu preisen; auf der Bühne dürfen demnächst die Namen Trotzki & Bucharin genannt werden – ja und?

Um nicht mißverstanden zu werden – ich gönne meinen sowjetischen Künstler-Kollegen jeden Zipfel der ihnen von der Staatsmacht huldreich gewährten kleinen Freiheiten. Ich vermag nur nicht einzusehen, warum ich hier darüber aus dem Häuschen geraten soll. Wenn der Generalsekretär der KPdSU im siebzigsten Jahr der Oktoberrevolution den Wertekatalog jener Französischen Revolution propagiert, die demnächst ihr 200. Jubiläum feiert, gehört schon einige Spitzfindigkeit dazu, das als Dialektik des Fortschritts zu verkaufen. Ich sehe auch nicht ein, warum ich mich plötzlich des post-modernen laissez-faire zeihen lassen muß, nur weil ich so altmodisch bin, mich zu erinnern, daß es immer mal wieder ein Selbstherrscher aller Reußen unternommen hat, das Fenster zum Westen aufstoßen zu wollen: bereits Peter der Große ist damit auf Dauer nicht erfolgreich gewesen.

Warum müssen wir alle auf einmal Wörter wie »perestroika« oder »glasnost« auswendig lernen, nur um bei der Übersetzung feststellen zu können, daß der russische Staat im Begriff ist, langsam aus dem 17. ins 18. Jahrhundert vorzurobben und den reinen durch den aufgeklärten Absolutismus zu ersetzen? Strikt von oben nach unten werden Vorformen von Pressefreiheit und Demokratie in Aussicht gestellt, Spurenelemente von Rechtssicherheit sollen sich in der Planung befinden: Jahrzehnte zu spät und nach über dreißig Millionen Toten durch die Kollektivierung und die Säuberungen der Stalin-Zeit. Nicht einmal Kermit the frog würde da noch »Applaus! Applaus!« rufen mögen.

Auch wenn es neuerdings als zynisch gilt, historische und eigene Erfahrungen nicht per ex-&-hopp über Bord gehen zu lassen – fragen wird man ja wohl noch dürfen, was die angestrebten Erneuerungen denn als Endresultat erbringen sollen. Eine so ungleich zusammengesetzte Troika wie das Gespann Rudolf Bahro, Stefan Heym und Enkel Gremliza versichert unisono, eine Demokratie in der Sowjetunion werde etwas ganz anderes sein als jene Staatsform, die wir unter demselben Namen kennen. Träfe das zu, wird sie eben wie bisher keine

Demokratie sein – was aber, wenn sie denn doch eine würde? Dann werden die Sowjetbürger eines Tages freie Auswahl zwischen Leuten wie Rohl und Kau haben sowie eine Presse, die das meiste aufdecken und so gut wie nichts bewirken kann. (Falls Gorbatschow im Ernst glaubt, Korruption sei mit Demokratie effektiv zu bekämpfen, sollte man ihn schleunigst nach Bonn einladen – damit er die Hühner lachen hört.)
Die für mich wichtigen Nachrichten aus der Sowjetunion entnehme ich nach wie vor den Strahlenmeßtabellen, in denen die radioaktive Verseuchung meiner Lebensmittel aufgelistet wird. Ein Jahr nach Tschernobyl hat man allerdings den Eindruck, der Reaktor sei damals absichtlich hochgejagt worden, damit das Vaterland aller Werktätigen »glasnost« demonstrieren konnte: schließlich sind drei Dokumentarfilme über die Katastrophe gedreht und gezeigt worden. (Daß der Regisseur eines dieser Filme inzwischen an der Strahlenkrankheit krepiert ist, war unserer Presse nur eine kleine Notiz wert, dafür war auf Seite eins zu lesen, erstmals hätten aus Afghanistan abgezogene Sowjet-Besatzer sich öffentlich über ihre mangelnde Wiedereingliederung beschweren dürfen, man denke!) In Tschernobyl ist inzwischen ein weiterer Reaktorblock ans Netz gegangen: Beispiel für eine Lernunfähigkeit, die mit der deutscher Gewerkschaften konkurrieren kann. Homosexualität entsteht – so ein Moskauer Blatt (das damit vielleicht auch erstmalig ein Tabu-Thema glasnostifizierte?) – dadurch, daß die Lehrerinnen in der Schule die Knaben nicht hart genug rannehmen. Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen? In der Bayerischen Staatskanzlei vielleicht.
Aber gemach. Wenn alles nach Plan geht, werden so um 1999 die ersten wirklich freien Präsidentenwahlen in der UdSSR stattfinden. Gewinnen wird sie ein älterer Schauspieler, der seine Popularität als Stalin-Darsteller bei Mosfilm erworben hat. Da werden sich die Russen dann schrecklich freuen. Bloß: wir?

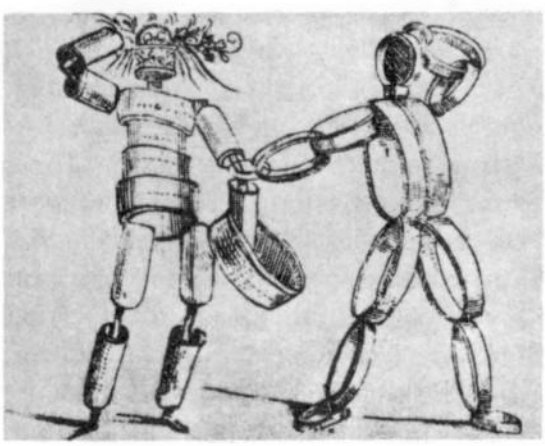
Yaak Karsunke

Gorbatschow in Osteuropa

Im Zug, Frankfurt am Main – Berlin, ein DDR-Bürger, um die fünfzig, Verwandtenbesuch, zwei große Koffer, fährt nach Hause, redet, redet mit sich, sagt: Gorbatschow wird die Mauer abreißen.
Das Wort dieser Tage: Gorbatschow. Mit Schrecken hören sie's, mit Freuden. Und viele können ein Gähnen nicht unterdrücken. Schon wieder diese Töne, schon wieder diese Versprechungen. Haben wir alles schon mal gehört. Von Chruschtschow, von Gomulka, von Ceauşescu. Stimmen aus dem Volk, Biertischweisheit, Lebenserfahrungen. Wo die Sprache so runtergemacht worden ist, in Jahrzehnten, kann man nie-

mandem mehr mit Versprechungen kommen. Versprechungen sind Losungen. Losungen stehn in den Zeitungen, die keiner liest, mit Losungen geht man zur Mai-Kundgebung. Unser Betrieb lala. Und der Frieden hihi, die Demokratie, die sozialistische Demokratie, Scheiße. Was ist eine Demokratie, wenn sie nicht bürgerlich ist? Losungen sind Wiederholungen. Worthülsen, die weitergereicht werden seit Väterchen Stalins Zeiten: Frieden, Fortschritt, alles zum Wohle des Menschen. Gorbatschow hat es schwer, er spricht diese Sprache.

Mit Schrecken hören sie's, die Funktionäre: alles soll anders werden. Ein Leben lang haben sie etwas gelernt, von dem sie selber insgeheim wissen, daß es nichts taugt, und nun kommt dieser Gorbatschow. Sie haben den Code des Regierens, die leere Sprache, die man zu sprechen hat, will man was werden, hier, mühsam erlernt, sie wissen Bescheid. Sie wissen, wie das läuft, sie, die mittleren Funktionäre. Es ist ihr Lebenswerk, ihr ungeliebtes. Ihnen soll man nichts erklären wollen. Ändern? Nichts soll sich ändern. Sie, die Kinder des Status quo, wissen, wovon sie reden. Kommt das mal erst in Bewegung, ist alles verloren. Das mühsam Erworbene, das schwer zu Haltende, die Errungenschaften. Bis zur Konterrevolution ist's immer wieder nur ein Schritt, ein ganz kleiner, und sei's bloß in der Sprache.

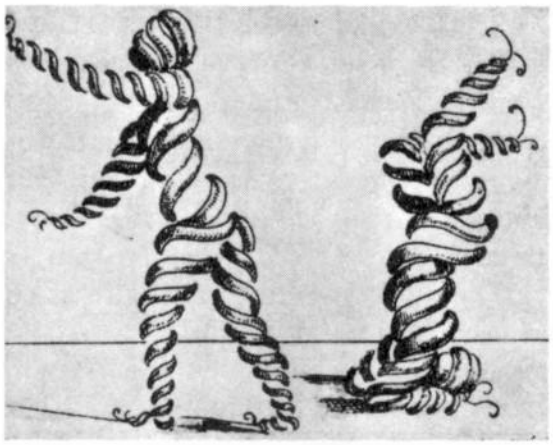


Hat man doch gesehn, sechsundfünfzig in Ungarn, achtundsechzig in der Tschechoslowakei und, nicht zu vergessen, in Polen, immer wieder in Polen. Und wer ist dann der Sündenbock? Nein, lieber nicht an den Dingen rühren.

Mit Freuden hören sie's, die Dissidenten. Hören sie's mit Freuden? Da war doch ein Gegner gewesen. Ein klar auszumachender Gegner. Den gab's doch grade noch. Und jetzt soll der Gegner gar zum Gesprächspartner werden. Welch eine Perspektive: Sacharow als Minister verstummt. Wie ernst ist zu nehmen, was Gorbatschow sagt? Ist es nicht doch der Große Bruder Superstar, dessen Show sehr bald zuende sein kann? Gnädige Haftentlassungen sind keine Amnestien. Menschenrechte werden nicht durch freundliche Reden verteidigt. Skeptisch sollte man bleiben, aber trotzdem aktiv. Wałesa begrüßt Reformen Gorbatschows. Dieselben wurden auch von Jaruzelski begrüßt. Gorbatschow kompromittiert die Dissidenz.

Seltsame Konstellationen bietet die herrschende Sprachregelung an. Richtige Blüten. Hochzeit für die Spaßmacher im System. Die haben die beste Position, weil sie den belletristischen Zug der Veränderung wahrnehmen. Und das ist bestimmt produktiv. Sitzt einer da und denkt und redet und wird den Verdacht nicht los: das ist doch bloß eine Parodie. Gorbatschow als Verbündeter, ein ungemütlicher Gedanke.

Spitzenfunktionäre haben's leichter. Sie müssen sich zwar äußern, sie tun es aber knapp, und die Äußerungen bleiben diplomatisch, also taktisch, die Angelegenheit ist abgehakt. So sollte es jedenfalls sein. Hušak erinnert sich seiner liberalen Zeit im Prager Frühling. Auch in der Tschechoslowakei wird es den Umbau geben. Sagt's und macht weiter wie bisher. Jaruzelski begrüßt die Re-



formen und sieht nichts als die eigene Linie bestätigt, genau wie Kádár eine Bestätigung des eigenen Wirtschaftsreformkurses sieht, Schiwkow ist grundsätzlich einverstanden, die DDR hatte immer schon andere Probleme, ganz andere, und sieht sich nicht veranlaßt, auf diese spezifisch sowjetische Problematik einzugehn, und Ceauşescu, der altmodische Stalinist, gebärdet sich mal als Gralshüter des Marxismus-Leninismus, mal weist er darauf hin, daß das von Gorbatschow Vorgeschlagene in Rumänien längst verwirklicht worden sei. Liest man Ceauşescus frühe Reden, scheint dies zumindest sprachlich zuzutreffen. Aber die Realität Rumäniens? Um Gorbatschow kommt man nicht herum, also reklamiert jeder Gorbatschow für sich. Das Sprachwerk des realen Sozialismus schickt sich an, weitere Begriffe zu integrieren.

In T., im Banat, sagte mir ein Taxifahrer: Gorbatschow wird ihn absetzen. Er meinte Ceauşescu. Gorbatschow, fügte er hinzu, will das durchsetzen, was Dubček, was die Solidarność gewollt hat. Ich sah in sein verzweifeltes Gesicht.

Hoffnung auf die Befreiung aus dem Osten, ein Gedanke, der in Osteuropa nur schwer zu ertragen ist. Hält doch gerade der Antisowjetismus die Gegensätze in diesen Ländern in Grenzen. Überall gibt es jenen nationalen Restkonsens, begründet in der Verteidigungsstellung dem großen Bruder gegenüber. Darin sind sich oft Dissidenz und Machthaber einig. Oder gar wie in Rumänien, wo man ganz offen mit dem Antisowjetismus Innenpolitik treibt. Das Böse kam jahrzehntelang aus dem Osten. Die Metropole benahm sich so, daß man ihr alles glaubhaft in die Schuhe schieben konnte. Alle Fehler und Ungereimtheiten der einheimischen Stalinisten und sonstigen Inkompetenten gingen aufs Konto der Metropole. Soll dieses bequeme Alibi jetzt flötengehen? Wegen Gorbatschow? Soll das Volk mit den Fingern auf die Herrschenden zeigen, anstatt auf Moskau zu schimpfen? Nach all dem, was man sich von der Sowjetunion gefallen hat lassen, jetzt auch noch Gorbatschow. Das geht zu weit.

Wem nützen politische Freiheiten? Das Volk ist in seinen Ansprüchen auf den Konsum reduziert, wie in der Tschechoslowakei, oder es träumt schlangestehend davon, wie in Rumänien. Wer will denn die politischen Freiheiten? Überall heraufziehende Gefahren, Warnschild Neunzehnhundertsechsundfünfzig. Besser die Lethargie als der Aufruhr, sagen die Funktionäre, und nicht nur sie.

Was darf man von der Sowjetunion erwarten? »Glasnost« und »perestroika« sind Wörter mit westlicher Ausstrahlung. Wie gemacht für die westlichen Medien. Jene modische Attraktivität, die nichts kostet. Von der Sowjetunion erwartet man, daß sie einen gewähren läßt. Lange genug war man mitgeprägt von den schwer nachvollziehbaren Bewegungen der Metropole. Dadurch wurde schließlich das politische Gleichgewicht in den osteuropäischen Ländern zutiefst gestört. Für die Spitzenfunktionäre ist Gorbatschow das neue Abenteuer der unberechenbaren Metropole, letzten Endes eine weitere Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten. Denn

sie, die Satelliten, befinden sich längst auf unabhängigem Kurs, ihre Kurskorrekturen wollen sie selber vornehmen. Nach der Breschnew-Doktrin eine Gorbatschow-Doktrin der beschränkten Souveränität, das will keiner. Das Trauma dieser Länder ist die Unabhängigkeit. Mit der Situation zu Hause will man selber fertigwerden, nach eigenem nationalen Rezept. Die Modernisierung der Gesellschaft ist hauseigen und die Repression ist es auch. Modernisierung bedeutet nur am Rande Demokratisierung. Es ist ein langwieriger Prozeß, wie man uns versichert. Freiräume werden eingerichtet, vergrößern sich mit den Wirtschaftsreformen. Gleichzeitig müsse hart durchgegriffen werden, damit die Entwicklung nicht aus der Kontrolle gerät. Der Prozeß der Jazz-Sektion in der Tschechoslowakei und die Vorgänge um den ungarischen Schriftstellerverband sind beredte Beispiele. Entscheidender Faktor ist die Früherkennung. Auch Ceaușescus Geheimdienst folgt dieser These. Nie wieder darf es zu einer Solidarność kommen.

Im Februar hörte ich, noch im Banat, Radio Moskau, auf rumänisch. Auszüge aus Gorbatschows Demokratie-Rede. Die Stimmen der Sprecher waren mir bekannt. Es waren die gleichen, die mir seinerzeit die Breschnew-Doktrin erläutert, die mir den Hilferuf der tschechoslowakischen Genossen erklärt hatten. Ein Hilferuf an Gorbatschow, dachte ich, ist eine Geste der Verzweiflung.

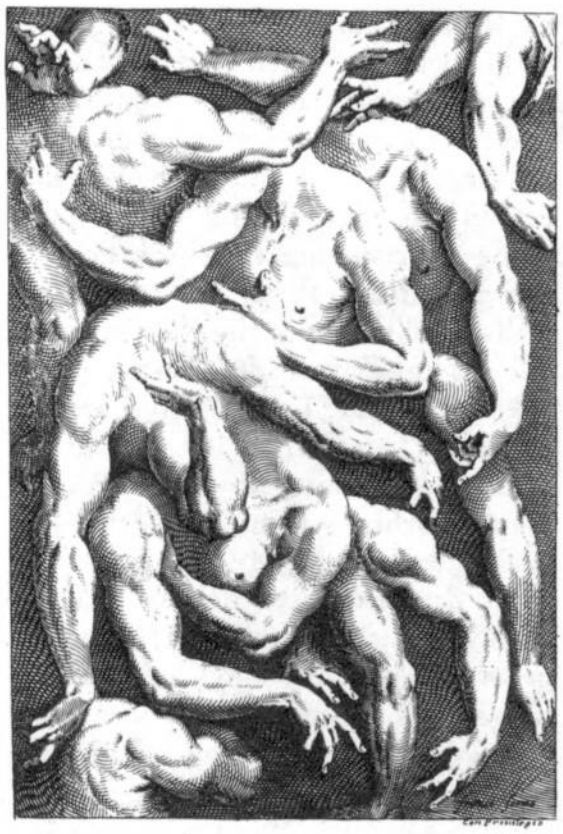
Richard Wagner

KPI zwischen Hammer und Nelke

Der zweite Mann der italienischen Kommunistischen Partei, Achille Occhetto, verwies bisher gern auf sein freundschaftliches Verhältnis zu seinem Kollegen bei den deutschen Sozialdemokraten, Peter Glotz. Dies wird sich wohl in Zukunft ändern, da Occhetto eine neue Freundschaft angeknüpft hat, die die alte in den Schatten drängt. Auf höchst persönliche Einladung des Generalsekretärs der KPdSU unternahm er um die Jahreswende eine Reise nach Moskau und traf dort mit Gorbatschow zusammen. Nicht so sehr die Person Occhettos als der betont »private« Charakter dieser Reise kann als symbolisch für die prekäre Beziehung zwischen Italiens Kommunisten und der neuen Führung in Moskau angesehen werden.

Mit dem Privatbesuch Occhettos wird eine Tradition fortgesetzt, die seit dem sowjetischen Einmarsch in die Tschechoslowakei im Jahre 1968 abgebrochen war. Bis dahin hatten sich die Führer der italienischen Kommunisten gerade auf als privat deklarierten Reisen, in Gesprächen unter vier Augen, über die nichts an die Öffentlichkeit zu dringen brauchte, die Marschroute für die Parteipolitik abgeholt. Wer besonders oft zur Erholung in die Sowjetunion reiste, hatte in der KPI besonders viel zu sagen. Daß solche Reisen immer seltener wurden, war ein deutliches Zeichen für die Distanz, die die KPI zu schaffen wagte, bis es 1981, nach dem Militärputsch in Polen, zum offenen und scheinbar endgültigen Bruch kam. In einer Formulierung, die an Begriffsschärfe bewußt vieles zu wünschen übrig ließ, stellte Berlinguer damals fest, »die vorwärtstreibende Kraft der Oktoberrevolution« sei zu Ende. Damit schien ein ödipaler Konflikt durchgefochten, der fast so alt war wie die Partei selbst, und der tapfere Ödipus überstand den Kraftakt zunächst ganz ohne größere Blessuren. Die Partei brach nicht auseinander, und die Zahl der Moskautreuen um den Senator Armando Cossuta erwies sich schnell als ein kleines Häuflein, das mit

einer Mischung aus Erleichterung und Mitleid leicht zu ertragen war.
Von dem Übervater befreit, stürzte sich die Partei vor allem nach dem plötzlichen Tod Berlinguers in einen Modernisierungstaumel ohnegleichen. Das irgendwie Unitalienische der KPI, ihre straffe Disziplin, ihr moralischer Rigorismus und ihr martialisches Auftreten, die ganze »diversità«, auf die sich die italienischen Kommunisten bis dahin soviel zugute gehalten hatten, wurde hinweggefegt.
Bei dem traditionsreichen *festival dell-'Unità,* wo einst wie in Klein-Moskau die Genossen mit erhobener Faust an der Tribüne der Politprominenz vorbeimarschiert waren, fanden im letzten Jahr in Mailand Modenschauen großer italienischer Designer statt. Dort, wo einst Fortschritt und Wohlstand der Sowjetunion in riesigen Lettern gepriesen worden waren, debattierten jetzt via Satellit Vertreter der europäischen Sozialdemokratie wie Willy Brandt und Felipe Gonzales. Dort, wo einst die bedingungslose Gefolgstreue der Genossen bei der Durchführung des Festivals handgreiflich sichtbar geworden war, lagen jetzt Hunderttausende von Fragebogen aus, mit denen die Führung der Partei mittels Computerauswertung die Stimmung im Parteivolk zu erkunden trachtete. Selbst das ehrwürdige Parteiorgan, die *Unità,* blieb nicht verschont. Seit nunmehr einem Jahr erscheint allwöchentlich eine satirische Beilage, in der so Ungeheuerliches zu sehen ist wie der Generalsekretär der KPdSU in Kaisers neuen Kleidern. Seitdem steigt die Auflage der Zeitung jeden Montag um durchschnittlich 50 000 Exemplare.
Aber modische Gewandung und medienwirksames Tamtam haben die Partei nicht nur äußerlich den anderen angeglichen. Wie bei den anderen Parteien auch treten tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten zutage, der größte italienische



Gewerkschaftsverband hat längst seine Eigenständigkeit eingefordert, und schließlich brach durch die Verwicklung von Kommunisten in verschiedene Skandale auch das hohe moralische Roß zusammen, auf dem sich die KPI mit Stolz über die anderen Parteien hatte erheben können. Hinter der bunten Fassade tat sich vor allem eine gähnende politische Ideenlosigkeit auf. Zu keiner der politischen Fragen, vor denen Italien und Europa stehen, hat die KPI in den letzten Jahren überzeugende Antworten zu formulieren gewußt, ja in vielen Fragen versucht sie sich um eine eindeutige Antwort einfach herumzudrücken. Vor allem gegenüber der quirligen und skrupellosen Konkurrenz auf der Linken, der sozialistischen Partei des eben zurückgetretenen Ministerpräsidenten Craxi, macht die KPI eine miserable Figur, weil sie sich von ihr die Initiative aus der Hand reißen läßt. Symptomatisch dafür ist die Haltung der italienischen Kommunisten in der Frage der Kernenergie. Nach einem Blitzbesuch

auf dem Nürnberger Parteitag der SPD verkündete ein Sprecher der Sozialisten das Nein seiner Partei zur Atomenergie und trat für ein von verschiedenen Umweltorganisationen initiiertes Volksbegehren ein. Erst daraufhin und ohne große Begeisterung entschied sich die kommunistische Partei endlich zu einer Stellungnahme gegen die Kernenergie.
Die Ideenlosigkeit der Parteiführung blieb nicht ohne Folgen. Trotz der Begeisterung, die sich im letzten Jahr auf dem postkommunistischen Festival breitzumachen schien, sind der Partei im letzten Jahr die Mitglieder scharenweise davongelaufen. Bei der alljährlichen Mobilisierungskampagne zur Erneuerung der Parteimitgliedschaft verweigerten sich über 100 000 Genossen, das ist ein Rückgang von ca. 8 Prozent.
In dieser Lage mußten die neuen Signale aus Moskau mehr Verwirrung als Klarheit stiften. Der Reformkurs Gorbatschows wird von der Parteibasis mit überschwenglicher Begeisterung begrüßt. Die alte Vertrautheit hat sich schnell wieder eingestellt. Sogar das Parteiorgan hat die alte Gewohnheit wieder aufgenommen, zentrale Begriffe der sowjetischen Politik im Original wiederzugeben. Die Worte »perestroika« für Reform und »glasnost« für Transparenz gehören neuerdings zum geläufigen Umgangskommunistisch. Aber plötzlich tauchen da auch wieder Fragen auf, die längst durch häufig wiederholte Behauptungen aus der Welt geschafft schienen. So etwa die nach dem Verhältnis der KPI zur Demokratie. Wird man nun weiter an dem Bekenntnis zur Demokratie westlicher Prägung festhalten, oder sollte man nicht doch die alte These wieder aufgreifen, daß es in der UdSSR Formen der Demokratie gebe, die denen im Westen überlegen sind?
Angesichts solcher und ähnlicher Fallstricke nimmt es nicht wunder, daß die KPI-Führung den neuen Kurs in Moskau mit äußerster Zurückhaltung, ja geradezu mit Skepsis beurteilt. Zwar wurden nach mehreren offiziellen Besuchen die »normalen« Beziehungen zwischen der italienischen und der sowjetischen Partei wiederhergestellt, aber unter ausdrücklicher Betonung der Autonomie. Wie leicht diese Autonomie zu gefährden wäre, zeigt nun gerade Gorbatschows freundliche Einladung an den zweiten Mann der KPI, denn sie könnte alles andere als freundlich gemeint sein. Die Reise erfolgte genau zu dem Zeitpunkt, als der außenpolitische Sprecher der KPI in die USA fuhr, um einen offiziellen Besuch seines Parteivorsitzenden einzufädeln. Der Händedruck Reagans soll den Führer der größten kommunistischen Partei des Westens endlich von dem Stigma der bösen Vergangenheit befreien. Da erscheint Gorbatschow wie der Geist der Vergangenheit im »glasnost«-Gewand. Denn die Befürchtung scheint nicht unbegründet, daß hier in gar nicht neuartiger Manier der zweite Mann der KPI als Kronprinz aufgebaut werden soll, der sein innerparteiliches Prestige auf seine persönlichen Beziehungen in Moskau aufbaut. Dem Reformprogramm Gorbatschows fehle, so meinte ein Abgeordneter aus Bologna mit pessimistischer Ironie, die eigentliche Pointe. In Umkehrung von Berlinguers Urteil über die Oktoberrevolution hätte sie lauten müssen: »Hiermit geht die vorwärtstreibende Kraft der KPI zu Ende.«

Friederike Hausmann

Die präservative Revolution

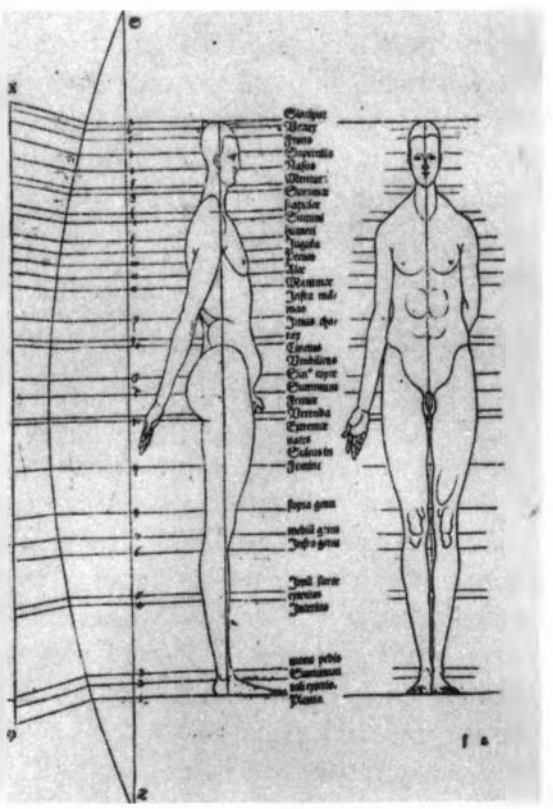
Seit uns der Gauweiler Marsch geblasen wird, verleugnen wir gern, daß uns seit Jahren schon manchmal Reue befiel – post coitum: Hat es uns was gebracht?

Oder haben wir uns was geholt? Die Zeiten sind ja längst vorbei, da man seinen echt proletarischen Tripper wie einen Gesinnungsknopf trug; und als jede bessere Grillparty in Gruppensex mündete, verloren wir selbst schon die Lust an der Gruppe. Sogar unsere »freie Liebe« stieß, als wir älter wurden, an eine ganz natürliche Grenze; da erschien sie uns fast als Pudendum. Wir sollten uns dieser Scham nicht schämen, sondern uns (vielleicht zum letzten Male, errötend) auf Karl Marx berufen: Scham ist ein revolutionäres Gefühl!

Stellen wir uns also der Neuen Zeit, die so plötzlich über uns kam wie Latex über die Lust. Sagen wir's mit der F.A.Z.: »Kondome sind in aller Mund.« Und nicht nur dort. Aber an anderer Stelle vermissen wir sie. Nicht daß wir schon peinlich berührt oder gar entrüstet wären. Aber eine ganz neue Sensibilisierung erleben wir doch; und sind verlegen. Zum Beispiel wenn auf der Straße zwei Hunde sich beschnuppern und dann ohne weiteres ... Aber die kennen sich doch gar nicht, denken wir und schauen lieber weg.

Wir schauen auch schon weg, wo wir in den letzten Jahrzehnten so gern und oft hingeschaut haben: bei den vielen Film-Sequenzen, in denen zwei nackte Körper miteinander – ach, ganz ungeschützt! Das begann, wir erinnern uns, in Schweden und war mal ein Schock. Aber es dauerte nicht lange, bis solcherlei Bilder läufig wurden, überall und rund um den Globus. Bis nach Japan. Bis zur Bavaria! Mit Kraft durch Freud und durch dessen sämtliche Phasen, oral, anal, banal, s/m ... Lange wird man diese Nacktfreiheiten nicht mehr zeigen können, nicht öffentlich. Oder höchstens noch in Seniorenheimen. Man denke nur: James Bond – unten ohne!

Aber damit nicht genug. Wenn, womit sehr zu rechnen ist, die Gesundheitswelle auch bei uns kalifornische Ausmaße erreicht, mit der Verteufelung von Alkohol und Nikotin, ihrer Verbannung aus dem öffentlichen Leben: wohin dann mit all dem Zelluloid voll Rauch und Fusel? Wird »Hollywood« demnächst in Asche sinken wie vordem Sodom und Gomorra? Was den präpräservativen Sex betrifft, so könnte ja die Schere manchen Streifen für uns retten, und das brauchte nicht einmal ein Verlust zu sein. (Denn ehrlich gesagt: diese sich hinziehenden Rammeleien, bekeuscht mit »Ja« und »Oh« und



»Komm« aus der Konserve, die öden uns schon lange an; sie geben uns einfach nichts mehr, sexualpädagogisch gesehen. Wieviel erregender wäre da oft ein Schnitt.) Wie aber sollte man – nur mal als Beispiel genommen – einem Humphrey Bogart die Zigarette aus dem Munde schneiden oder durch einen Lollipop à la Kojak ersetzen? Wie sollte man – wieder als Beispiel – einer Bette Davis das Glas entwinden oder es mit Milch füllen, nachträglich? Das geht nicht. Hier stößt die Moral einfach an

die Grenzen der Technik. Hier läßt sich kein Schnitt mehr machen, oder anders gesagt: Den letzten möglichen Schnitt haben die amerikanischen Verleiher gemacht, die kürzlich erst Hunderte von alten Filmen für viele Millionen an ARD und ZDF verkauften, eben noch rechtzeitig, bevor den Einkäufern etwas dämmern konnte. Die stehen jetzt dumm da.

Was tun mit dem Schweinkram? Soll man ihn einfach in die Archive verbannen, auf Nimmer-Wiedersehen? Es wäre nicht das erste Mal, daß eine ganze Sparte der Kultur in Verruf und dann in Vergessenheit gerät. Aber das wäre ein falscher Untergang, der die neue Moral nicht fördern würde. Besser wäre es, die genierlichen Schätze nach und nach aus den öffentlich-rechtlichen Programmen zu nehmen, mit feinen Verzichterklärungen. Hin und wieder könnte ja ein berühmter Streifen – sagen wir »Wilde Erdbeeren« oder »Letzter Tango«, »Deap Throat« oder »Im Reich der Sinne« – angekündigt, dann bedauernd abgesetzt und schließlich doch noch ein letztes Mal gezeigt werden, nach Mitternacht und gut eingebunden in ausgewogene Diskurse – welch eine Nacht! Da bliebe wohl mancher wach.

Wach bliebe auch die Erinnerung und mit ihr das Bedürfnis. Das würde, weil unbefriedigt, sogar wachsen, bis die Zeit gekommen ist, es endlich zu stillen. Aber nicht mehr öffentlich, sondern privat und heimlich. Durch Videokassetten, die nur auf dem Schwarzen Markt zu beziehen und entsprechend kostbar wären. (Auf die Unterstützung der Staatsanwaltschaft könnte man sich dabei verlassen, die war ja schon immer scharf ...) Jedenfalls: der prickelnde Ruch des Verbotenen haftete dann an dem, was bisher Schulpensum war.

Der moralische Gewinn wäre beträchtlich. Tugend ist ohne Sünde eben nicht zu haben. Sündigen aber konnte man in der zurückliegenden Zeit nicht einmal mehr in Gedanken. Alles war ja erlaubt, und was erlaubt war, wurde nicht nur gemacht, sondern (im Säumnisfall) auch eingeklagt, unter Verweis auf Bücher und Filme, die alle Welt kannte. Wie nivellierend das war, wie anstrengend, und wie entzaubernd! Deshalb gab es auch keinerlei erotische Kultur, nur den sexuellen Vollzug, der immer lustloser wurde, wie Aerobic.

Also, das soll sich jetzt ändern. Die kleine Peinlichkeit, daß als Fahne der neuen, sublimierten Liebe das Kondom herausgehängt wird, sozusagen regierungsamtlich, müssen wir in Kauf nehmen, vorerst. Bald schon wird man gar nicht mehr davon reden. Es sei denn, um den trotzdem Nachwachsenden zu erzählen, daß es mal eine Zeit gab, in der die Leute gar nicht wußten, daß man den Gummi nicht in den Mund nimmt, um darauf zu kauen und ihn dann aufzublasen wie einen Luftballon, in den hinein man haucht: »Seid umschlungen, Millionen!«

Julius Krebs

Die neue Armut

Ihr Revier liegt in Kreuzberg, rund um den Oranienplatz. Dort stapft sie, alt, siech, mürrisch, von Lokal zu Lokal und heischt von den Gästen Almosen. Sie bittet nicht, sie fordert, und wer ihr den Tribut verweigert oder nur ein paar Groschen hinschiebt, muß auf Beschimpfungen und Verwünschungen gefaßt sein. Die meisten grabschen nervös nach Silberstücken, kaum daß die Alte das Lokal betreten hat, um ja nicht ihrem bösen Blick ausgesetzt zu sein. Wortlos streicht sie die Spende ein, die am Tischrand liegt. Wenn sie dann geht, hat sie vielleicht 20 Mark kassiert.

Lassen wir sie drei Stunden am Tag kassieren. Von neun bis zwölf Uhr abends. Vorher sind die Gäste noch zu sehr auf ihr eigenes Wohl bedacht, später sind sie fremdem Elend gegenüber verschlossen. Aber in diesen drei Stunden lohnt es sich, von Lokal zu Lokal zu gehen. Wenn das pro Abend nur zwanzig sind, trägt sie im Schnitt wohl 300 Mark nach Hause. Wenn sie pro Monat nur zwanzig Tage arbeitet, kommt sie schon auf 6000 Mark. Sie könnte sich leicht auf 10 000 im Monat steigern: unversteuertes Einkommen. Betriebs- und Werbekosten hat sie keine. Der Elendslook erfordert zwar einen gewissen Aufwand, aber dazu muß man nicht nach der teuren moda povera greifen, ein Griff in den Mülleimer genügt. Sie kann also in Saus und Braus leben. Oder gönnt sie sich nichts, weil sie akkumuliert und investiert?

Gleichviel. Das Rätsel ist nicht die Alte, sondern ihr Erfolg. Den verdankt sie zunächst ihrer Monopolstellung. Außer ihr kassiert in dieser Gegend niemand, von ein paar Gelegenheitsschnorrern im Punkkostüm abgesehen, die man leicht verscheuchen kann. Vielleicht hat sie ihr Revier erfolgreich gegen Konkurrenz verteidigt; schon der dicke Stock in ihrer Hand wirkt einschüchternd. Aber in anderen Berliner Stadtteilen trifft man in den Lokalen nur selten auf professionelle Bettler. Warum nicht? Es ist doch ein einträglicher und bequemer Job: Zwanzig-Stunden-Woche mit viel Gelegenheit zur Selbstverwirklichung, keine Stechuhr, keine Vorgesetzten, keine Aufwendungen – so angenehm lebt nicht einmal ein deutscher Professor. Vielmehr könnte ein solcher leicht abends noch betteln gehen (kostümiert, versteht sich), um schnell mal den Swimmingpool für die toskanische Villa zu finanzieren. Warum tut das offensichtlich keiner? Warum auch sonst niemand, der über seine langweilige oder aufreibende und stets unterbezahlte Arbeit klagt? Oder der gar keine hat? Oder der von einer kargen Rente und ein paar Griffen in die Kaufhausregale lebt? Wo bleibt die Eigeninitiative, der Erwerbstrieb in diesem Land!

Es liegt auf der Hand, daß der Traumberuf des Lokalbettlers, wenn zu viele nach ihm greifen, bald nichts mehr einbringen würde. Vor Augen steht uns noch der Zusammenbruch der alternativen Schnorrerei, die in den siebziger Jahren blühte. Wenn alle paar Schritte jemand gerade »aus dem Vollzug« oder »aus dem Entzug« kommt (in Berlin später auch »aus einem besetzten Haus«) und begehrend die Hand aufhält, dann bleiben diese Hände schließlich leer. Der Bettel lohnte nicht länger. Das war eine Lektion in Marktwirtschaft. Aber daß nun alle potentiellen Bettler in einem solidarischen Akt auf das Handaufhalten verzichten, weil es doch nicht alle nährt und einzelne nicht bevorzugt werden sollen, ist wenig

wahrscheinlich. Eher wäre anzunehmen, daß die ehemaligen Schnorrer heute in das soziale Netz integriert sind, das heißt, nur noch dort vorsprechen, wo Betteln nicht als schändlich gilt: beim Staat.

Warum aber gilt die selbständige, selbstbestimmte Bettelei heute allgemein als schändlich, obwohl sie doch, je nach Geschmack von christlich-sozial bis grün-sozial, den unternehmerischen oder den kreativen Griff in die Taschen anderer Leute musterhaft betreibt? Das kann nicht daran liegen, daß der Privatbettler seiner Klientel keine Gegenleistung andient, denn erstens tut das der allseits geachtete Sozialbettler ja auch nicht, der für den spendenden Staat oft nicht einmal ein »Vergelt's Gott« übrig hat, und zweitens läßt sich das Betteln durchaus als Dienstleistung verstehen, ähnlich der Für- und Seelsorge, die heute des sozialen Prestiges keineswegs entbehrt, sofern sie standesgemäß geschieht. Daran allerdings mangelt es den Bettlern; sie haben kein Diplom, keine Organisation, keine Berufsehre, nicht einmal einen Orden wie einst die Bettelmönche.

Das war nicht immer so im christlichen Abendland. Es achtete früher seine Bettler. Wer sich, mit Hiob zu reden, »in den Staub bettelte«, konnte das sehr wohl aus christlicher Demut tun. Und für den Seelenfrieden derer, die ihr Auskommen hatten, war die Existenz von Bettlern geradezu unabdingbar. Man mochte sie persönlich gering schätzen, aber man schätzte an ihnen die Chance, sich rühren zu lassen und Nächstenliebe zu beweisen, die sich einstmalen auszahlen sollte. Erst im 18. Jahrhundert änderte sich das. Entgegen anderen Tätigkeiten wurde das Betteln nicht professionalisiert, sondern als Gegensatz zu anständigem Broterwerb geächtet und verfolgt. Jetzt drohte den Bettlern das Arbeitshaus, der Bürger schämte sich seiner bettelnden Verwandten, und selbst dem in Not geratenen Adligen wurde eingeschärft, er solle »lieber demütig arbeiten als hochmütig betteln«, wie Johann Michael von Loen es 1752 formulierte. »Adel und Bettelei schicken sich nicht zusammen.«

Mittlerweile sind wir alle mehr oder weniger geadelt, und im Bettelstab sehen wir ein schändliches Szepter. Aber gleichwohl ein Szepter, ein Machtsymbol. »Johann, wirf den Kerl hinaus, er bricht mir das Herz«, so greinte einst der von einem Bittsteller bedrängte Reiche. Wir können's ihm nachfühlen, wenn uns – fast täglich – Bilder von Hunger und Not aus fernen Ländern ganz nah in die Wohnzimmer geflimmert werden, samt Spendenkontonummer. Ansonsten aber, falls wir nicht gerade touristisch unterwegs sind in Gegenden, wo es (laut Benjamin) dank überlebender Bettler noch ein Stück Mythos gibt, ansonsten werden uns die Herzbrüche des Wohlhabenden nur selten zuteil. Wir sind hartherzig geworden, aus Mangel an Elend. Oder richtiger: weil das Elend sich vor uns verbirgt, anstatt sein schändliches Szepter über uns zu schwingen.

Nein, so stimmt es auch nicht ganz. Denn in Wahrheit verteilen wir ja ständig Almosen, nur nicht materiell, sondern ideell: therapeutisch. Wir kümmern uns umeinander, bis aufs Seelenhemd. Denn wir benötigen das psychische Elend anderer fürs eigene Seelenheil. Oft drängen wir dem Nächsten unsere Zuwendung förmlich auf. Et vice versa. In diesem wohltemperierten Sumpfbad gegenseitiger Psychospenden werden wir dann anfällig für harsche Forderungen, wie jene bärbeißige Alte sie stellt. Das ist das Geheimnis ihres Erfolges. Sie hat unseren schwachen Punkt erkannt, unser heimliches Bedürfnis nach Härte, und stößt nun zu. Würde sie jammern und klagen, bekäme

sie nur viel gute Worte und wenige Groschen. Nein, sie heischt: Geld her, oder ... Man duckt sich und zahlt in Silber, notfalls sogar mit einem Schein. Mit dem Schein des schlechten Gewissens, das morgen, wenn jemand schroff etwas von ihm verlangt, auch in anderer Währung zahlen könnte. Das wären dann keine Almosen mehr, sondern »Opfer«.

Unsere Kreuzberger Alte aber, dieses verkörperte Elend – oder ist es nur angeschminkt? – hat glücklicherweise nicht das Zeug zur charismatischen Geißel, zur Volkstribunin, die von uns Opfer verlangt, Schweiß, Blut und Tränen. Ihre zur Show getragene Unerbittlich-

keit kommt sie hart an, der Drei-Stunden-Job zehrt an ihr. Schnell sackt sie zusammen, wenn mal ein Gast, der sie noch nie erlebt hat, die Augen vor ihr nicht senkt, sondern mitfühlend auf sie richtet, mit jenem modisch-therapeutischen Blick, der selbst Paragraphen erweicht. Dann flennt sie los und klagt erbärmlich über ihr hartes Schicksal von Kindheit an – das alte, ergreifende Lied, das sich durchaus mit dem (zu vermutenden) Umstand verträgt, daß sie in dem Revier, das sie kontrolliert, schon die eine oder andere Immobilie besitzt und weitere zu erwerben gedenkt, wir zahlen ja. Ach, wir Armen.

Matthis Dienstag

A E I O U

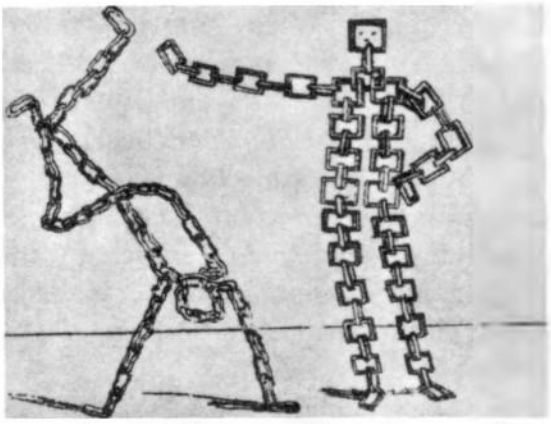
Sehr geehrter Herr Bundespräsident, verehrter Dr. Kurt Waldheim!

Gleich nachdem Sie im Sommer vorigen Jahres mit so überzeugender Mehrheit zum österreichischen Bundespräsidenten gewählt worden sind, wofür Sie im nachhinein unsere aufrichtigsten Glückwünsche entgegennehmen wollen, hat sich unsere Anstalt erlaubt, Ihnen für die mit Gewißheit zu erwartenden Auslandsreisen das »Rundum-Sorglos-Paket« der Europäischen Reiseversicherung AG zu offerieren, das eine auf Ihre persönlichen Bedürfnisse zugeschneiderte Reise-, Gepäck-, Reise-Unfall-, Reise-Haftpflicht- und Reise-Krankenversicherung enthält. Wie Sie ja als ehemaliger UN-Generalsekretär selber am besten wissen, wird Ihr neues Amt neben anderen Bürden auch von Ihnen verlangen, daß Sie ohne Schonung der eigenen Gesundheit ferne Länder bereisen, in praller Tropensonne oder eisigem Nordwind Ehrenformationen abschreiten und mit Blumensträußen bewaffnete Kleinkinder hochheben und abküssen, und dies auch in Staaten, wo es um die allgemeine Hygiene der Bevölkerung, lassen Sie uns dies ganz vorurteilslos sagen, leider nicht immer zum Besten bestellt ist. Daneben besteht natürlich in Zeiten wie diesen auch stets die Gefahr, daß unverantwortliche kriminelle Elemente sich hinreißen lassen, Ihrer Person leiblichen Schaden zuzufügen, und sei es nur, daß sie mit Eiern oder anderen Nahrungsprodukten werfen – schon ein mit großer Wucht ge-

schleudertes Ei kann schmerzhafte Verletzungen hervorrufen, vor allem wenn es hart gekocht worden ist. Gegen alle diese Fährnisse, Herr Bundespräsident, sind Sie mit unserer Heilkostenversicherung zwar nicht gefeit, aber immerhin versichert.

Nur eines haben wir in unserem damaligen Angebot vergessen, und das erscheint uns im Licht der Erfahrungen der vergangenen Monate unverzeihlich, weshalb wir uns beeilen, das Versäumnis gutzumachen: eine umfassende Reise-Rücktrittskosten-Versicherung.

Wie oft wäre Ihnen eine solche Reise-Storno-Versicherung seit Ihrem Wahlsieg schon zupaß gekommen?! Wir brauchen nur an die Schweiz zu denken, die plötzlich Terminschwierigkeiten geltend machte, als die Präsidentschaftskanzlei in der Wiener Hofburg wegen eines Staatsbesuches vorzufühlen begann. Wie dieses Verhalten zu beurteilen ist, wollen wir hier gar nicht weiter zur Sprache bringen; daß in der Schweiz sogar in den Medien geschmacklose Österreicher-Witze kursieren, rundet jedenfalls das beschämende Bild ab. Auch die geplante Holland-Reise soll sich ja aus unerfindlichen Gründen zerschlagen haben, ebenso der geplante Besuch der grünen irischen Insel. Daß auch die Iren Schwierigkeiten hatten, Sie, verehrter Herr Bundespräsident, freudig zu empfangen, fanden wir insofern verwunderlich, als ja die Erinnerung an die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs, die Sie selber nur mit Mühe und lückenhaft zu rekonstruieren vermögen (was wir übrigens nur zu begreiflich finden), in Irland erwartungsgemäß weniger Emotionen wecken sollte als in den meisten anderen europäischen Ländern. Daß sich die Iren dann aus der Affäre zogen, indem ihr Staatspräsident Patrick Hillary kurzerhand Ihren Amtsvorgänger Rudolf Kirchschläger nach Dublin einlud, wo-



mit die offene Einladung »aufgebraucht« war, hat uns auch die Iren, die wir bislang für unsere Freunde gehalten hatten, in einem anderen Licht sehen lassen.

In dieser Situation drückten wir, die Angestellten unseres Versicherungsunternehmens, Ihnen, verehrter Dr. Kurt Waldheim, die Daumen, daß wenigstens die Belgien-Reise zustandekommen möge. Wir sahen Sie bereits unnachahmlich staatsmännisch elegant beim Europalia-Festival an der Seite König Baudouins den jubelnden Belgiern zuwinken. Was ist in Baudouin gefahren, daß er mit einem Mal nicht einmal auf der Einladung neben Ihnen genannt werden will, entschuldigen Sie schon diese respektlose Frage! Hat sich denn wirklich die ganze Welt gegen uns Österreicher verschworen? Jedenfalls hätte eine Reise-Storno-Versicherung, wie unser Haus sie Ihnen anbieten kann, viel in den letzten Monaten erlittenes Ungemach lindern können, wir wollen hier gar nicht von dem psychischen Leid sprechen, für das bei der Versicherung aus verständlichen Gründen keinerlei Anspruch geltend gemacht werden kann.

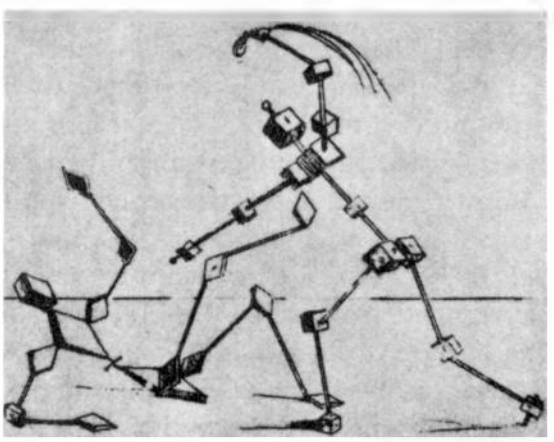
Eine solche Versicherung erscheint uns umso empfehlenswerter, als ja auch für die kommenden Monate und vielleicht sogar Jahre (Gott gebe, daß wir uns irren, aber man muß auf das Schlimmste gefaßt sein, wie der Begründer unserer Anstalt stets zu sagen pflegte, ein

Motto, mit dem wir Versicherer übrigens nie schlecht gefahren sind, wenn wir uns diesen kleinen Einwurf pro domo erlauben dürfen) gewisse Reiseprobleme jedenfalls nicht von vornherein ausgeschlossen werden können. Nehmen wir etwa England, wo sogar konservative Abgeordnete offensichtlich nichts Gescheiteres zu tun haben, als im Parlament über die Rolle zu diskutieren, die Sie, verehrter Herr Bundespräsident, im Zweiten Weltkrieg als Dolmetsch bei den Verhören englischer Kriegsgefangener auf dem Balkan spielten. Jugoslawien scheidet als Reiseziel zunächst ohnehin aus, worüber wir als Versicherer gewiß nicht traurig sind, denn was hochgestellten österreichischen Persönlichkeiten dort unten widerfahren kann, haben wir ja im Jahre 1914 erlebt, wenn Sie verstehen, was wir meinen. Und auch Griechenland und Italien sind eher unwahrscheinliche Ziele, nehmen wir an. In den USA gar, die Sie aus Ihrer Zeit als UN-Generalsekretär so gut in Erinnerung haben, mußte der österreichische Botschafter erst kürzlich im Amtszimmer des stellvertretenden Leiters jener Abteilung des US-Justizministeriums, die sich mit dem Aufspüren ehemaliger Nazis beschäftigt, Ihr Bild entdecken, das ein improvisiertes Fahndungsplakat schmückt, eine bodenlose Gemeinheit, gegen die leider kein Versicherungskraut gewachsen ist.

Dafür war die Stornierung des bereits fix geplanten und der Öffentlichkeit angekündigten Japanbesuches, der ebenfalls im letzten Moment abgesagt werden mußte, ein klassischer Versicherungsfall wie aus dem Lehrbuch. Ob auch die Spesen für das Telex retourniert worden wären, mit dem Ihr Bürochef in Tokio anfragte, ob man dort etwas gegen einen Besuch des österreichischen Staatsoberhauptes einzuwenden habe, können wir ohne genaue Kenntnis der Vorgänge nicht sagen, aber im Kulanzweg hätte sich sicher einiges machen lassen, das dürfen wir Ihnen versichern. Bei so einem Kunden! Daß das japanische Außenministerium zunächst replizierte, der österreichische Bundespräsident sei in Japan selbstverständlich stets willkommen, verleitete Ihren Pressesprecher, mit Jubel die erste offizielle Einladung bekanntzugeben, wer wollte ihm das verübeln, wir jedenfalls freuten uns mit ihm (und Ihnen, selbstredend). Daß Tokio es dann für nötig befand, grausam zu präzisieren und darauf hinzuweisen, daß der Bundespräsident zwar willkommen sei, sich aber gedulden möge, bis man eine Einladung ausspreche, war wieder einmal ein Beweis, daß die viel gerühmte fernöstliche Höflichkeit auch nicht mehr das ist, was sie vielleicht früher einmal war. Und gemeinsam mit diesem Land haben wir vor gar nicht so langer Zeit der übrigen Welt getrotzt!

Gefreut hat uns, wir wollen es nicht verhehlen, die Äußerung des Wiener Bürgermeisters, daß unser Bundespräsident in den österreichischen Landen stets mit offenen Armen empfangen würde. Wir fanden dies umso netter, als ja auch Zilk während des Wahlkampfes mehr als einmal Ihre Gedächtnislücken gerügt hat, was uns damals, mit Verlaub, ziemlich unschön erschienen war.

Daß die Vertreter des *World Jewish Congress* bei ihrer verbohrten Haltung



bleiben und Sie weiterhin mit Schmutz übergießen würden, war leider zu erwarten; wie weit sich daraus Versicherungsansprüche ableiten lassen, müßten wir erst prüfen, unsere Juristen haben sich bereits an die Arbeit gemacht. Aber diese Schläge weit unter die Gürtellinie, wenn Sie diesen Ausdruck verzeihen wollen, haben wohl an Schrecken verloren, da ja in der Zwischenzeit die ersten authentischen Einladungen in der Präsidentschaftskanzlei eingelangt sind, wie wir den Gazetten entnehmen. Jordanien, Ägypten, die Golfstaaten, die arabische Welt reißt sich geradezu um Ihren Besuch: »eine Antwort auf die zionistische Kampagne gegen Waldheim«, wie dies Ägyptens Staatspräsident so schön ausdrückte. Wir haben immer gewußt, daß unser Land und vor allem Sie, verehrter Herr Bundespräsident, in der Welt nicht ohne Freunde sind. Dennoch dürfen wir Ihnen die beiliegende Reise-Storno-Versicherung nochmals mit besonderem Nachdruck ans Herz legen, Sie werden sie noch oft brauchen, glauben Sie uns.
Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

Martin Pollack

Frühlingsrolle '87

Seit dem 5. April 1976 sind Totensonntag und Demokratie für die Chinesen ein Begriffspaar. An jenem Tag hatten sich am Pekinger Platz des Himmlischen Friedens Hunderttausende versammelt, um den verstorbenen Ministerpräsidenten Zhou Enlai zu ehren – und gleichzeitig den Sturz der damals herrschenden Viererbande zu fordern. Natürlich schritt die Polizei ein, natürlich kam es zu Massenverhaftungen, eine noch immer unbekannte Zahl von Demonstranten wurde an Ort und Stelle totgeprügelt oder später von der Miliz liquidiert. Doch das Volk, die viel beschworenen Massen, setzten ihren Willen durch, so deutlich wie nie in der Geschichte der Volksrepublik. China erhielt eine neue Führung, und die versprach neben vielem anderen auch demokratische Reformen. Die Anführer der damaligen Protestbewegung, so hieß es 1976 in Peking, seien die neuen Helden der chinesischen Geschichte.
Von diesen Helden redet heute niemand mehr. Doch daß es sie immer noch geben muß, bezweifelt keiner, am wenigsten das Amt für Öffentliche Sicherheit, das Jahr für Jahr zum 5. April, dem chinesischen Totensonntag eben, einige hundert Polizisten auf dem Platz des Himmlischen Friedens aufmarschieren läßt, um auch noch die Geister der Helden zu vertreiben. Die sind seit einigen Monaten wieder rege geworden.
Es begann im vergangenen Dezember in einer Stadt, aus der man das letzte Mal vor gut 1700 Jahren Aufregendes gehört hatte. In Hefei, der Provinzhauptstadt von Anhui. Dort verlangte Professor Fang Lizhi, Vizepräsident der Universität und ein auch außerhalb Chinas bekannter Astrophysiker, im Zuge der Modernisierung des Landes dürfe man auch die demokratischen Reformen nicht vergessen. Einige seiner Studenten vernahmen die Botschaft mit Freude und trugen sie auf die Straße. Das hätte ein lokales Ereignis bleiben können, wären nicht wenige Tage später in Shanghai Hunderttausende dem Beispiel der Studenten von Hefei gefolgt. Shanghai erlebte die größte Demonstration seit der Kulturrevolution – und zwar so überraschend, daß nicht einmal die Polizei wußte, wie sie einschreiten sollte. So jedenfalls lautete eine der Versionen der »Zwischenfälle«.
Wenn in Shanghai demonstriert wird, hat das zunächst einmal praktische Fol-

gen. In einer Stadt, in der schon das Zusammentreffen einer Kleinfamilie auf dem Bürgersteig ein gewaltiges Verkehrsproblem schafft, wirkt eine Gruppe von Demonstranten wie ein Pfropf in der Schlagader. Und wenn Tausende auf die Straße gehen, bewegt sich bald überhaupt nichts mehr: Alle Räder stehen still – und nicht nur die Zweiräder!

Zum zweiten läuten in ganz China die Sturmglocken, wenn ausgerechnet aus Shanghai die Kunde von revolutionären Umtrieben dringt. Noch zu deutlich ist die Erinnerung an die Zeit der Kulturrevolution, als hier die Comune ausgerufen wurde, als sich die Stadt von der Zentralmacht loszusagen drohte, als hier jene Allianz zwischen radikalen Führern geschmiedet wurde, die erst am Totensonntag 1976 in Peking gestürzt wurde.

Ein politisches Zeichen also mußte gesetzt werden, eine neue Schrift an der Wand erscheinen, diesmal lautete sie: Kritik an der bürgerlichen Liberalisierung. Auf Chinesisch klingt das noch gemeiner: Kritik an der Verfreiheitlichung durch die kapitalistische Klasse. Eine Kampagne war geboren und machte viele alte Kempen hellhörig.

Verlockend war das augenscheinliche Ziel der Kampagne, die Intellektuellen, verlockend deswegen, weil deren Zahl überschaubar, deren Bekanntheitsgrad hoch, und deren politisches Gewicht gering ist. Außerdem gehört das Niedermachen von Intellektuellen seit gut dreißig Jahren zum Standardrepertoire der Alten Garde, nicht nur im Zentralkomitee. Diese Alte Garde war nach 1979, dem Beginn der von Deng Xiaoping eingeleiteten Reformen, relativ unbeschäftigt, sieht man einmal von ihren Kämpfen um die Erhaltung der eigenen Macht ab. Zu den Wirtschaftsreformen hatten sie schon aus mangelnder Sachkenntnis wenig beizutragen, und an der ideologischen Front herrschte Ruhe. Zyniker in Peking deuteten daher im Anfang der »Kritik an der bürgerlichen Liberalisierung« den ganzen Vorgang als eine Art Beschäftigungstherapie für alte Kader, eine Therapie, die schon deshalb keinen allzu großen Schaden würde anrichten können, weil in jenen Kadern möglicherweise zwar noch das alte Feuer, doch sicherlich nicht mehr die geringste Beweglichkeit früherer Jahre steckte. Und wen kümmert's schon, wenn ein paar Schriftsteller und Professoren öffentliche Prügel beziehen?

So verlockend diese These ist, sie greift zu kurz. Das deutete sich an, als im Januar dieses Jahres Hu Yaubang, der Parteiführer der KPCh, zum Rücktritt gezwungen wurde, vorgeblich, weil ihm bei der ideologischen Arbeit Fehler unterlaufen seien. Insbesondere die Studenten, heißt es seit damals, hätten nicht ausreichend gelernt, warum der Kapitalismus zu Chinas Verhältnissen in einem eklatanten Widerspruch stehe. So seien sie den Verlockungen des Westens erlegen – Verlockungen wie Mitbestimmung und Pressefreiheit. Diese ideolo-

gischen Flöhe sollen angeblich die Intellektuellen den Studenten in den Pelz gesetzt haben, was dann zu den schon erwähnten Demonstrationen geführt habe, die gefährlich an die Zeit der Kulturrevolution erinnerten.

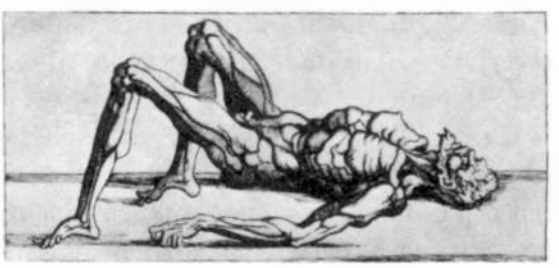
Mit der Erinnerung an die Kulturrevolution konnten auch die gescholtenen Intellektuellen aufwarten, schließlich waren sie damals die Hauptleidtragenden. Warum ausgerechnet sie jetzt ein Interesse an einem Wiederaufleben jener Phase haben sollten, konnten dann auch selbst helle Köpfe der Partei schwer plausibel machen.

Wenn überhaupt ein sinnvoller Vergleich zur Kulturrevolution gezogen werden kann, dann muß er sich auf das Instrument der Kampagne beziehen. Diese ist einer der Knüppel, mit denen in China die Kommunistische Partei ihre Macht ausübt. Sobald Kampagnen angesagt sind, zieht der Bürger den Kopf ein, selbst wenn er sich (noch) nicht direkt betroffen fühlen muß, eine gute Kampagne ist nämlich so berechenbar wie ein Wirbelsturm.

Was uns des Rätsels Lösung vielleicht näherbringt. Es sind sicherlich nicht die Intellektuellen oder Schriftsteller, die die Partei – ganz gleich von welchem ihrer Flügel die Rede ist – zu fürchten hat. Auf die Masse des Volkes übt das Schaufenster eines Kaufhauses noch immer eine weit größere Faszination aus als ein Roman oder ein Essay über menschliche Grundrechte. Die Schaufenster sind in China seit einigen Jahren relativ prächtiger ausstaffiert als je zuvor in der Geschichte der Volksrepublik. Gleichzeitig ist aber die Kaufkraft nur auf dem Lande signifikant angestiegen. Die Arbeiter dagegen leiden darunter, daß die Preise steigen (nach dreißig Jahren der fast absoluten Stabilität) und die Löhne nicht Schritt halten, während ihnen gleichzeitig der für sie absolute Luxus vorgehalten wird wie dem Esel der Maiskolben. Bezeichnenderweise reagierten einige Fabriken in Shanghai auf die Studentendemonstration sofort damit, daß sie ihren Arbeitern Lohnprämien auszahlten. Bezeichnend wohl auch, daß die ersten öffentlich bekannt gemachten Urteile gegen Demonstranten zwei Arbeiter trafen. Diese beiden hatten nur Randale im Kopf, nicht Mitbestimmung oder Pressefreiheit, doch genau hier liegt die große Furcht der Partei, die Furcht vor dem Umschlagen von Frustration in Aggression. Dies wird den Arbeitern jetzt am Beispiel der Intellektuellen vorexerziert.

Die Angst vor der Unzufriedenheit des eigenen Proletariats verbindet die Fraktionen, die sich zur Zeit um das rechte Maß an Reformpolitik streiten. Deshalb scheint es auch einigermaßen fruchtlos, der Frage nachzugehen, ob die Demonstrationen der Studenten spontan entstanden sind, ob sie von Anhängern Deng Xiaopings oder von seinen Gegnern vorbereitet wurden. Interessanter ist, wie sie politisch verarbeitet werden, um der Gesamtpartei die Erhaltung der Macht zu garantieren. Wer diese Macht dann ausüben kann, wird sich erst auf dem nächsten Parteitag, vermutlich im September entscheiden. So lange – Chinas leidgeprüfte Intellektuellen mögen mir das Sprachbild verzeihen – wird weiter auf den Sack geschlagen, den der Esel trägt.

Tilman Spengler



Beatrix Füsser-Novy, geb. 1950 lebt nach sieben Stadtzeitungsjahren als freie Rundfunkjournalistin in Köln.

Herbert Will, geb. 1951, ist Arzt an einer neurologischen Klinik. Psychonanalytische Ausbildung. Autor von: *Georg Groddeck. Die Geburt der Psychosomatik* (1984/1987).

Evelyn Roll, Journalistin, ist Redaktionsmitglied der *Süddeutschen Zeitung* München.

Renate Jäckle, geb. 1949, lebt als freie Wissenschaftsjournalistin in München.

Jörg Bopp, geb. 1938, niedergelassener Psychotherapeut in Frankfurt am Main. Zahlreiche Aufsätze im *Kursbuch*.

Axel Hacke, geb. 1956, arbeitet seit 1981 bei der *Süddeutschen Zeitung*; zunächst als Sportreporter, seit 1985 als politischer Reporter und Kommentator.

Eckart Britsch, geb. 1952, ist Soziologe, arbeitet z. Zt. an der Stanford University, Kalifornien; lebt in Berlin.

Bernhard Christoph Faust, 1755–1842, war Gräfl. Schaumburg-Lippischer Leibarzt in Bückeburg. Sein *Gesundheits-Katechismus* von 1794 ist eine der ersten hygienischen Fibeln im Sinne der Aufklärung, die dem Menschen seinen Körper gab – und die Verantwortung für ihn. Wir bringen nur den ersten Teil, »Von der Gesundheit« (gekürzt). Im zweiten Teil, »Von Krankheiten«, plädiert Faust, als einer der ersten Impfärzte in Deutschland, vor allem für die Bekämpfung der Pocken.

Gerd Göckenjan, geb. 1946, Medizinsoziologe und Politologe, arbeitet z. Zt. an der Universität Bremen, FB 11. Veröffentlichte u. a. *Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt*, Frankfurt 1985.

Günter Niklewski, geb. 1952, studierte Religionswissenschaften, Philosophie und Medizin. Arbeitet als Psychiater in Berlin.

Ulrich Schairer, geb. 1944, arbeitet in eigener Praxis in Süddeutschland.

Lao She, 1899–1966, lebte in Peking. Die hier abgedruckte Erzählung entstand wie auch sein wichtigstes Buch *Der Rikschakuli* in den dreißiger Jahren. Im kommunistischen China schrieb er vor allem für das Theater; er wurde ein Opfer der Kulturrevolution.
Lao Shes Erzählung erschien unter dem Titel »Eine verheißungsvolle Eröffnung« in dem Band *Zwischen Traum und Wirklichkeit* (1981) bei China Studien- und Verlagsgesellschaft. Wir danken dem Verlag für die Abdruckrechte.

Christiane Grefe, geb. 1957, ist Journalistin und lebt in München. Seit kurzem arbeitet sie in der Hamburger *Zeit*-Redaktion.

Kursbuch 89 **Blüh im Glanze** September 1987

Kursbuch 90 **Die Medien** November 1987

Vorschauen enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 16 und 17.

»Anthroposophie

soll nicht eine Theorie sein und Überzeugungen Lehren;
Sie soll handeln;
eingreifen ins praktische Leben.«
Rudolf Steiner

Zivilisation der Zukunft

Arbeitsfelder der Anthroposophie. Hrsg. von *Herbert Rieche* und *Wolfgang Schuchhardt*. 432 Seiten, DM 24.–

Psychotherapie und Anthroposophie

Ich-Reifung durch imaginative Traumerkenntnis. Von *Käthe Weizsäcker*. 144 Seiten, DM 18.–

Kindersprechstunde

Ein medizinisch-pädagogischer Ratgeber. Erkrankungen - Bedingungen gesunder Entwicklung - Erziehung als Therapie. Von *Wolfgang Goebel* und *Michaela Glöckler*. 570 Seiten, 36 z. T. farbige Abb., DM 48.–

Gespräche mit Ungeborenen

Kinder kündigen sich an. Von *Dietrich Bauer, Max Hoffmeister* und *Hartmut Görg*. 264 Seiten, DM 28.–

Schwangerschaftsabbruch - unser Bewußtsein vom Tod im Leben

Tiefenpsychologische und anthropologische Aspekte der Verarbeitung. Von *Peter Petersen*. 388 Seiten, DM 39.–

Unser Verlagsprogramm umfaßt etwa 350 lieferbare Titel auf den Gebieten Kunst- und Geistesgeschichte, Theologie und Religion, Anthropologie und Medizin, Pädagogik, Kinder- und Jugendbücher u. a.. Bitte fordern Sie unser kostenloses neues Gesamtverzeichnis an!

Verlag Urachhaus
Postfach 13 10 53 · 7000 Stuttgart 1

JUNIUS

»Lohmanns meisterhafte Darstellung der grundlegenden Gedanken Freuds macht neugierig, diese näher kennen zu lernen, Freud ›wiederzulesen‹. (Paul Parin in *psychologie heute*)

Hans-Martin Lohmann
Freud zur Einführung
2. Auflage
128 S., DM 11,00
ISBN 3-88506-823-0

Martin Konitzer macht deutlich, daß Reich in der Tradition des Naturprogramms der deutschen Spätaufklärung und in Einklang mit avancierten Forschungsansätzen seiner und unserer Zeit zum Verständnis seelischer und sozialer Probleme beigetragen hat.

Martin Konitzer
Wilhelm Reich zur Einführung
128 S., DM 11,80
ISBN 3-88506-829-X

JUNIUS

Junius Verlag
Stresemannstraße 375
2000 Hamburg 50

HANSER

Kritik am Antihumanismus der französischen Meisterdenker

Gegen den französischen Post- und Neo-Strukturalismus, gegen seine Rede von der Auflösung des Subjekts, von der Beliebigkeit der Wahrheit, von der Lächerlichkeit der Vernunft haben in Deutschland schon Jürgen Habermas und andere ihre Stimme erhoben. Nun haben zum ersten Mal zwei Franzosen, selbst Professoren für politische Philosophie, das Wort ergriffen und eine sachkundige Polemik gegen die Meisterdenker dieses Antihumanismus, Michel Foucault, Jacques Lacan, Louis Althusser, Jacques Derrida, Pierre Bourdieu, verfaßt. Ein Buch, das die Grundgedanken des Poststrukturalismus darlegt und kritisch überprüft; eine Streitschrift, die in Frankreich zu vehementen Kontroversen geführt hat und in Deutschland den gebannten Blick nach Paris aus der Starre lösen könnte.

Luc Ferry/Alain Renaut **Antihumanistisches Denken**
Gegen die französische Meisterphilosophen
264 Seiten · Broschur · DM 36,–

Ralf Floehr,
Bonn – Die gekaufte Hauptstadt,
ca. 176 Seiten, DM 17,80

Wer heute das Wort Bestechung in den Mund nimmt, denkt an Flick, wer Flick sagt, denkt Bestechung. Daß der sogenannte Flick-Skandal jedoch keine singuläre Erscheinung in der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte darstellt, daran versucht Autor Ralf Floehr in seinem Buch zu erinnern, wenn er die Affäre um die Wahl der Provinzstadt Bonn zur Bundeshauptstadt zu rekonstruieren versucht.

la fleur-Verlag
Friedrich-Ebert-Str. 38
4150 Krefeld

Rolf Rosenbrock
AIDS kann schneller besiegt werden
192 Seiten; DM 16,80

Leo Kofler
»Die Kritik ist der Kopf der Leidenschaft«
aus dem Leben eines marxistischen Grenzgängers
122 Seiten; DM 16,80

Joachim Hirsch/Roland Roth
Das neue Gesicht des Kapitalismus
Vom Fordismus zum Post-Fordismus
252 Seiten; DM 29,80

Ingrid Kurz-Scherf/
Gisela Breil (Hrsg.)
Wem gehört die Zeit
Ein Lesebuch für den 6-Stunden-Tag
308 Seiten; DM 19,80

Elmar Altvater
Sachzwang Weltmarkt
Die Krise des Modells der Industrialisierung in der Dritten Welt
ca. 400 Seiten;
ca. DM 34,80

Prospekt anfordern

VSA-Verlag
Stresemannstr. 384a
2000 Hamburg 50
Tel. 040 / 89 40 69

VSA

ZEITSCHRIFT IM GESUNDHEITSWESEN

Mabuse

Gesundheit & Politik

- versteht sich als Diskussionsforum der Linken und Alternativen im Gesundheitswesen;
- berichtet über: politische Aktivitäten im Gesundheitswesen & Alternativmedizin & Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen & Standesideologie & Medizin in der 3. Welt & Antipsychiatrie & vieles andere mehr;
- hat einen umfangreichen Kleinanzeigen- und Stellenmarkt;
- **Kostenloses Probeheft gefällig?**

Auslieferung für den Buchhandel: Prolit, Siemensstr. 18a, 6300 Gießen

ISBN 3-925499-11-3

Nachtschatten im weißen Land
Grundlagen und Kritik der Naturheilkunde und der alternativen Heilmethoden. Hrsg. von Manfred Brinkmann und Michael Franz mit Beiträgen vom Gesundheitstag 1981. 256 Seiten, **statt bisher 24,— DM nur 8,50 DM**

ISBN 3-925499-22-9

Sie nennen es Fürsorge
Behinderte zwischen Vernichtung und Widerstand. Hrsg. von Michael Wunder und Udo Sierck, mit Beiträgen vom Gesundheitstag Hamburg

208 Seiten, 15,- **DM**

Medizin und Nationalsozialismus:
Baader, Dörner, Huebschmann, Kudlien, Leibfried, Roth, Schwarberg u.a., 256 S.,
3. Auflage
15 DM
ISBN 3-925499-21-0

ISBN 3-925499-15-6

Für mich das Beste!
Therapietips aus drei Generationen. Ernsthaftes und Kurioses aus dem Deutschen Ärzteblatt, Hexengeflüster von der Kräutergruppe des Berliner Gesundheitsladens. Von Hackethal bis Kneipp. 416 Seiten!, Großformat statt 36,— DM nur **10,— DM**

ISBN 3-925499-09-1

Erfassung zur Vernichtung Von der Sozialhygiene zum »Gesetz über Sterbehilfe«,
hrsg. von Karl Heinz Roth, »Kostendämpfung« und »Sozialabbau« in der Nachfolge faschistischer Sozialhygieniker. 200 S., Abb. u. Dokumente, **statt 26,80 nur 12,— DM**

Peter O'Neill
Gesundheit 2000 — Krise und Hoffnung
hrsg. vom Regionalbüro für Europa der Weltgesundheitsorganisation (WHO). Um eine Krise abzuwenden, fordert die WHO in ihrer Regionalstrategie »Gesundheit für alle bis zum Jahr 2000« eine grundlegende Umorientierung: 200 S., zahlr. Abb., Tab. u. Schaubilder, **24,80 DM**
ISBN 3-925499-17-2

ISBN 3-925499-10-5

Zwischen zwei Kulturen
Was macht Ausländer krank?
Hrsg. von H. Kentenich, P. Reeg und K.H. Wehkamp, 184 Seiten. Eine Bestandaufnahme der Situation von Ausländern in der Medizin in der Bundesrepublik Deutschland. **Statt bisher 19,80 DM nur 9,80 DM**

ISBN 3-925499-20-2

Krankenpflege im Nationalsozialismus
Dieses Buch arbeitet die Geschichte des Pflegeberufes im 3. Reich auf. Mit Dokumenten, Interviews, einer Zeittafel einer umfangreichen Liste der Quellen- und Sekundärliteratur sowie vielen Fotos. **160 Seiten. 15 DM**

ISBN 3-925499-01-6

Morbus Crohn — Colitis Ulcerosa. Darmerkrankungen aus ganzheitlicher Sicht. G. Tecker, Diplom-Psychologe und selbst betroffen, gibt in diesem Buch einen Überblick über den derzeitigen Stand von schulmed. Ursachenforschung und Therapie. Ihnen stellt er weiterführende ganzheitliche Ansätze gegenüber, 160 Seiten, **15,— DM**

Bezug über: Dr med Mabuse, Zeitschrift im Gesundheitswesen
Mainzer Landstraße 147a, 6000 Frankfurt 1 ☎ 069/7381724

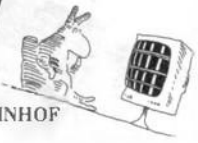
Lies WaT*

JOHN BURNHEIM
Über Demokratie
Alternativen zum Parlamentarismus
WAT 142. 192 Seiten, DM 16.50

GIORGIO MANGANELLI'S LÜGENBUCH
Herausgegeben von Klaus Wagenbach
WAT 146. 160 Seiten, DM 16.–

ERICH FRIED
Vorübungen für Wunder
Gedichte vom Zorn und von der Liebe
WAT 143. 128 Seiten, DM 14.–

Lies WaT
Wagenbachs Taschenbücherei



Lies WaT
Wagenbachs Taschenbücherei

Heraus zum 1. Mai!

ULRIKE MARIE MEINHOF
Bambule
Fürsorge – Sorge für wen?
WAT 147. 128 Seiten, DM 14.–

JEAN PAUL MARAT
Ich bin das Auge des Volkes
Ein Portrait in Reden und Schriften
Herausgegeben von Aglaia I. Hartig
WAT 148. 160 Seiten, DM 16.–

BARBARA SICHTERMANN
FrauenArbeit
Über wechselnde Tätigkeiten und die Ökonomie der Emanzipation
WAT 144. 144 Seiten, DM 14.–

DORIS LESSING
Das Leben meiner Mutter
Mit Bildern aus Afrika
WAT 149. 112 Seiten, DM 13.50

PIERRE VILAR
Kurze Geschichte zweier Spanien: Der Bürgerkrieg 1936–1939
WAT 145. 144 Seiten, DM 15.–

Lies WaT
Wagenbachs Taschenbücherei

*Wagenbachs Taschenbücherei

Die Reihe mit dem Karnickel: billig, nahrhaft, hakenschlagend

Brücken zum Menschen – Bücher vom Kreuz Verlag

Existenzfragen des Menschen

Abschied von der Selbstzerstörung beginnt bei der Energieerfahrung; fließendes Lebensgefühl löst seelische Blockierungen.

320 Seiten, gebunden
DM 29,80

Das Buch lädt ein, das Alleinsein als Chance zu begreifen, die Einsamkeit nicht nur als Krise, sondern auch als Raum für ungeahnte Möglichkeiten gelingenden Lebens zu verstehen.

104 Seiten, gebunden
DM 16,80

Kreuz Verlag

Zeitschrift "Info3"

BEISPIELSWEISE:

Anthroposophie und Nationalsozialismus(1/86); Spiritualität und Macht (7-8/86); Anthroposophie und Psychoanalyse(9/86); Arbeit und Einkommen (12/86); Alleinerziehende Mütter(3/87) Volkszählung (4/87) ; Homosexualität und Anthroposophie(4/87); ...

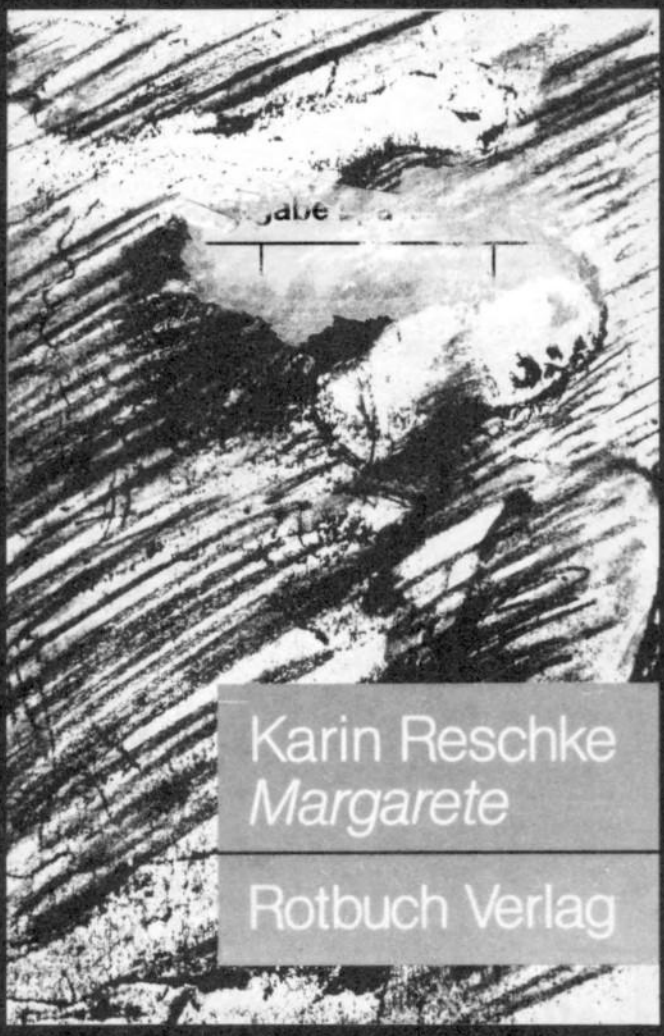
Wir können Ihnen hier leider nur einen kleinen Überblick über die Vielfalt der Themen in "Info3" geben.
Möchten Sie sich etwas ausführlicher informieren, bestellen Sie doch einfach einmal ein Probeabonnement. Für DM 10,- (bitte Ihrer Bestellung in bar oder als Scheck beilegen) erhalten Sie die nächsten 3 aktuellen Ausgaben* und zusätzlich eine der obengenannten Ausgaben nach Ihrer Wahl.

Ihre Bestellung senden Sie bitte an

"Info3" - Verlag
Vertrieb 440
Kirchgartenstr. 1
D – 6000 Frankfurt 50

*Hauptthema unserer Mai-Ausgabe:

Waldorfschule – Waldorfpädagogik



Ein junges Mädchen liegt allein in den Wehen und arbeitet ein Kind aus sich heraus, von dem niemand weiß. Die Krämpfe des gebärenden Körpers, die sich verkürzenden Abstände des Schmerzes sind Zeit und Szene des Textes. Die Verkäuferin Margarete wird von einem Versicherungsvertreter verführt, geschwängert und verlassen. Und am Ende wird sie die Frucht dieser Liebe töten.

Rotbuch 325 · 160 Seiten · 18 DM

ROTBUCH VERLAG

Gena Corea
MutterMaschine

Reproduktionstechnologien — von der künstlichen Befruchtung zur künstlichen Gebärmutter

336 Seiten, DM 32,–.

Gena Corea hat für diese erste umfassende Studie Fachliteratur gewälzt, Forscher, Anwender und Opfer befragt. Sie rekonstruiert so, wie Wissenschaft und Industrie (vorzugsweise männlich) die Fortpflanzungsorgane (vorzugsweise weiblich) immer weiter in Einzelteile zerlegen und diese künstlich nachzubilden trachten, um eines Tages dann die Ersatzteile zusammenzusetzen und die von ihnen erschaffene „MutterMaschine" anwerfen zu können. Aus der Perspektive dieses Endstadiums der Enteignung gewinnt der Fortschritt, der alles zur Verfügung hält (die Pille, die Abtreibung, die Befruchtung, — die Kinderlosen wie das Mutterlos), schärfere Konturen.

Rotbuch Verlag

ROWOHLT JAHRHUNDERT

DIE GROSSEN AUGENBLICKE
DER WELTLITERATUR IN EINER NEUEN REIHE
DES ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAGES

DIE ERSTEN BÄNDE:

ROBERT MUSIL
DER MANN OHNE EIGENSCHAFTEN
Band 1:
1056 Seiten/DM 19,80
Band 2:
1136 Seiten/DM 19,80

ANATOLE FRANCE
DIE GÖTTER DÜRSTEN
256 Seiten/DM 14,80

SAMUEL BECKETT
MURPHY
224 Seiten/DM 12,80

ALDO PALAZZESCHI
DIE SCHWESTERN MATERASSI
320 Seiten/DM 14,80

LUDWIG TIECK
DER AUFRUHR IN DEN CEVENNEN
256 Seiten/DM 14,80

JERZY ANDRZEJEWSKI
DIE KARWOCHE
192 Seiten/DM 10,80

ro ro ro